



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

39. i. 3



2nd

16m

Badisches Sagenbuch

von

August Schnezler.

Typ.

/

Badisches Sagen-Buch.



Eine Sammlung


der:

**schönsten Sagen, Geschichten, Märchen und Legenden
des Badischen Landes
aus Schrifturkunden, dem Munde des Volkes und der
Dichter.**

Herausgegeben

von

August Schnetzler.



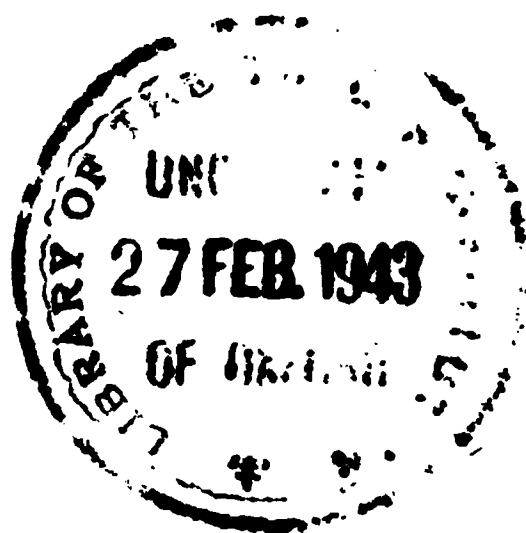
Erste Abtheilung:

Vom Bodensee bis zur Ortenau.

Karlsruhe.

Druck und Verlag von Kreuzbauer und Gasper.

1846.



Seiner Königlichen Hoheit

dem Großherzog

Leopold I. von Baden,

Dem erhabenen Freunde und Pfleger der vaterlän-
dischen Geschichte und Sagenkunde

ehrfurchtsvoll gewidmet

vom

Herausgeber.

Vorwort des Herausgebers.

Der Entschluß, die mythischen und historischen Sagen des Badischen Landes, wie dieselben theils noch im Munde des Volkes fortleben, theils in metrischer und prosaischer Form von zahlreichen Schriftstellern dargestellt, theils in alten Chroniken, Kirchenbüchern und neueren Geschichtswerken zc. zerstreut sind, in eine geordnete Sammlung zu bringen und herauszugeben, wurde zunächst durch das Erscheinen des großen „Oberrheinischen Sagenbuches“, von August Stöber, (Straßburg, 1842. Verlag von J. Schuler.) hervorgerufen. War nun in diesem Werke der reiche Sagenschatz der einen Hälfte des Oberrheinischen Stromgebietes, des, seinen Stammwurzeln und Hauptzweigen nach, uns Deutschen noch immer geistig verbrüdereten Elsaßes, in ziemlicher Vollständigkeit durch seine und auswärtige Dichter herauf gefördert und in bunterlei rhythmischer Fassung vor den Augen der Lesewelt passend geordnet aufgereiht, — so mußte wohl das Verlangen rege werden, auch die andere Hälfte dieses unvergleichlichen Thales, unser mit romantischen Reizen so gesegnetes Baden, im vollen Märchen- und Zaubergranze seines allmählig aufgedeckten

und zu Tage geschürften Sagenhortes leuchten und mit seinem transrhenanischen Nachbarn darin wetteifern zu sehen.

Bereits vor längerer Zeit aber war von den achtungswertheften Stimmen in einheimischen Zeitschriften, u. A. auch von Mloys Schreiber in der „Badischen Wochenschrift“ (1807), der Wunsch laut geworden, es möchte sich recht bald eine kundige Hand der Sammlung unserer Volksagen unterziehen, ehe dieselben mit der älteren Generation, in deren Munde sie noch größtentheils fortleben, zu Grabe sinken, oder von den politischen Stürmen neuerer Zeiten verweht, von den Lebensinteressen moderner Zustände verdrängt werden; eine Besorgniß, die auch mehrere Schriftsteller anderer teutschen Landestheile angetrieben zu haben scheint, die Sagen ihrer Heimath zu sammeln und durch den Druck vor dem Untergange zu retten. So erhielten wir, nach dem Vorgange von G. Grimm's „Deutschen Sagen“, seit dem letzten Jahrzehnt eine schon bedeutende Anzahl von Sagensammlungen aus verschiedener Herren Ländern; von L. Bechstein und von J. N. Vogl sind Oesterreich's Sagen erschienen; Ersterer hat, außer diesen und seinem „teutschen Märchenbuche“ sich durch Herausgabe des „Thüringischen Sagenschatzes“, ferner des von Franken, verdient gemacht; von Tettau und Temme wurden wir mit Preußens Volksagen, von W. Ziehnert mit denen Sachsens, von Uhland, G. Schwab, J. Scherr u. mit den schönsten Sagen Schwabens beschenkt, und erst neulich trat R. Müllenhoff mit denen von Schleswig-Holstein-Lauenburg, und Henninger mit den „Sagen und Geschichten von Nassau,“ hervor. Sollte nun Baden, der schönste Garten unter teutschem Himmelsstriche, nicht auch seinen üppigen Sagenflor entfalten? Einen Flor, in dessen Knospen eine Menge der schönsten Märchen und Legenden, die sich im übrigen Teutschland vorfinden, ja die bedeutendsten derselben, wie z. B. die vom treuen Eckart,

vom Tanhuser, vom wilden Heer, von der Melusine, der weißen Frau &c. im anmuthigsten, nur mehr dem südlichen Local und Leben angepaßten, Gewande sich wiederholen.

Der Erste, welcher Badische Sagen bei uns sammelte, war der verstorbene Oberst Medicus; eine schriftliche Sammlung derselben aus dem Munde des Volkes von seiner Hand soll sich im Besitze S. R. H. des Großherzogs befinden. Herr Archivdirector Mone veröffentlichte in seinem „Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit &c.“ und, in derselben Zeitschrift, Herr Finanzrath Bernh. Baader dahier, eine bedeutende Serie solcher Sagen; Aloys Schreiber gab eine ansehnliche Folge derselben in eigenen, zum Theil sehr gelungenen, novellistischen und metrischen Rahmen, in seinen „Sagen des Rheines, der Voghesen und des Schwarzwalds &c.“ ferner in seinen „Sagen von Baden-Baden und der Umgegend,“ und in verschiedenen Zeitschriften und Almanachen; der treffliche Alterthumsforscher Dr. Heinrich Schreiber in Freiburg bearbeitete mehrere der schönsten Oberländischen Volksagen auf musterhafte Weise; dieselben bilden eine Hauptzierde unseres Buches. R. Simrock und R. Geib in ihren „Rheinsagen &c.“ mehrten den Vorrath durch manche neue Beiträge aus dem Munde deutscher Dichter; in neuester Zeit erschienen die „Sagen der Pfalz, der Bergstraße und des Odenwaldes“ von Cand. jur. Bader, und das Werkchen von Eduard Brauer: „Sagen und Geschichten der Stadt Baden und ihrer Umgebung &c. in poetischem Gewande;“ lauter schätzbare Vorfammlungen zu dem einstweiligen Capitalstocke, den ich hier zuerst dem Umfange des Landes nach aufgestellt, nach allen mir zu Gebote stehenden Mitteln vermehrt, und nun, wiewohl nicht ohne Schüchternheit, der noch ziemlich fühlbaren Lückenhaftigkeit seines Inhalts wohl bewußt, meinen lieben Landsleuten zu übergeben wage.

Während meines jahrelangen, mit Eifer und warmer Liebe betriebenen Sammelns gewährte mir eine Hauptaufmunterung der rege Anklang, den mein Unternehmen bei allen Denjenigen, welchen ich den Plan mittheilte oder Einladungen zu Beiträgen zustellte, gefunden hat. Von den achtungswerthesten Seiten kamen mir reichliche Spenden an Materialien, Notizen und Quellenangaben zu; die Großh. Hofbibliothek und das General-Landesarchiv unterstützten mich aufs Bereitwilligste, und auch für den zweiten Band dieses Werkes, welcher zur nächsten Herbstmesse vollendet wird, sind mir noch mancherlei der schätzbarsten Originalbeiträge zugesichert worden.

Was die verschiedenen Bearbeitungen anbelangt, welche das Badische Sagenbuch enthält, so mußte ich dabei möglichst darauf sehen, durch bunte Abwechslung in Form und Stylweise, in Versen und Prosa, und durch Vereinigung zahlreicher Schriftstellernamen das Eintönige zu vermeiden, welches gar oft den dauernden Genuß solcher Sammlungen entleidet und sie ermüdend macht, besonders wenn ihr Inhalt aus lauter Versen, worunter häufig ein großer Theil nur bloße Reimerei, besteht. Das „Badische Sagenbuch“ sollte, abgesehen von seinem Werthe in poetischer und historischer Hinsicht als Erste größere Sammlung dieser Art, auch zugleich ein angenehmes Unterhaltungsbuch für Alt und Jung, für den mehr wie für den minder Gebildeten, so zu sagen eine romantische Hauspostille für unser Volk abgeben, die man, bald auf Ausflügen durch unsre reizenden Berg- und Thalgegenden, bald an langen Winterabenden, gerne zur Hand nimmt, um sich nach ernsten Berufsarbeiten oder geistesanstrengender Lektüre gemüthlich darin zu erholen. Bei der Wahl und Aufnahme der theils Büchern und Zeitschriften entlehnten Stoffe, theils eingesandt erhaltenen verschiedenen Originalbeiträge, namentlich bei der

Ersten Aufstellung eines Werkes dieser Art, wo es vor Allem darauf ankommt, erst die Hauptgrundlage herbeizuschaffen und möglichst jeden einigermaßen namhaften Ort des Großherzogthums durch irgend eine Sage, Legende, oder romantische Geschichtsscene zu repräsentiren, war es übrigens nicht wohl ausführbar, eine so strenge Auswahl und Sichtung zu treffen, daß nicht auch manches Mittelmäßige und Gehaltarme, aus Mangel an Besserm, mit unterlaufen mußte. Den Vorwurf jedoch, ich habe mich darauf beschränkt, durch bloßen Nachdruck von Sagen aus bereits vorhandenen Specialsammlungen, Zeitschriften &c. ein gewöhnliches Compilationswerk zu liefern, ohne Rücksicht auf äußere Form noch innern Gehalt zu nehmen, wird mir gewiß kein unparteiischer Beurtheiler meiner Leistung machen können. Im Gegentheile darf ich mit ruhiger Zuversicht behaupten, daß ich an jeden einzelnen Beitrag oder entlehnten Stoff, der mir es zu bedürfen schien, aufs Gewissenhafteste Hand angelegt habe, um ihn in angemessener Gestalt und würdiger, glattsleßbarer Form auftreten zu lassen. Man vergleiche nur z. B. die meisten anderen Werken entlehnten Sagen mit dem Originaltexte, der gar häufig an Unklarheit der Sätze, schleppender Breite und manchen stylistischen Nachlässigkeiten leidet, und man wird sich leicht überzeugen, daß durch die hierin von mir, wenn gleich eigenmächtig, vorgenommenen Aenderungen und Abkürzungen, das Gewand jener Sagen sich ihnen nur um so einfacher und vortheilhafter anschmiegt. Auch die metrischen Verstöße in manchen dichterischen Bearbeitungen suchte ich möglichst zu beseitigen, was mir hoffentlich von Seiten der Herrn Einsender nicht verargt werden wird.

So tritt nun deinen Gang an, Badisches Sagenbuch, durch die blühenden Gauen des lieben Vaterlandes! Sey dem

sinnigen Wanderer willkommene Begleitung als freundlicher Wegweiser durch unsre zauberische Märchen- und Legendenwelt, und dem Lesefreund in Stadt und Dorf ein gemüthlicher Abendgesellschaftler, der ihn zur heiteren Erholung von häuslichen Sorgen oder politischen Wirrnissen mit dem poetischen Firne-
wein aus den Bergen und Thälern der eigenen Heimath bewirthe.



B a d e n.

Die Sonne lacht, wohin wir schauen,
Der Erde Gottes freundlich zu.
Wie herrlich glänzen deine Gauen,
O Vaterland, wie schön bist du!
Am ausgeschmückten Seegestade,
Wo sich der Alpen Kette zeigt
Und blühend aus dem Wellenbade
Die wunderholde Mainau steigt; —

Wo Salems Friede lilienhelle
Aus einem Paradiese blickt;
Wo an der Donau Silberquelle
Die ährenblonde Saar sich schmückt,
Und, eine perlengleiche Gabe,
Die edelste der Würzen lacht,
Vom schöpferischen Zauberstabe
Des Zepters an das Licht gebracht; —

Wo in das Land der Alemannen
Der stolzen Eiche Wipfel weht,
Und, überschirmt von schwarzen Tannen,
Die wilde Pracht des Waldes steht.

Der uns des Weines goldne Flamme
 Voll Blumenduft entgegen hält,
 Und manchen Ast dem Blüthenstamme
 Des edlen Vaters Rhein gesellt; —

Wo um die Reize stiller Auen
 Die rasche Wiese zögernd schlüpft;
 Wo durch des Felsenthores Grauen
 Die Dreisam in ein Eden hüpfst;
 Wo in des Himmels blauen Aether
 Des Thurmes Spitze sich verliert,
 Der, schlank und kühn wie eine Ceder,
 Des Münsters Kunstgebirge ziert; —

Am Kaiserstuhl, wo jeder Hügel
 Im grünen Nebengürtel prangt,
 Und in des Rheines klaren Spiegel
 Der Limburg Epheu niederrankt.
 Wo durch Gebirge, Thal und Haide
 Der Kinzig Wellenmelodien
 Ins lächelnde Revier der Freude,
 Der Liebe und der Schönheit ziehn; —

Wo deine wärmste Segensquelle,
 O Alemannia! entspringt;
 Wo deiner Sprache Wohl lautwelle
 Am Blumenrand der Dös verflingt;
 Der lieblichsten Natur im Schooße
 In holder Anmuth Baden blüht,
 Frisch wie die junge Purpurrose
 Am mütterlichen Zweige glüht; —

Wo aus des Waldes Dämmerungen
 Die Murg die blauen Augen hebt
 Und um ihr süßes Thal geschlungen
 Befeligt jede Welle bebt;
 Des Fürstenschlosses milder Schimmer
 Sich über Rastatt freundlich neigt,
 Und, der Erinnerung Heiligthümer,
 Vergißmeinnicht und Vorbeern zeigt; —

Am grünen Wald voll Nachtigallen,
 Wo um der Kunstgebilde Pracht
 Der Lustgebüsche Schleier wallen
 Und eine Flur von Gärten lacht,
 Die frischer Wohlgerüche Wogen
 Der zierreichen Hauptstadt bringt
 Und einen bunten Regenbogen
 Um ihren Sonnenfächer schlingt. —

Wo, freudestolz ob ihrem Ruhme,
 Der Schwarzwald seine Pforte grüßt.
 Wo Mannheims holde Uferblume
 Des Rheines edle Wogen küßt.
 Wo um erhabene Ruinen,
 Des Lebens Frühlingsfränze wehn,
 Die schönsten Musenhaine grünen
 Und liebend in den Nectar sehn.

Wo in des Odenwaldes Frische
 Das sonnenwarme Leben ruht;
 Wo Nebenhügel, Feld und Büsche
 Sich baden in der Tauber Fluth;

Wo sie nach dem geliebten Maine
 Erröthend ihre Blicke hebt,
 Und Wertheims Bild im Wiederscheine
 Der silberklaren Wellen schwebt.

Wie lächeln sich in holdem Bunde
 O Baden, deine Gauen zu!
 Wo blühet auf dem Erdenrunde
 Ein Land, das schöner ist als du?
 Entzückt von deinem Zauberglänze
 Und deinen Reizen jubeln wir:
 Heil dir, im deutschen Blüthenfranze
 Du schönste Rose, Baden, dir!

Kling' an einander, Gold der Rebe,
 Welch' grüner Busen dich auch trug!
 Es wiederholet: Baden lebe!
 Das Herz mit jedem Wonnezug.
 Dies süße Wort tönt nah und ferne,
 Der Freude Becher wird geleert,
 Bis, angelacht vom Morgensterne,
 Die goldne Sonne wiederkehrt.

Heinrich Heß.

Vorspiel.

Kennt ihr den Wundergarten,
Den Götterhände warten,
Wo Alles grünt und blüht
Und kaum den Gärtner müht?
Gesäumt vom Silberbunde,
Vom Stolz der deutschen Lande,
Vom königlichen Rhein,
Ins fernste Blau hinein;

Und rechts von Berg und Thalen
Voll goldner Segenstrahlen,
Hercynia's Hügelreih'n
Voll Frucht und edlem Wein!
Wie braust dort auf dem Strome
Vorüber Erwin's Dome,
Dampfschnaubend aus dem Schlot
Das schmucke Räderboot!

Und vom Gebirge wieder
Wie jubelnd klingt hernieder
Des Hirtenknaben Sang!
Gelehnt auf grünen Hang,

Die Burgruinen schauen
 Mit heiterem Vertrauen
 Ins Aug' der neuen Zeit,
 Voll Friedensseligkeit!

In sommerlicher Schwüle
 Wie labt der Wälder Kühle!
 Wie lacht der Matten Grün
 Mit glänzend fetten Röh'n!
 Wie tröstlich wehn die Tannen,
 Aus kranker Brust zu bannen
 Mit ihrem Balsamhauch,
 Was sie mag quälen auch!

Dort laden die Najaden
 Zum Trinken oder Baden
 An der Genesung Born
 Aus ihrem Wunderhorn.
 Es frohen Felsenquadern
 Von reichen Erzesadern,
 Kein schlimmer Gnom verlacht
 Des Knappen Fleiß im Schacht.

Und Städte rings voll Leben
 Und schmucke Dörfer weben
 Zum Himmel von Saphir
 Die schönste Teppichzier.
 Landbau, Gewerbe, Handlung,
 In immer höherer Wandlung
 Und Kunst und Wissenschaft
 Voll reger Triebe Kraft!

Des Volkes Herzen flammen
In Liebesgluth zusammen
Für Freiheit, Licht und Recht;
Ein ferniges Geschlecht! —
Sey's auf den glanzumgebenen,
Goldährenvollen Ebenen,
Sey's, wo der Wasserfall
Sich stürzt mit Donnerhall:

Millionen Reize laden
Zum Paradies von Baden
Der Gäste buntes Meer
Aus Näh' und Ferne her.
Doch ganz es zu genießen,
Laßt euch nun auch erschließen
Durch Sängers Zauberwort
Der Sagen Wunderhort!

Die Märchen und Balladen
Aus den geheimsten Pfaden,
Die Geister der Natur
Aus Berg- und Thalesflur;
In Liedern und Romanzen
Umgaufeln und umtanzen
Sie jedes Sonntagskind,
Das nicht für Wunder blind.

Von steiler Klippe Stufen,
Aus tiefen Stromestufen,
Aus felskrystallnem Schacht,
Aus grüner Waldesnacht;

Aus blauen Seees Wellen,
 Aus stillen Klosterzellen,
 Zerfallner Burgen Wall —
 Sind sie berufen all'.

Sie singen Freud' und Schmerzen
 Tief aus des Volkes Herzen,
 Und halten wach darin
 Den kindlich frommen Sinn;
 Mit Poesie durchweben
 Sie manches arme Leben,
 Und bieten ihm Ersatz
 Für einen andern Schatz.

Die Gnomen und die Elfen,
 Sie kommen gern und helfen
 Dem braven Bauer aus
 In Feld und Hof und Haus.
 Die Riesen und die Zwerge
 Durchwandeln noch die Berge,
 Die Nixen blühen im See;
 Doch thun sie Niemand weh.

Ein heilger Gottesfrieden
 Hat allen Haß geschieden,
 Und gute Geister nur
 Umschweben unsre Flur! —
 Drum lauscht nun gern den Sagen
 Aus den vergangnen Tagen;
 Dann erst im wahren Glanz
 Erblickt ihr Badens Kranz!

M. Schnegler.



Einleitung

von Josef Bader.

Entwicklungsbild der heimischen Sagenwelt.

Die herrlichen, gesegneten, reichbevölkerten Gefilde am stolzen Rheinstrom, herab vom Bodensee zum Neckar, zum Main und weiterhin, die gleich einem prangenden Teppich seine Ufer schmücken und den Kranz der Vorhügel des Schwarzwalds und der Vogesen; diese Gefilde, wo Alles in üppiger Fülle blüht und in buntgestaltetem, fröhlichem Leben sich bewegt — sie lagen einst als todter Grund tief unter weiten, unregelmässigen Wassern, wie verdammt zum ewigen Fluthengrab. Das Rheinthäl, das ganze, große, füllte ein einziger See, im Kreise kahler Berghäupter und düsterer Wälder.

Aber der mächtige Stromgott, der „am Busen der Gletscher-Ammen gesäugte“, fand kein Gefallen an der weiten Debe — er suchte das heitere Leben der Menschen. Da sanken die Wasser und theilten sich die Fluthen. In immer engeren Schranken, immer geregelteren Betten, nahmen sie den Lauf. Breite Bergwände, zahlreiche Vorhügel, traten an den belebenden Sonnenstrahl, bedeckten sich mit munterem Grün.

und lockten aus dem dunkeln Urwald — den Menschen herbei, den götterähnlichen.

Rhenus lächelte, und die Geister der Flüsse, der Bäche und Quellen, die das hercynische Waldgebirg ihm sendete und das voghesische, sie schwebten freudig von Ufer zu Ufer, wo der Mensch sich niederließ — schützende, pflegende, beglückende Genien.

Da milberte sich des Menschen Gemüth, erweiterte sich sein Aug, übte sich mannigfaltiger seine Hand. Die schirmende Hütte hatt' er längst gebaut, und der schnelle Fuß trug ihn leicht zum befreundeten Nachbarn; aber jenseits der Fluthen, am blauen, dämmernden Gestade — hatte dort sein Blick nicht gleiches Leben erspäht? Es regte sich die Sehnsucht — sie reichte weiter als die Kraft des Schwimmers, doch nicht weiter als der sinnende Kopf und die Kunst der geübten Hand. Bald befuhren Flöße und Rähne die Ufer und landeten am fremden Gestade, das dem kühnen Schiffer gastliche Ruhe bot und Erfrischung. Oder, hat auch damals schon die Habsucht den leichten Rahn mit blutiger Beute gefüllt ¹⁾?

Dies war die Kindheit der Schiff-Fahrt auf dem Rheine, wo jetzt der stolze Dämpfer einher braußt und sich das schwere Frachtboot durch die Wogen drängt. Heute noch zeigt man längs der Vorhügel hin, hoch oben an Felswänden, die eingefeilten Eisenringe, welche einst statt des Ankers zum Anhacken der Schiffe gedient ²⁾.

1) Vergleiche die Sage von den Seeräubern auf dem Thurmberg, unter den Sagen von Durlach im zweiten Bande dieses Werkes. Anm. des Herausg.

2) Z. B. an den Felswänden beim Rulufs-Bad, zwischen Bollswil und Kirchhofen im Breisgau. An den Thurmsteinen mehrerer Kirchen, die auf dem Hochufer des alten Rheinbettes liegen, will man ebenfalls solche Ringe gefunden haben. — — Uralte Sagen sprechen aber auch von einer Zeit, als lange, lange vor der Periode der Sündfluth, in unsern Gegenden und bis in den tiefsten Norden hinab, ein Klima, wie das der üppigen südlichen Himmelsstriche, waltete, und mit den Blumen und Früchten jener glücklichen Zone auch unsere Heimath gesegnet war. Ueberreste von Palmen, Datteln und anderen tropischen Erzeugnissen, von Säugethieren und Amphibien, die wir jetzt nur noch im Süden finden, sind aus den Tiefen unseres

R h e n u s , der menschenfreundliche , als er dies Gedeihen sah , drängte seine Fluthen noch weiter zurück vom Thalgelände , dämmte sie ein in noch engere Betten . Es verschwand der große See — nur blieb , zum ewigen Merkmal , das Becken des Bodensees³⁾).

Aus dem Schoos der Erde aber hatte Vulkan , kühn durch das Rheinbette herauf , den Kaiserstuhl getrieben , der — ein feuersprühender Inselberg , jetzt mächtigeren Fuß in den Fluthen faßte , bis seine Gluth erloschen war und seine Wände sich begrünten , um das eine bald und bald das andere Ufer zu zieren.

Mehr und mehr , von frisch fließenden Wassern getränkt , von der Sonne Strahlen erheitert und erwärmt , von freundlichen Geistern gehütet , bedeckten sich die Ebenen des Rheinthal's mit dem Schmucke des Grases , des Strauches , der Eiche und Buche ; üppige Wiesen und Wälder dehnten sich aus ; der Thalbewohner rückte seine Hütten und Dörfer bis an die Ufer vor — die Morgenröthe freundlicherer Zeiten ging auf über das weite , im ersten Jugendtrieb schwellende Thal.

Der schwarzgelockte , leichte , gesellige R e l t e aber war's , ein Sohn des Morgenlandes , welcher zuerst an den großen Rhein=See gekommen , welcher ihn zuerst befahren , an seinen Ufern die ersten Dörfer und Städte gegründet , den Bergen , Flüssen , Forsten und Fluren die ersten Namen gegeben . Und mit ihm sind die Genien seiner Heimath eingezogen in das Rheinthal , die unsterblichen Pfleger und Beschützer seines Erden=daseyns , holde , zarte weibliche Wesen — die Göttin V e r c h t e

Bodens zu Tage geschürft worden und geben uns dunkle Kunde von einer paradiesischen Vortwelt , die auch von einem götterähnlichen Menschengeschlechte bevölkert gewesen seyn und erst durch die (von manchen Geologen angenommene) Verrückung der Erbachse sich in die uns bekannte , rauhere Welt umgewandelt haben mag.

Ann. des Herausg.

3) Siehe das schöne Gedicht von Gustav Schwab : „Die Schöpfung des Bodensees“, Seite 1 dieses Bandes.

und jene wundersamen Fee'n, welche in Felsgrotten, an See'n und Quellen, auf lichten Hügeln und in dämmernden Hainen ihre Zauberhöflichkeit und Wundergärten bewohnten.

So, unter dem Schirme seiner Götter und Genien, hatte der Rette, mit erfinderischem Geist, mit betriebsamer, kunstfertiger Hand, das Rheinthäl bevölkert und bebaut — ungezählte Jahrhunderte lang. Und wie er nun gealtert war und geschwächt an Kraft, da trat aus den östlichen Wäldern ein Jüngling hervor, hochgewachsen, mit schwellenden Muskeln, von blondem Haar und blauem Aug, über der Schulter das Fell des erlegten Wildes, in der Faust den leichten Wurfspeer, neben sich den besochten Ochsen und das getreue Bind. Es gefiel ihm an den sonnigen Halden und Vorhügeln und Thalgeländen, wo nie gesehene Pflanzstätten, Weiler und Dörfer, im Kranze zierlicher Gärten und blühender Fruchtgebilde, seinem erstaunten Blick entgegen lachten.

Wir erkennen den blonden, blauäugigen Riesenjüngling — es ist der Germane, auch ein Sohn des Orients, aber rauh geworden und abgehärtet auf der langen, gefährvollen Wanderung. Leppiges Leben ist ihm fremd, und doch — in die finstern Wälder will er nicht mehr zurück. Er ringt mit dem Rette um den Besitz des schönen Rheinthals; er bewältigt und unterjocht ihn — er ist des Landes Herr, theilt und genießt die Früchte seines Sieges.

Aber so leichten Kampfes sollte ihm seine neue Heimath nicht zu Theil werden; ein zweiter, weit erfahrner, vielgeübter, listiger Krieger erschien — der stolze Römer. Ihm gehorcht eine eroberte halbe Welt; wird die germanische Kraft, die jugendliche, ungelehrte, ihm widerstehen? Sie muß weichen, und der sieggewohnte Eroberer macht das schöne Rheinthäl mit dem friedlichen, fleißigen, dienstgewohnten Rette, zu einem Vorlande seines Reichs.

Schnell mehrten sich fortan die Dörfer, die Städte; sichere Straßen, von Thürmen und Kastellen beschützt, verbanden sie, prächtige Bäder und reiche Tempel schmückten ihre Umgebung. Denn neue, stolzere Götter und Genien herrschten jetzt. Hier durchzog Diana mit Pfeil und Bogen die Forste; dort, im Kriegslager, gebot Mars mit dem blinkenden Schwert, und in Städten und Dörfern lockte der geflügelte Merkur mit Stab und Säckel zu Handel, Gewerke und Künsten — zu wachsendem Gewinn. Ein großes, vielbewegtes, freudiges Leben durchströmte das Rheinthäl.

Und vertrauter näherten sich die Götter und Genien der Kelten jetzt den römischen; bald unterschied man sie nicht mehr, sah Berg und Thal froh bevölkert mit Fee'n und Elfen, Dryaden, Najaden und Nymphen. Ihre Unschuld aber war nicht mehr die reine, ihr Wesen nicht mehr das immer gute, menschenfreundende. Wohl schützten sie das Volk ihrer Kreise noch, halfen ihm und beschenkten es; aber falsch auch und tückisch verlockten sie schmeichlerisch ihre Günstlinge zur Sünde, rissen sie bald in Gefahr und Verderben.

Und so war's schlimmer geworden mit dem Menschen. Lüstern nach stets neuem Genuß, begann er selbst mit seinen Göttern zu buhlen. Was war ihm heilig noch, nachdem Merkur das Füllhorn seiner Schätze über ihn ausgegossen? Das Leben im Rheinthäl, jenem gleich in der römischen Weltstadt, versank in Reichthum und Ueppigkeit; Uebermuth und Schwelgerei hatten es vergiftet und angefäult — es verdiente den Untergang.

! Abermals erschien jetzt der Germane, unverdorben noch und ungeschwächt, wie das erstemal — doch reicher an Erfahrung und fester an Entschlossenheit. Denn des Römers Eroberungssucht hatte auch ihn aufgestört in seiner stillen Heimath, auch ihm das Joch der Knechtschaft geschworen. Mächtig

seht und rachedürstend warf er sich dem Feind entgegen, dem unersättlichen, und es änderten sich die Geschehe.

Der Germane, gestärkt durch das almanische Brüderband, geschirmt von seinem Wotan⁴⁾, seinem Thor, seinen Walküren, stand an den Pforten des Weltreichs. Was nützten die Mauern und Thürme, womit der Römer das Rheinthäl umzogen? Sie fielen, und zu Ende war die stolze Herrschaft Roms an den Ufern des Rheines!

Nicht aber wurde das Land jetzt eine Wüste voll Blut und Asche. Die verhaßten Zwingburgen, die schirmenden Städte, die üppigen Bäder und prächtigen Tempel allein wurden ein Raub der Zerstörung — die Hütte, der Pflug des Landbewohners blieben dem Sieger heilig, nur waltete fortan Er als Herr über Alles.

Und auch die alten Götter blieben dem Besiegten. Die Fee'n, die Nymphen, sie bewohnten ihre Felsen, Haine und

4) Allmächtig, Alles durchbringend und beherrschend thront Wotan über der germanischen Götterwelt; als Lenker der Schlachten und Erlämpfer des Siegs sprengt er auf sprühendem Wolkenroß oder fährt auf rasselndem Wagen über die Kriegsstätten dahin; den nächsten Rang nach ihm nimmt der rothbärtige Thor, der Gott des Donners ein; einen wuchtigen Hammer schwingend schmettert er aus dem zusammengeballten Gewölk sengende Schlangengebisse hervor; Tyr, der germanische Mars, unterstützt den Wotan in der Lenkung der Schlachten; in seinem Gefolge die Schlachtenjungfrauen; die Walküren (aus deren Flügen über die Wahlstätte später wahrscheinlich die Sage vom wilden Heer sich gestaltete). Freyr, der Gott des Friedens, solchen Kriegsgöttern gegenüber, steht natürlich in schwächerem Lichte da; seine Schwester Freya, die germanische Diana, und Wotan's Gattin Frea, (Pertha,) sind die weiblichen Hauptgottheiten. Der Raum verbietet uns, alle übrigen, dem hohen Norden entsprossenen, Göttergestalten der urgermanischen Welt hier vorüberschreiten zu lassen; wir erwähnen nur noch der Helden und weisen Frauen, denen, als Halbgöttern, heilige Verehrung erwiesen wurde, wie z. B. dem erdgeborenen Laislo und seinem Sohne Mannus zc. von denen die Helden der Nibelungen und des Heldenbuches, Siegfried, Dietrich, Wieland, Eckart (siehe die Dreifache Sagen) u. s. w. abstammten, die Priesterinnen, Seherinnen, z. B. Welleda zc.

Der Germane bevölkerte die Wälder und Gewässer mit Druiden (Druten), Alraunen, Feien (Feen); die Gekirge mit Riesen, Zwergen, Kobolben und allerlei Gnomen, welche Letztere später, zum Theil bei Einführung des Bergbau's im Schwarzwalde, als Berg- oder Grubenmännlein, Verwandte des Erzgebirgsfürsten Rübezahl, auftreten. Der Lindwürmer, Drachen und anderer Ungeheuer, die zu bekämpfen waren, gab es in den Höhlen und Felsklüften die Menge.

See'n, wie zuvor. Im Rauschen aber der hohen Eiche, im Tosen des schäumenden Wassersturzes verkündete der alemannische Gott seine gewaltigere Majestät.

Doch, was sind alle die stolzen Götter der Heiden gegen den Gekreuzigten! Einzelne, arme, wehrlose Männer und Frauen, von jenseits des Meeres, von dem grünen Erin, von dem felsigen Scotien, kamen herüber an den Rhein, predigten die Lehre des Weltheilands und besiegten die Herzen des Volks. Freilich erhoben sich verruchte Hände gegen die Frommen und rötheten mit ihrem Blute den heimathlichen Boden. Aber die Grabstätten der Märtyrer verherrlichten sich durch heilige Wunder; gläubig wallfahrte das Volk zu ihnen und überbaute sie mit Kirchen und Klöstern ⁵⁾.

Wo war jetzt die alte Götter- und Genienwelt? Hatten sie die Berge verlassen, und die Felsgrotten, die Haine, die See'n und Flüsse? Nein; aber ein vernichtender Krieg aus der Zelle des Mönchs, aus der Höhle des Waldbruders erhob sich gegen sie. Sein Fluch verwandelte ihr einst heilbringendes, dann gefallenes Wesen in die Natur des Bösen, und von dem an spuckten aus ihnen überall teuflische Künste zur Verlockung und zum Verderben des Menschen. Verdrängt und gestürzt, hausen sie seither im Schacht der Berge, im Grunde der See'n — als heidnischer Hofsalt, als Gnomen und Zwerge, Mummler und Niren ⁶⁾.

So ist im Rheinthale die Welt des Kelten und des Römers untergegangen. Nur Namen sind noch übrig von ihr, und Burgtrümmer, und verschüttete Städte, und vergrabene

5) Siehe die Sagen vom heiligen Fridolin, Trutbert, Landolin, u. in diesem Bande.

6) Siehe z. B. die Sagen vom Venusberg bei Ushausen und von der Haselhöhle in diesem Bande; sodann jene der Stadt Baden („Kellers Bild und Kreuz“), und die von Schiltach und Schappach im ersten, vom Mummel- und Wildsee im zweiten Bande.

Schätze, die ein mißgünstiger Dämon hütet, bis etwa der Pflug des Landmanns sie erreicht und zu Tage fördert. Reich und gewaltig war diese Welt; aber die neue des christlichen Deutschen wurde herrlicher.

Wer weiß es nicht, wie die Klöster geblüht an Gelehrsamkeit und frommer Zucht? Wie die Ritter geglänzt an Ehre und Tapferkeit, ihre Frauen und Töchter an Schönheit und keuscher Sitte? Wer hat nicht von den Liedern gehört, die auf Burgen, an Fürstenhöfen, an Kaiserlagern, die Harfe des Sängers begleitete? Und von der prangenden Waffenkunst des Turniers, und von den kühnen Heldenthaten der Fahrten ins heilige Land? Ja, die Begeisterung für den Gefreuzigten, und seiner unbesleckten Mutter inbrünstige Verehrung — sie schufen eine Welt voll reinen, hoherhabenen, wunderherrlichen Lebens!

Aber der Böse, mit den gestürzten Göttern und Genien der alten Welt, vergiftete dies Leben bald genug. Sie schlichen umher nach Opfern ihrer Rache. Da vergaß ein Mönch sich in den frevlerischen Gelüsten geheimer Wissenschaft ⁷⁾, ein anderer dort mit der gottgeweihten Schwester in den Fesseln unreiner Liebe ⁸⁾, und büßte dann dafür auf dem Scheiterhaufen oder lebendig eingemauert, oder stürzte sich herab von der Fels Spitze in den wogenden Strom! Noch bezeichnet schauerliches Gestöhn zur Mitternachtsstunde die Todesstätten dieser Verführten.

Es überschüttete der Böse die Klöster mit der Fülle des Reichthums, auf daß er sie ablocke von der Dornenbahn strenger Zucht auf den schlüpfrigen Weg der Ueppigkeit. Uebermüthige, schwelgerische Aebte, führten sie nicht das blutige Schwert, statt des friedlichen Krummstabs? Haben sie nicht zerstört, gesengt

7) Siehe z. B. Berthold Schwarz, S. 374 dieses Bandes.

8) Siehe z. B. die Sagen vom Höllenhafen, S. 172, und Nonnenmattweiher, S. 237 dieses Bandes 2c. Von Tiefenau, im zweiten Bande 2c.

und gebrannt, anstatt auferbaut und gesegnet? Und wie der Hirt, so die Heerde. Wie manches Kloster, reichbegütert in den vaterländischen Gauen, lud Sünden auf Sünden und sank von seinem Reichthum in Armuth und Verachtung! Jetzt liegen die Trümmer dieser einst geheiligten Mauern verödet unter Disteln und Dornen, und wenn die Nacht ihren schwarzen Schleier über sie ausgebreitet hat, erheben sich die Geister jener Aebte und Mönche aus den verschütteten Grüften und wandeln ewig büßend über den Schauplatz ihrer Frevel und Verbrechen hin ⁹⁾).

Von den Klosterzellen aber schlich der Böse auf die Burgen der Ritter, in die Schlösser der Fürsten. Er fand Eingang leider, fast überall. An wie manche dieser stolzen, kühnen Bauten klebte das Blut und der Schweiß des armen, gepeinigten Volkes! Habt ihr nie die Ketten gesehen mit den vermoderten Knochen in aufgegrabenen Burgverliesen, wo einst die gefangene Unschuld verkümmerte? Oder nie die blutbespritzte Stelle, wo die verfolgte Jungfrau, freiwillig herabgestürzt in die rettende Tiefe, ihren Geist verhauchte?

Ja, von Sünden und Lastern genug sind diese Burgen und Schlösser Zeuge gewesen. Noch sucht der Schatzgräber die Stellen auf, wo einst ein hartherziger Burgherr den Raub von Wittwen und Waisen in eiserner Kiste unter das Erdbreich seines Kellers verbarg. Noch zeigt man die dunkle Hohlgaße, wo einst der freche Junker mit seinen Gefellen auf Beute gelauert ¹⁰⁾. Keine Gegend könnt ihr nennen in unserem schönen Heimathlande, wo die Hand des Landmanns dem Wanderer nicht von einem Raubschlosse die Trümmer weist. Und überall in finsterner Mitternacht gehen sie noch um, die Burggeister, denen der strafende Himmel keine Ruhe des Grabes gönnt.

9) Siehe z. B. die Sage von den Mönchen in Gottesau; Uhland's „Das verfuntene Kloster“ etc. im zweiten Bande dieses Werkes.

10) Siehe z. B. die Sagen vom Falkenstein. S. 409 dieses Bandes, und andere Anm. des Herausg.

Und die zarte, keusche, milde Frauenwelt in den Burgen und Schlössern? Den Ruhm der Sittsamkeit, der Frömmigkeit, der Treue, der Armenpflege hatten Frauen und Töchter in reichem Maß erworben, und er hatte sie verklärt wie ein Heiligenschein. Aber wie bald verblendete der eitle Stolz das junge Gemüth der Maid, wie bald der süße Reiz verbotener Liebe das Herz des Weibes! Vom Hunger verzehrt flehte der Arme — vergeblich, er ward mit Hunden von der Pforte getrieben. Und fand nicht der gläubige Ritter, heimgekehrt vom fröhlichen Waidwerk, sein Gemahl, zum Entsetzen — in des Buhlen Arm? Traf nicht der gläubige Ritter, zurückgekehrt von den Mühen der langen Kreuzfahrt — einen neuen Herrn seines Weibes, oder statt des eigenen Bluts, einen Bastarden, auf der heimischen Burg? Noch kennt der Landmann die Stelle, wo das treulose Weib, getroffen vom Schlage der rächenden Hand, jammervoll unterging ¹¹⁾).

So war auch diese Welt, die einst hochbelobte und herrliche der Klöster und Burgen, dahin gesunken in ein trauriges, schmachbedecktes Verderben. Aber eine neue hatte sich jetzt aufgethan, eine reiche, kräftige, strebende — die Welt der Städte. Diese, oft das Asyl des gedrückten, gehezten Landmanns, immer die Freistätten des Handels, des Gewerbes, der Wissenschaft, der Kunst, die Besten des Rechts und der Freiheit — erzogen Bürger, welche stolz neben dem Ritter stunden, Männer, welche ruhmvoll kämpften für die geliebte Heimath auf-dem Felde der Schlacht, wie im Rathe der Fürsten. Muth und Fleiß, sie belohnten sich auch hier ¹²⁾).

11) Siehe z. B. die Sage von der Frau von Rosenstein, das Edelfrauenloch 2c. im 2. Bande dieses Werkes.

12) Unser Buch enthält zahlreiche Sagen von den Ursprüngen Wadischer Städte, von tapferen Thaten ihrer Bürger, (z. B. „der Fleischer von Konstanz, Freiherr von Fahrenberg im ersten Bde. „Die vierhundert Pforzheimer“ 2c. im zweiten Bde. 2c.) von originellen Charakterzügen ihrer Bewohner; von derben Kerngesellen, (wie z. B. Romaios) u. s. w.

Anm. des Herausg.

Was Prälat und Ritter seit Jahrhunderten eingebüßt, das gewannen die Städte.

Auch den teutschen Städten, wie vielen, wie herrlichen im schönen Rheinthal! auch ihnen lächelte Merkur, wie einst den feltischen und römischen. Ihre Schätze häuften sich, aber verblendet dadurch vergaßen sie ihrer Brüder — des Landvolks, welches im Joche der Knechtschaft schmachtete. Der Böse verschloß ihr Herz — der wimmernde Klagelaut des Armen, er erscholl vergeblich. Da drückte die Verzweiflung dem Verlassenen das Schwert, die Brandfackel in die Faust — und durch ganz Deutschland wälzte sich eine schwere, schwarze, verderbenschwangere Wolke des Aufbruchs!

Wo am Rheine ist ein Gau, dessen Bewohner dir nicht zu erzählen weiß von den Gräueln des Bauernkriegs? Da und dort zeigt man die Trümmer noch von einst stolzen Burgen, welche durch die Faust der Empörung in Schutt und Asche versunken. Und noch traurigere Stellen — wo der arme Besiegte seine Verzweiflung büßte unter dem Henkerschwert.

Und die Frucht dieses Sieges — war es eine bessere, friedlichere Zeit? Der Böse grinzte höhnisch über den Schauplatz des Menschentreibens hin, und unsere schöne Heimath ward ein Tummelplatz räuberischen, mordbrennerischen Gesindels. Der obdachlose Zigeuner, der gardende Landsknecht, der fahrende Adept, der hausirende Krämer, alle im Dienste des Bösen, und ausgerüstet mit höllischen Kräften und Künsten, trieben da ihr heillos Spiel.

Noch mehr aber übte Satan seine Tücke. Zu Mädchen und Frauen schlich er und lockte die Bethörten in seinen Bund. Da, bei stürmischen Nächten, auf Besen reitend, mit gelöstem Haar und Gewand, flogen sie hinauf, wo die Orgie rasste — nach des Bloßbergs qualmender Kuppe! Und gesättigt alsdann von diabolischen Genüssen, kehrten sie heim, um den

Brei zu kochen, der mit Sturm und Hagel des Landmanns Hoffnung darnieder schlug — die blühende Saat, die sprossende Rebe.

Aber das Volk schrie Rache über den verderbenschwangern Hexenzauber. Der Folterstuhl erpreßte die Geständnisse des teuflischen Bundes, und nun fort zur Strafe mit den armen Besessenen, die der Böse zu Werkzeugen seines Menschenhasses gemacht — zur unerbittlichen Strafe! Da loberten durch alle Gaue der Heimath die Scheiterhaufen, um halbentseelte, folterbrüchige Leiber zu verzehren ¹³⁾.

Endlich schmetterte durch das Prasseln dieser Sanbenito-Flammen hindurch, die Trompete des schwedischen Reiters. Eine andere Mordgeschichte rollte sich auf. Vom wilden Heere des Schweden erzählt das Landvolk noch mit Grausen, und vom Schwedenkrieg und Schwedentrunk ¹⁴⁾. Der Böse hatte sein Meisterstück vollbracht; es schließt sich damit die heimische Sagenwelt, welche mit den Werken guter segensbringender Götter und Genien so herrlich begonnen.

13) Hexenthürme findet man noch in mehreren unserer Städte, z. B. in Burlheim, Bühl, u. und Hexensagen überall in Menge.

14) Siehe z. B. die Schwedensagen im Albgau, in der Paar u.

Anm. des Herausg.



Bodensee.



Die Schöpfung des Bodensee's.

Als Gott der Herr die dunkeln Kräfte
Der werdenden Natur erregt,
Und zu dem schöpfrischen Geschäfte
Die Wasser und den Grund bewegt: ;
Und als sich nun die Tiefen senkten,
Die Berge rückten auf den Platz,
Die Ebnen sich mit Bächen tränkten,
In See'n sich schloß der Wasser Schatz:

Da schuf sich auch die Riesenfette
Der Alpen ihrer Thäler Schoos,
Da brach der Strom im Felsenbette
Aus seinem Eispalaste los.
Er trat heraus mit freud'gem Schrecken,
Er waltet hell in's offne Land,
Und ruht in einem tiefen Becken
Als blauer See mit breitem Rand.

Und fort von Gottes Geist getrieben
Wogt er hinab zum jungen Meer,
Doch ist sein Ruhesitz geblieben,
Und Wälder grünen um ihn her;
Und über ihm hochausgebreitet
Spannt sich der heitern Lüfte Zelt,
Es spiegelt sich, indem sie schreitet,
Die Sonn' in ihm, des Himmels Held.

Und wie nun auf den weiten Auen
 Des ersten Sabbath's Ruhe schlief,
 Ließ sich der Bote Gottes schauen
 Im lichten Wolkenfranz und rief.
 Da scholl gleich donnernden Posaunen
 Des Engels Stimme durch den Ort,
 Es horchten Erd' und Fluth mit Staunen,
 Und sie vernahmen Gottes Wort:

„Gefegnet bist du, stille Fläche,
 Vor vielem Land und vielem Meer!
 Ja rieselt fröhlich nur, ihr Bäche,
 Ja ströme, Fluß, nur stolz einher!
 Ihr hüllet euch in einen Spiegel,
 Der große Bilder bald vereint,
 Wenn Einer, der der Allmacht Siegel
 Trägt auf der Stirn — der Mensch, erscheint.

Erst lebt ein dumpf Geschlecht, vergessen
 Sein selbst, im Walde mit dem Thier;
 Dann herrscht ein Fremdling stolz, vermessen,
 Ein Sieger mit dem Schwerte hier;
 Er zimmert sich den Wald zu Schiffen,
 Eröffnet Straßen, baut ein Haus;
 Dann hat ihn Gottes Hand ergriffen,
 Und schleudert ihn zum Land hinaus.

Und führt den Stamm mit goldnen Haaren,
 Mit blauem Aug' an's Ufer her;
 Er hat noch Nichts vom Herrn erfahren,
 Sein Gott ist Eiche, Fluß und Meer;
 Doch schläft im tüchtigen Gemüthe
 Noch unerweckt des Ew'gen Bild,
 Ein Strom der höchsten Kraft und Güte
 In seinen vollen Adern quillt.

Der Himmel wird ihm Boten senden,
 Die sagen ihm von Gottes Sohn,
 Die bauen mit getreuen Händen
 In dichten Wäldern seinen Thron.

Dort wird das Licht des Geistes leuchten,
Von dorthier der Erkenntniß Quell
Der Erde weites Feld befeuchten,
Dort bleibt's in tiefem Dunkel hell.

Dann werden sich die Haine lichten,
Wie sich der Menschen Herz erhell't,
Dann prangt ein Kranz von goldnen Früchten
Um dich, du segensreiches Feld!
Die Rebe strecket ihre Ranken
In deinen hellen See hinein,
Und schwer beladne Schiffe schwanken
In reicher Städte Hafen ein.

Und Die des Höchsten Krone tragen,
Statthalter seiner Königsmacht —
An diesen Ufern aufgeschlagen,
Sonnt oft sich ihres Hofes Pracht.
Und Völker kommen aus dem Norden
Und aus dem Süden, See, zu dir;
Du bist das Herz der Welt geworden,
O Land, und aller Völker Zier!

Drum sind wir Sänger auch gegeben,
Zwei Chöre, die mit deinem Lob
Die warme Frühlingsluft durchbeben,
Wie keiner je sein Land erhob:
Das eine sind die Nachtigallen,
Auf Wipfeln jubelt ihr Gesang,
Das andre sind in hohen Hallen
Die Ritter mit dem Harfenklang.

Wohl ahnst du deinen Ruhm, du wallest
Mit hochgehobner Brust, o See!
Doch daß du dir nicht selbst gefallest,
Bernimm auch deine Schmach, dein Weh!
Es spiegeln sich die Scheiterhaufen
Der Märtyrer in deiner Fluth,
Und deine grünen Ufer traufen
Von langvergoffnem Bürgerblut.

Sei nur getrost! du blühest wieder,
 Du wischest ab die Spur der Schmach,
 Und große Sagen, süße Lieder,
 Sie tönen am Gestade nach.
 Zwar dich verläßt die Weltgeschichte,
 Sie hält nicht mehr an deinem Strand
 Mit Schwert und Wage Weltgerichte,
 Doch still Genügen wohnt am Rand.

Der Hauch des Herrn treibt deine Boote,
 Dein Netz soll voll von Fischen seyn,
 Dein Volk nährt sich von eigenem Brote,
 Und trinkt den selbstgepflanzten Wein.
 Und unter deinen Apfelbäumen
 Wird ein vergnügt Geschlecht im Glück
 Von seinem alten Ruhme träumen;
 Wohlan, vollende dein Geschick!"

Der Engel sprach's, der Sabbath endet,
 Der Schöpfung Werktag hebt sich an,
 Es rauscht der See, die Sonnè wendet
 Ihr Antlitz ab, die Wolken nahn;
 Die Stürme wühlen aus den Schlünden
 Den trüben Schlamm an's Licht herauf,
 Der Strom hat Mühe sich zu münden,
 Und sucht durch trägen Sumpf den Lauf.

Doch webt und wirkt im innern Grunde
 Der schwer arbeitenden Natur
 Das Wort aus ihres Schöpfers Munde,
 Sie folgt der vorgeschriebnen Spur.
 Von Licht verklärt, von Nacht verhüllet,
 Sein bleibt das Wasser, sein das Land,
 Und was verheißen ward, erfüllet
 Der Zeiten Gang auf Fluth und Strand.

Gustav Schwab.

Die Prinzessin vom Bodensee.¹⁾

Es sah die Insel aus dem See,
Mit weißer Brust zur blauen Höh';
Sie spiegelt sich im Wellenbade,
Sie winkt hinüber zum Gestade:
„Mein ist des Sees Diamant,
Wer mag ihn holen sich im Land?“

Und wie er glänzt vom Söller her,
Macht jedes Herz die Liebe schwer:
„O Fürstenkind der Alemannen,
Wer darf dein schlankes Bild umspannen?“
Das darf die keusche Lust allein,
Der Wellen froher Silberschein.

Sie lächelt in das schöne Land:
„Wer freit die stolze Fürstinhand?
Mein ist der freie Inselhügel,
Mein dieses Meeres weiter Spiegel,
Mein ist der hohe Jugendleib;
Wo blüht umher ein reicher Weib?“ —

Der See umwallt sie meilenweit,
Und höhnt der Freier heißes Leid.
Da reitet von den Alpenhöhen
Ein welscher Graf, sie zu erflehen.
Als Bote zieht sein Hund voraus,
Er schwimmt zu der Fürstin Haus.

Er heut ihr dar den Liebesbrief:
„Sind deine Wellen trüglich tief,
Und kannst du treu und tiefer lieben,
So rüst' ich dir die Barke drüben,
Die hole dich zum Land so hold,
Zum Marmorschloß voll Lust und Gold!“

Sie knüpft ihr Wort dem Boten an:
„Dein Leib sey deiner Hoffnung Rahn,

Dein Segel sey die Lieb' alleine,
 Dann will ich folgen als die Deine." —
 Er reitet fort mit Spott und Schaam:
 „Nimm einen Fisch zum Bräutigam!"

Eine Taube fliegt auf ihre Hand
 Und beut ein flehend Busenband:
 „Auf meinen grünen Schweizerauen
 Laß uns die Bundeshütte bauen;
 O komm zu mir, du Himmelslicht!
 Ein treuer Herz beglückt du nicht!" —

Die Taube kehrt zum Alpensohn:
 „Was sucht der Hirt den Fürstenlohn?
 In meinen grünen Wellengründen
 Magst du die Bundeshütte finden." —
 Da sinkt er in den tiefen See,
 Mit seiner Liebe tiefem Weh. —

Es lagert im verheerten Feld
 Ein Werber neu, der Frankenheld:
 „Ich habe ihrer Väter Marken,
 Will nun im schönern Sieg erstarken.
 Mein Edelfalke trage hin
 Den Brautring meiner Königin!"

Hoch schwebt der Falk und unsichtbar,
 Was schimmert durch die Luft so klar?
 Es fällt mit stummen Siegergrüßen
 Ein Demantring zu ihren Füßen;
 Sie steckt ihn sinnend an die Hand
 Und schaut erröthend nach dem Strand.

Dann kränzt sie ihren Ahnensaal
 Und füllt den gastlichen Pokal;
 Sie läßt den Pfad voll Blumen säen,
 Die Thore auseinandergehen;
 Sie steht im bräutlichen Talar,
 Den Myrthenzweig im blonden Haar.

Und dort beschwört den See der Held:
 „Besigen will ich ihre Welt!
 Sey mein, du frohes Reich der Wellen!
 Ihr sollt euch meiner Liebe stellen,
 Versäumt die Unterthanenpflicht,
 Ihr hellen Geister, drunten nicht!“

Er schickt sich rasch zur Reise an,
 Und furcht der Wogen klaren Plan,
 Da summt und quillt es aus den Tiefen,
 Als ob ihn Geisterstimmen riefen.
 Er bannt sie mächtig aus der Gruft,
 Denn droben ist, die ihn beruft.

Die Geister heben ihn empor;
 Er tritt, den Blick voll Liebe, vor.
 Er schreitet auf den Blumenwegen
 Der Herrin durch das Thor entgegen.
 Sie reicht ihm des Willkommens Trank
 Und küßt vom Mund der Liebe Dank.

Sie blüh'n, ein friedlich Fürstenhaus,
 Das dehnt sein Reich in Liebe aus. —
 Die Wassergeister mit den Grotten,
 Die Burgen und die Heldenflotten,
 Die Insel, ihres Namens Klang, —
 Verschwanden längst im Zeiten Drang.

Georg Rapp.

¹⁾ Als die Bewerber um die Hand der lieblichen allemantischen Prinzessin, als welche hier der Bodensee mit seinen umliegenden Gauen allegorisch dargestellt wird, denkt sich der Dichter wahrscheinlich unter dem welschen Grafen die Römer, unter dem Alpensohne die Helvetier, und unter dem Frankenhelden das Haus der jetzigen Herrscher.

Conradin am See.¹⁾

Raum ist der Frühling im Erwachen,
 Es blüht der See²⁾, es blüht der Baum,
 Es blüht ein Jüngling dort im Rachen,
 Er wiegt sich in der Wellen Schaum.

Wie eine Rosenknospe hüllet
 Ein junges Purpurkleid ihn ein,
 Und unter einer Krone quillet
 Sein Haar von güldenerem Schein.

Es irret auf den blauen Wellen
 Sein sinnend Auge, wellenblau,
 Der Feyer, die er schlägt, entschwellen
 Gefänge von der schönsten Frau.

Des ersten Donners Stimmen hallen,
 Im Süden bligt es blutig roth;
 Er läßt sein Lied nur lauter schallen,
 Ihn kümmert nichts, als Liebesnoth.

Und wenn er Minne sich errungen,
 So holt er sich dazu den Ruhm,
 Und herrscht, vom Lorbeerfranz umschlungen,
 In seiner Väter Eigenthum.

Kind! wie du stehst im schwanken Rahne,
 So rufet dich ein schwanker Thron,
 Vertrau' dem Schatten nicht, dem Abne,
 Verlaßner, armer Königssohn!

Du bist so stolz und unerschrocken,
 Du sinkest, eh' du's nur geglaubt,
 Die Krone sitzt auf deinen Locken,
 Als träumte nur davon dein Haupt! —

Er höret keine Warnungsstimme,
 Schwimmt singend auf dem Abgrund hin,
 Was weiß er von des Sturmes Grimme?
 Nach Lieb' und Leben steht sein Sinn.

So gib ihm Leben, gib ihm Liebe,
Du wonnevolles Schwabenland!
Verdopple deine Blüthentriebe,
Knüpf' ihm der Minne selig Band!

Es hat zu leben kurz der Knabe;
Hauch' ihm entgegen Lebenslust,
Durchwürze jede kleine Gabe
Mit ew'ger Jugend Blüthenduft!

Mach' ihm den Augenblick zu Jahren,
Den er an diesen Ufern lebt,
Daß er mit ungebleichten Haaren
An Freude satt gen Himmel schwebt!

Was ist's? Er läßt die Feyer fallen,
Er springt an's Ufer, greift zum Schwert;
D seht ihn über Alpen wallen
Mit treuen Männern, hoch zu Pferd!

Der Lust, der Liebe Lieder schweigen,
Er glüht von edlerem Gelüst;
Er will der Väter Thron besteigen —
Und wandelt auf das — Blutgerüst.

Was willst du mit der Blumen Kranze,
Du grünes, seebespültes Land?
Was willst du, Lust, mit blauem Glanze?
Was willst du, leerer Kahn, am Strand?

Ihr wart geschmückt zu Freud' und Wonne,
Dem letzten Staufer dientet ihr:
Verhüllet euch, o Erd' und Sonne!
Denn es ist aus mit eurer Zier!

Gustav Schwab.

¹⁾ Vom herrlichen Stamme der Hohenstaufen war zuletzt nur noch ein schwaches Reis übrig: Friedrichs II., des größten Kaisers Enkel, Konrads IV. Sohn: Conradin, den ihm Elisabeth von Bayern, die Schwester Herzogs Ludwig des Strengen, zu Landsbut geboren hatte. Mit dem Titel „König in Jerusalem und Sicilien und Herzog in Schwaben“

erwuchs er länderlos am Hofe der Herzoge von Bayern, indessen Fürsten und Reichsvasallen dem reichen Richard von Cornwallis, Bruder des Königs von England, zu Worms huldigten, der zugleich mit Kaiser Philipps Enkel, Alphons von Castilien, die gierigen Hände nach Schwaben ausstreckte (1259 n. Ch.). Erst als die Beiden, doch nur Schattenkönige, vom Schauplatz abgetreten waren (1260), erhoben sich die Freunde der Staufer wieder und einige echt teutsch Gesinnte faßten nochmals den Gedanken, den letzten Hohenstaufen auf den Thron zu setzen. Vergebens schleuderte Papst Urban Verbote und Gegenerklärungen. Eberhard Truchseß von Waldburg, Bischof von Constanx, hatte sich erkühnt, die Vormundschaft und den Schutz Conradins zu übernehmen. Mit kleinem Gefolge war der eilfjährige Knabe in sein väterliches Erbe gekommen. Seine Freunde hatten ihn zu Ulm und Rotweil Fürstentage halten lassen. Dann lebte er einige Zeit in Ravensburg und stieg endlich herab an die Ufer des Bodensees. Zeitgenossen schildern ihn als einen lieblichen und wunderschönen Jüngling von gebildeter Erziehung und der lateinischen Sprache so kundig, daß er sich aufs Vollkommenste darin auszudrücken wußte.

Seinen edeln Geist entwickelte das tragische Schicksal seines Hauses, die Freundschaft, die Natur, deren heitere und belebende Einwirkung der zarte Jüngling an den blühenden Ufern des Sees tief empfand, und welche ihn vielleicht hier zu den, Jugendlust und doch ahnungsvolle Trauer athmenden Frühlingsgesängen in seiner schwäbischen Muttersprache begeisterten, wie wir sie gleich zu Anfange die Manesse'sche Minneliedersammlung schmücken sehen.

So zog er in seinem väterlichen Herzogthum umher, um aus den Trümmern des Hohenstaufischen Erbes Mittel zu seinem italienischen Kriegszuge zu sammeln. In Arbon, dicht am Gestade des See's, verlebte er ein halbes Jahr und verlieh, „wegen der langen Gegenwart Unsrer Diener und Unsrer Hohheit,“ den Bürgern das Gericht und den Blutbann. Armer Conradin! was für süße Hoffnungen sproßten damals in deiner jungen Brust auf, als du um diese Zeit, bei der kleinen Stadt Engen im Hegau, dem Grafen Rudolf von Habsburg die Anwartschaft auf die Kyburgischen Reichslehen gabst, „wenn du erwählt und ernannt, die höchste Stufe, den Thron des römischen Reichs erstiegen haben würdest!“ Diesem Rudolf, der wenig Jahre nachher, auf dem Schutte der Hohenstaufen, sich und seinem Hause einen länger dauernden Thron errichtete; aber die Stufen, die du erstiegst, königlicher Jüngling, führten dich zu dem Morbblocke, auf welchem dein edles Haupt fiel!

(Aus des Freiherrn von Laßberg's Bildersaal, II. S. 89.)

²⁾ Das Blühen des See's hat derselbe wohl mit mehreren Landseen gemein. Im März sind nämlich oft ganze Strecken seines Wassers mit einem gelben Staube bestreut, der sich bald schleimig zusammenhängt, und erst nach tagelangem Umherschwimmen verschwindet. Diese Erschei-

nung kann nicht vom Blühen der Wasserpflanzen herrühren, da der See deren nur wenige hat; es ist vielmehr nichts anders, als der männliche Samenstaub der an den Ufern wachsenden Obst- und Waldbäume.

(Siehe Gustav Schwab: „Der Bodensee und das Rheinthäl 2c.“)

Friedrich Otte, der Elsäßische Dichter, besingt dies Blühen wie folgt:

Wenn von dem Himmel nieder die Abenddämmerung steigt
Und sich das Haupt der Blume zu sanftem Schlummer neigt,

Da fängt, wenn Alles feiert, wenn Schiffer ruht und Rahn,
Im See ein andres Leben, ein andres Blühen an.

Die Welle, die so fröhlich das Ufer erst bespült,
Sie legt sich leise nieder, vom Abendwind gekühlt.

Und dunkle Purpurröthe steigt aus der Tiefe Quell
Und macht die Seefluth glänzen gleich einer Rose hell.

Gleich einer Rose duftig, von zart gewobnem Schein,
Es strahlen die Zauberfarben weit in die Nacht hinein.

— Das ist ein Werk der Feyen tief in des Wassers Grund;
Die treiben da ihr Wesen in stiller Abendstund'.

Beim hellen Sonnenschimmer kann nicht ihr Werk gedeih'n,
Der Mond in stillen Nächten begünstigt sie allein.

Da springen auf die Pforten des Schlosses von Kristall,
Es heben sich aus den Tiefen die leichten Wesen all;

Laut jubeln sie und schlingen den Reigen strandentlang
Und freuen sich des Zaubers, der ihnen gut gelang;

• Raum aber ruft den Morgen der muntre Wächter an,
Da fängt die schimmernde Rose sich zu entfärben an;

Und wenn der Alpen Stirne im Morgenstrahl erglüh't,
Da feiern die Nixen wieder, da ist der See verblüh't

(Siehe Gedichte von Friedrich Otte. Basel, 1845. Schweighauser, S. 157.)

Der Reiter und der Bodensee.¹⁾

Der Reiter reitet durch's helle Thal,
Auf's Schneefeld schimmert der Sonne Strahl.

Er treibet im Schweiß durch den kalten Schnee,
Will heut noch erreichen den Bodensee;

Noch heut mit dem Pferd' in den sichern Rahn
Will drüben noch landen vor Nacht er an.

Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein,
Er braust auf rüstigem Roß feldein.

Aus den Bergen heraus, in's ebene Land,
Weit sieht er sich dehnen das Schneegewand.

Weit hinter ihm schwindet so Dorf wie Stadt,
Der Weg wird eben, die Bahn wird glatt.

In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus,
Die Bäume gingen, die Felsen aus;

So flieget er hin eine Meil' und zwei,
Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei;

Es flattert das Wasserhuhn empor,
Nicht andere Laute vernimmt sein Ohr;

Keinen Wandersmann sein Auge schaut,
Der ihm den rechten Pfad vertraut.

Fort geht's wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee;
Wann rauscht denn das Wasser? wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe herein,
Von Lichtern blinket ein ferner Schein.

Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum,
Und Hügel schließen den weiten Raum.

Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn,
Dem Rosse giebt er den scharfen Sporn.

Die Hunde bellen empor am Pferd,
Und es winkt im Dorf ihm der warme Heerd.

„Willkommen am Fenster, Mägdelein,
An den See, an den See, — wie weit mag's seyn?“

Die Maid, sie staunet den Reiter an:
„Der See liegt hinter dir und der Rahn.

Und deckt ihn die Rinde von Eis nicht zu,
Ich sprach', aus dem Rachen stiegst du.“

Der Fremde schaudert, er athmet schwer:
„Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!“

Da recket die Magd die Arm in die Höh':
„Herr Gott! so rittest du über den See!

„An den Schlund, an die Tiefe bodenlos
Hat gepocht des rasenden Hufes Stoß!

„Und unter dir zürnten die Wasser nicht?
Nicht frachte hinunter die Rinde dich?

„Du wardst nicht die Speise der stummen Brut?
Der hungrigen Hecht' in der kalten Fluth?“ —

Sie ruft das Dorf herbei zu der Mähr,
Es stellen die Knaben sich um ihn her;

Die Mütter, die Greise, sie sammeln sich:
„Glückseliger Mann, ja, segne du dich!

„„Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch,
Brich mit uns das Brod und isß vom Fisch!““

Der Reiter erstarret auf seinem Pferd,
Er hat nur das erste Wort gehört.

Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar,
Dicht hinter ihm grinsset noch die Gefahr.

Es sieht sein Blick nur den gräßlichen Schlund,
Im Geist versinkt er im schwarzen Grund.

Im Ohr ihm donnerts, wie frachend Eis,
Wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß.

Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab,
Da ward ihm am Ufer ein — trocken Grab.

Gustav Schwab.

¹⁾ Bekanntlich ist der Bodensee, bei all seiner großen Tiefe, schon mehrmals in strengen Wintern gänzlich zugefroren. Man berichtet solches von den Jahren 1277, 1435, 1560, 1573, 1587, 1695, 1788 und 1830.

Diese Gelegenheiten benützte man oft zu ausgedehnten Lustpartieen auf dem Eise; so hielten 1573 zweihundert Constanzer Bürger zu Fuß und zu Pferd die Aschermittwochschlacht auf dem See. Im Jahr 1695 gab die Stadt Arbon ein Freischießen auf demselben. Auch im Jahr 1830 fanden mehrere Belustigungen darauf Statt; Krämerbuden, Schenke- zelte waren aufgeschlagen, Musikbanden spielten auf, Regel wurden geschoben und eine Menge Leute lustwandelten sorglos auf der glatten Fläche hin und her.

C o n s t a n z.

Petershausen.

Graf Gero von Montfort.¹⁾

Von Montfort war's der greise Graf,
 Gesättigt von dem Leben,
 Der sah den blauen See im Schlaf,
 Und stille Rähne schweben,
 Auf Wasser, Erd' und Himmel Ruh';
 Da flog sein Herz dem Frieden zu.

Und als vom Traum er aufgewacht,
 Da ruft er seine Knechte,
 Hat sie belobt und gut bedacht,
 Nimmt Abschied vom Geschlechte,
 Verläßt die Herrschaft und das Schloß,
 Und zieht zum fernen Strand zu Noß.

Wie nun er an das Ufer trabt,
 Hört guten Wind er sausen,
 Und trifft am Strand den frommen Abt
 Vom heiligen Petershausen,
 Dazu ein Schiff, die Segel voll;
 O wie sein Herz von Sehnsucht schwoll!

Sanct Peters Haus, die stille Statt,
 Von Wellen leis bespület,
 Sein Geist sich ausersehen hat
 Vom Ird'schen abgefühlet;
 Dort will er dienen Gott dem Herrn,
 Von Lust und Pracht der Erde fern.

Den Abt erquickt der heil'ge Sinn,
 Er hebt in's Schiff den Grafen;
 Wohl bringt dem Kloster das Gewinn
 Sie stoßen ab vom Hafen.
 Schon schwimmt das Schiff auf blauer Fluth —
 Wie wird dem Greise da zu Muth!

Er spricht gerührt: „D fühltet Ihr,
 Herr Abt, was ich empfinde!
 Es blickt das Wasser auf zu mir,
 Wie Mutter nach dem Kinde!
 Denn wißt, bei jenes Hornes*) Riff
 Geboren ward ich einst im Schiff.

„Und wenn ich in dem Rachen drin
 So sanft geschaukelt liege,
 Wird mir wie einem Kind zu Sinn,
 Als ruht' ich in der Wiege;
 Die Mutter lispelt in mein Ohr
 Und singt ein Schlummerlied mir vor.“

Derweil sie segeln frisch nach vorn,
 Da übermann't's den Grafen;
 Sie sind nicht ferne mehr vom Horn,
 So hebt er an zu schlafen,
 Und bei der Ruder gleichem Schlag
 Er schlummernd auf dem Schiffe lag.

Und wie das Schiff vorüberzieht,
 Dort, wo er ward geboren,
 Da tönt das süße Wiegenlied

*) Horn heißt am Bodensee so viel als Landzunge.

So hell in seinen Ohren;
 Er schlug die Augen auf und rief:
 „O Mutter, wie so tief ich schlief!“

Er schließt die Augen wieder zu,
 Noch tiefer fortzuschlafen:
 Steh, Nachen, still! nicht eile du!
 Dein Gast ist schon im Hafen.
 Der Abt zu seinen Füßen kniet,
 Ihn mit dem letzten Trost versieht.

Bringt ihn zum heil'gen Haus hinab,
 Legt in den Chor den Frommen;
 Dort rauscht die Fluth, die einst ihn gab,
 Und die ihn jetzt entnommen;
 In süßem Frieden, frei von Harm,
 Ruht er der Welle dort im Arm.

Gustav Schwab.

¹⁾ Graf Gero, der Familie von Montfort angehörig und Herr von Pfullendorf, beschloß im höheren Alter, der Welt zu entsagen und in dem Kloster Petershausen dem Himmel zu leben. Voll Sehnsucht nach dieser Ruhestätte entdeckte er am See, auf einer Reise begriffen, sein Vorhaben dem Abte jenes Klosters; setzte sich mit ihm zu Schiffe und segelte dem Hafen zu; aber ihn sollte noch eine stillere Ruhestätte aufnehmen. Er ward noch auf der Fahrt schwer krank; und an der schmalen Landzunge, die unweit Constanz sich in's Wasser streckt und schon damals das Eich-Horn hieß, starb der Greis im Schiffe, das jetzt den Todten wiegte, wie es einst den Säugling gewiegt hatte; denn er war zu Schiff auf dem Bodensee geboren. Seine Hülle ward an der Stätte seiner Sehnsucht, zu Petershausen, bestattet.

(Siehe Gustav Schwab: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale 2c.“)

Tegelstein.

Auf der Burg Tegelstein am Bodensee lebte einst eine reiche Wittwe, Anna von Tegelstein, mit ihrem Sohne und drei Töchtern. Sie war eine überaus stolze Frau und gönnte den Armen kaum die Lust und das Brod. Eines Tages kam auf die Burg eine Pächterin aus der Gegend, in Trauer ge-

kleidet und sprach zur Edelfrau: „Gnädige Frau, gestern ist meine einzige Tochter gestorben; sie war erst achtzehn Jahre alt und die Freude meines Lebens. Nun möcht ich gern um ihre schwarzen Locken einen Kranz von weißen Rosen flechten, da sie doch eine Braut des Himmels geworden. Vergönnt mir, daß ich welche in Eurem Schloßgarten breche, wo sie so schön und reichlich blühen!“ — „Was da!“ — fuhr sie die stolze Frau an — „einen Kranz von Nesseln magst du für dein Mädel binden! Rosen geziemen sich nicht für so gemeines Volk; die sind nur für unsers Gleichen!“ „Nun,“ — versetzte mit feierlichem Tone und einem klagenden Blicke zum Himmel die arme Wächterin — „so mögen denn Eure Rosen zu Todtenkränzen für Eure Töchter werden!“ — und verließ das Schloß. Aber ihren Wunsch hatte Gott vernommen. Noch vor Ablauf eines Jahres starben alle drei Töchter der Edelfrau, und jede trug im Sarg einen Kranz von weißen Rosen aus dem Burggarten. Und so lange das Geschlecht der Tegelseiner*) blühte, sah man jedesmal, wenn der Tod eines weiblichen Abkömmlings der Familie nahe war, den Geist der hochmüthigen Frau Anna um Mitternacht im Schloßgarten sitzen und einen Kranz von weißen Rosen flechten.

(Aus M. Schreibers: „Sagen aus den Rheingegenden“ 1811.)

*) Wo ihr Schloß am Bodensee liegt oder lag, habe ich nirgends auffinden können; vielleicht ist Tegelsein nur ein willkürlich erfonnener Name, wie eben in Bezug auf Lokalitäten H. Aloys Schreiber es nicht besonders strenge zu nehmen pflegte.

Der Herausgeber.

Auszüge aus Speths: „Constantinische dreibogige Ehrenpforte etc.“ Constanz 1733 bei Conrad Waibel.

Constanz's Ursprung.

Der Syndicus Dr. J. F. Speth beginnt seine unter dem Titel „Der in der Constantinisch = dreybogigen Ehrenpforte Constantinisch = mit dreifachem Ruhm prangend = Glor = Sieg = und Ehr = reiche Creuz = Schild. Oder Dreitheilige Beschreibung der, nach Alter Red = Arth Beständig in der That, Edlen, Böst = und Ehrsamten Stadt Constanz, 1c. 1c. erschiene Geschichte von Constanz folgendermaßen:

„Es ist zwar freylich kein Rinderspühl, wann ein altes Weib tanget! Allein wann ein alter Mann nicht von älteren Sachen, als er selber ist, zu reden weiß! so stehet er gleichsam noch in! Rinder-Schuechen, dann, wie Cicero de orat. perf. recht und wohl gesprochen, „nescire, quid ante te actum sit, est quasi semper puerum esse.“ —

Hierauf beweist unser geschmackvoller Chronist durch Citate aus Gabriel Buccelinus Descript. Constant. und anderen Quellen, „daß die Stadt Constanz ihre erste Aufferbauung ursprünglich von des Noë Enkelen nicht lange Zeit nach dem Sündfluß und allgemeinen Welt-Ueberschwämung herleiten, folglich einer weit älteren Herkunft, als die sonst älteste Städte in teutschen Landen, sich rühmen möge ic.“ „Genug ist es,“ — fährt Dr. Speth, (Seite 7) fort — „daß die Stadt Constanz bereits schon in dem Jahr nach Erschaffung der Welt 3820, von denen benachbart-Allemanischen Völkern, Harudes genannt, nicht nur den Namen „Harudopolis“ getragen, sondern auch von dem negst-anligent-, damals sogenandt Moësischen See (Bodensee) „Moësopolis,“ und ferner von dem Röm. Heers-Führer Valerio eine geraume Zeit lang „Valeria,“ alsdann aber „Vitodurum,“ auch „Gannodurum“ und endlich von einer auff der negst angelegenen Insel des Rheins, nach einer von denen Römern zur Erhaltung des eroberten Volks und Lands erbauten Burg, worinnen die Römische Landpfleger residierten und der H. Pelagius seiner Zeit gefangen lag, „Nider- oder Wasser-Burg“ benamset worden, welchen Namen sie nebst dem Schild oder Wappen, welches eine Burg vorstellte, so lang behalten, bis der Römische Kayser Flavius Constantius, mit dem Bey-Namen Chlorus, im Jahr n. C. G. 297 wider die aufgestandene Teutsche, so damahlen gegen die Römer sich empöret und die Stadt Constanz oder noch sogenandte Stadt Niderburg nebst der umliegenden Landschaft Allemannia dazumahl erschrocklich verherget hatten, einen herrlichen Sieg allernebst bei der Stadt Constanz erfochten, in welchem 60 bis 70,000 Teutsche auff dem Platz geblieben, und lange Zeit hernach die Felder mit Todten-Cörperen also angehäuffet waren, daß von denselben die Erden, wie mit einem Schnee bedeckt, und in späteren Zeiten sowohl in der Petershauser Vorstadt, als in dem Ziegel-

graben zu Conſtanz eine große Menge zerhauener Haupt-Schilden und Menſchen-Gebeiner in Nachgrabung zu denen Fundamenten, ſammt einigen Römischen, des Kayſers Constantii Regierung andeutenden Münzen, gefunden wurden. Derothalben iſt zu ewiger Gedächtnuß dieſes Siegs, und in Anſehung der ſo rar- als annemlichen Orths-Situation auff die Rudera-der von denen Teutſchen zerbrochenen uralten Stadt Amtodurum (das iſt anhezo Conſtanz) von Constantius nicht nur eine neue Römische Reichs-Stadt gebauet, ſondern auch dieſelbe mit eingeführter Colonia einiger außerleſenen edlen Römern beſeſet, und nach ſeinem Namen Constantia genennet worden."

Den Grundſtein zum Dome dieſer Stadt ſoll Kaiſer Karl der Große gelegt haben.

Dr. Speth.

Um die Mitte des neunten Jahrhunderts ſtarb zu Reibingen der deutſche König Carl der Dicke, der für Conſtanz mit beſonderer Vorliebe eingenommen war und öfters in dieſer Stadt oder auf der Inſel Reichenau ſein Hoflager aufſchlug, in welcher letzteren er auch begraben liegt. Der Chroniſchreiber Buccelinus meldet, Carls Leichnam ſey von Reibingen (an der Donau) aus, von vom Himmel herabgeſchwebten Lichtern bis in die Reichenau begleitet worden.

Dr. Speth.

Der heilige Conrad und die Giftspinne.

Dieſer H. Conrad, ein „gebohrner Graf von Altdorf,“ — erzählt Dr. Speth in ſeiner Chronik, — wurde im J. 938 n. C. G. zum Biſchof von Conſtanz erwählt. Die Stadt hat ihm viele Schenkungen und wohlthätige Stiftungen, z. B. das St. Conrads-Armenspital, die Pfarrkirche zu St. Paul, die Nachbildung des heiligen Grabes in der Domkirche ic. zu verdanken. — „Wie Pet. Canisius in Martyrologio ſchreibet, iſt dieſer heilige Mann öfters mit trudenen Füßen über den Bodensee gegangen; er weiſſagte künftige Dinge mit Prophetiſchem Geiſte, wirkte viele Wunderzeichen ſowohl im Leben, als nach dem Todt und konnte vergiftetes Weſen ohne einigen Schaden oder Verlegung genießen; geſtalten dann, als einſtmals an

dem Heiligen Oſterttag inwährender Celebrierung deß in der Thomb-Kirche zu Conſtanz gehaltenen Ampts der H. Meß eine abſcheuliche Gift-Spinne unversehens von oben herab in das Heilige Blut, nach deſſen Consecration, gefallen, Er daſſelbe ſammt der Spinnen zu ſich nahm, vor der Mittags-Mahlzeit aber, da Er bereiths zu Tiſche ſaß, und das Haupt auff beyde Hände eine gute Weil unterſtützend, zu denen eine Ihme anſtoßende Unpäßlichkeit beſorgenden Dieneren vermeldete, daß ſie ſich ſeinetwegen nicht bekümmern ſollten, indeme Er allein eines Gaſts, erwarte; worauff die vorangeregtermaßen genoſſene Gift-Spinn unversehrt und lebendig Ihme auß dem Hals hervorkroche, worauf Er Gott Lob und Dank ſagte, annebens denen Dienern erſt den Verlauff und was Ihme begegnet, eröffnete.“

Anno Chriſti 1294 erbauten Biſchof Heinrich und der Reichsvogt Albrecht, die Gebrüder von Klingenbergh, ein Haus, fünf Stockwerke hoch, zu welchem, nachdem es vom Boden an fertig daſtand, auf eine unbegreifliche Weiſe hintennach erſt das Fundament unterlegt wurde.

Dr. Speth.

Anno Chriſti 1349 ſteckte ein in der ſog. Nordgaſſe*) zu Conſtanz wohnender getaufter Jude, welcher aus Furcht der Feuerſtrafe, wegen der ſeinen ehemaligen Glaubensgenoſſen zur Laſt gelegten Brunnenvergiftung, im vorigen Jahre zur chriſtlichen Religion übergetreten war, aus freien Stücken und geſſentlich ſein eigenes Haus in Brand und rief, während ihn und ſeine zwei Kinder die Flammen umloberten, zum Fenſter hinaus, er habe ſich entſchloſſen, als ein frommer Jude zu ſterben. Sein Haus ſteckte mit raſch um ſich greifender Brunſt die Nebengebäude an, und es wurden in kurzer Zeit bei vierzig Bürgerhäuſer vom Feuer verzehrt. So erzählt Stumpfius pag. 340.

Dr. Speth.

*) Dieſe Gaſſe hat ihren Namen von der, auf das Gerücht von dem Verkaufe der heiligen Poſtie an Juden (Siehe S. 22) dort ſtattgefundenen Niedermeßlung.

Die Hand an Christi Nase.

„Anno Christi 1384 giengen etliche arme Knaben aus der Constanzer Vorstadt Stadelhofen in den eine Stunde davon entfernten Bernrainischen Wald, um Abfallholz zu lesen, und als sie nun mit den gesammelten Reissigbündeln bei dem auf der Bernrainer Höhe stehenden Christuskreuz ausruhen wollten, griff der Muthwilligste unter ihnen, Namens Schappeler, dem Bilde unsers Heilands unter die Nase und sprach mit spöttischen Gebärden: „Herr Gott, laß dir die Nase schneuzen, so küß ich dich desto lieber!“ worauf ihm augenblicklich die Hand erstarrte und also fest an der Nase des Christusbildes angeheftet blieb, daß er unbeweglich mit aufgestrecktem Arme allda stehen mußte. Voll Entsetzen eilten die anderen Kinder in die Stadt zurück und erzählten es den Leuten; worauf sogleich eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Personen sich in Procession an jenen Ort verfügte und Gott den Allmächtigen um Gnade und Barmherzigkeit anrief, bis die Hand des Knaben sich wieder von der Nase des Bildes ablöste. Trotz dieser fürchterlichen Warnung aber blieb der Junge so gottlos und leichtfertig wie vor, namentlich war ihm das Fluchen und Lästern so zur zweiten Natur geworden, daß ihm zwei Jahre später, durch Urtheil des Stadt-Magistrats, die Zunge aus dem Hals geschnitten wurde. Das wunderbare Christusbild aber ist noch heutigen Tags (1733) in der zum Andenken dieser Begebenheit, auf städtische Kosten, auf dem Bernrainer Hügel, erbauten Kirche zu sehen und wird von zahlreichen Kranken und Nothleidenden, an denen es fortwährend Wunder thut, besucht und verehrt.“

Dr. Spesh.

Eine Wundergeschichte von vier Gerbern.

Anno Domini 1290 an unser Frauen Tag zur Abendzeit, da waren vier Ledergerber von Stadelhofen außerhalb der Stadt Constanz Ringmauern; die waren also trunken in der Stadt worden, daß sie alle vier in den Galgenbrunnen fielen, der da vor St. Pauls Kirchen stund, keine Einfassung hatte und über 25 Schuh tief war. Der eine hieß Jakob Langwiler, der andre war sein Sohn, der dritte sein Tochtermann und der vierte sein

Nachbar. Sie fielen alle ganz auf den Grund und übereinander auf den Eimer, ohne daß sich einer beschädigte, und wurden endlich von den auf ihr Geschrei herbeigeeilten Leuten herausgezogen.

(Mitgetheilt nach einer handschriftlichen Constanzer Chronik, von Julius Reichlin im Freiburger Wochenblatt. Jahrg. 1825. S. 247.)

Eine ander Geschicht zuo Costanz beschehen.

Anno Domini 1293 do was ein Burger zuo Costanz, der was eines guoten Geschlechts, der hieß Heinrich am Griesß, der sieng sich selbst, und beschloß sich in sin eigen Hus; das Hus heißt das Gmal-Hus am obern Markt, und der schluog sin Wib und Kind und all sin Gsind us dem Hus, und er thät das darumb, dann sin Wib wollt ihn nit lassen noch vergunnen, das Hus zu verkofen, dann er hat es ihr zuvor versetzt, und beleib (blieb) also im Hus einig (allein), daß er darus nie kam in zweien Jahren und zehen (zehn) Wochen, und war (wurde) ihm in das Hus zu essen bracht, so aß er, und wenn man ihm nüng (nichts) bracht, so irret er (that er wie verwirrt) und aß nüng. Und hernach, do ihm von dem Wib erloubt war, das Hus zu verkofen, do gieng er herus und verkost es und gab das Hus um 30 Mark Silbers (etwa 700 fl. nach heutigem Werthe) und dasselbig perthät er gänzlich in zwei Jahren, und gieng darnach herum und bettlet.

(Mitgetheilt aus einer handschriftlichen Constanzer Chronik, von Julius Reichlin im Freiburger Wochenblatt 1825.)

Zur Geschichte der Judenverfolgung in Constanz.

Gegen Mitte des 14. Jahrhunderts verbreitete sich in Constanz das Gerücht, ein Christ habe die heilige Hostie an Juden verkauft und eine fanatische Magd. schrie: „Der Leib Christi wird von den Juden entseßlich gemartert!“ — Sogleich ergriff das rasende Volk die nächsten besten Hebräer und schlachtete sie mit dem Beile, wie Stiere; zwölf wurden verbrannt, zwölf in den Rhein geworfen. Einige vornehme Bürger von Con-

stanz hatten den Muth, sich der übrigen anzunehmen und sie zu retten. Man schalt sie von den Juden bestochen und der Geschichtschreiber erzählt, es sey ihnen im Leben nichts mehr geglückt und der Himmel habe ihre Vertheidigung der Verworfenen mit einem frühen Tode bestraft.

(Siehe Gustav Schwabs: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale 2c.“)

Am Rhein bei Constanz.

Die Sonne sinket roth hinab,
Taucht blutigen Flammenschein
In's feuchte Wolfengrab,
Dumpf rauscht der Rhein.

Die Weide senft im kalten Hauch
Des Abendwinds, vom Moor
Qualmt fahler Nebelrauch
Zur Höh' empör.

Was schäumst du an der Brücke auf,
O Strom, im Wirbeldrang?
Was braust dein wilder Lauf
Wie Hochgesang?

O wecke nicht die Helden dort,
Vergessen wie ihr Streit!
Wird einst zur That das Wort,
Dann ist es Zeit!

Was hemmst du deine rasche Flucht
So scheu am schilfigen Strand?
Erkennst du noch der Bucht
Befleckten Sand?

Enteil'! — Nicht Scheiterhaufenglut
Flammt prasselnd himmelan,
Nicht Asche stopft und Blut
Mehr deine Bahn!

Drum rausche hin, drückt manches Joch
 Noch deinen Nacken schwer,
 Eil' hin, bald schäumst du doch
 In's freie Meer!

G. Kaiser.

Kaisers Wort, Gottes Wort.¹⁾

Was gilt ein Wort in dieser Zeit?
 Das lohnte sich zu wissen,
 Da sich die That in Worte breit
 Recht fafrig hat verschliffen;
 Ein Wort, ein Wort, sagt an, was gilt's?
 Kann man's noch brauchen statt des Schilds,
 Vor Strolchen sich zu wehren?
 Hei! redlich Wort
 Find't schlechten Ort,
 Man hält's nicht mehr in Ehren.

Da reiten Zwei, so frisch und frei,
 Sie haben gut Vertrauen:
 „Ein Kaiserwort, das hält wohl treu,
 Darauf läßt sich wohl bauen?
 Und ob die Pfaffheit uns bedrängt,
 Der Kaiser gab uns frei Geleit,
 Der Kaiser wird's wohl halten,
 Ein Kaiserwort
 Ist guter Hort,
 Wie Kaiser-Mantels Falten.“

Zween Meister ihr aus Böhmerland,
 Ihr solltet's besser wissen:
 Ein's Mannes Wort zu Mannes Hand,
 Das ist ein sicherer Rissen,
 Kein Mann gab's, nur der Kaiser sprach's; —
 Hei! schmilzt sein Wort wie schönes Wachs
 Am Kirchenlicht der Pfaffen?
 O freies Wort,
 Du einz'ger Hort!
 Wer wird dein Recht dir schaffen?

Zu Costniz war ein heißer Tag,
 Die Sonn' stand just im Krebsen;
 Wohl mancher Pfaff bei Tafel lag
 Oder gar bei seiner Rebsen.
 Aus Böhmerland die Meister beid',
 Sie lagen in gar tiefem Leid,
 Von aller Welt verlassen;
 Im dunkeln Thurm
 Bei Molch und Wurm,
 In eisernen Ringen sie saßen.

Ha! ist das auch ein frei Geleit,
 Geleit zum Scheiterhaufen?
 O Zeit des Worts, o böse Zeit,
 Worein wird Gott dich taufen?
 Er wird's in Feuer und dann in Blut;
 Das alte Uebel heilt nicht gut,
 Als nur durch's letzte Mittel.
 Die Asch verstäubt,
 Die Wahrheit bleibt
 Und bleibt im Regerkittel.

Hei! was ein frommer Mummenschanz
 Zu Costniz vor den Thoren!
 Der Aberwitz hielt Wallfahrtstanz
 Und schüttelte die Ohren.
 Sie schwenkten manches Weibrauchfaß,
 Sie räucherten ohn' Unterlaß,
 Bis daß man den Himmel nicht kannte,
 Bis lichterloh
 Wie leeres Stroh
 Des Kaisers Wort verbrannte.

Aus Böhmerland die Meister beid',
 Wichen nicht von einander,
 Sie hielten aus in Lauterkeit,
 Zween treue Salamander.
 Und als die Flamme höher fraß,
 Bis sie an Huzens Herzen saß,

Als wie ein hungriger Geier,
 Da sprach der Huf
 Den Abschiedsgruß,
 Das Flammenwort aus dem Feuer:

„Die Flamme frist ein Kaiserwort,
 Man weiß nicht, ob's gewesen;
 Doch Gottes Wort bleibt ewig fort,
 In Flammen steht's zu lesen.
 Mein Vaterland, du herrlich Land!
 Was Kaiserwort, hast du erkannt,
 Es hält nicht gar beständig.
 Doch Gott ist treu,
 Drum werde frei,
 Gott macht die Todten lebendig!“

Und als der Leib in Asch' zerfiel,
 Frei athmeten die Pfaffen;
 Sie ließen drauf ein böses Spiel
 Von Henkers Händen schaffen;
 Der Henker nahm im frechen Raub
 Des edlen Hufes heil'gen Staub
 Und blies ihn nach allen vier Winden;
 An keinem Ort —
 Wie Kaisers Wort —
 Sollt er sein's Bleibens finden.

Doch Böglein kamen allerhand
 Geschäftig hergeflogen,
 Sie wuschen rein am Sees Strand
 Die Flügeln in den Wogen,
 Und stahlen weg des Märt'ers Staub
 Und trugen treu den edlen Raub
 Nach Böhmen unter den Flügeln.
 Sie luden ihn ab
 In ein großes Grab,
 Umschanzt von Wäldern und Hügeln.

Wo ist das Grab, wo er Ruhe fand,
 Wer kann die Stätte mir nennen?

Es ist das ganze Böhmerland,
 An Grabesruh zu fennen.
 Ja, Freiheit ist zu Grab gebracht;
 Da kam eine linde Majennacht,
 Recht gut zur Leichenfeier.
 Manch Knösplein stand
 Im Böhmerland,
 Und seine Blüthe ward theuer. ic. ic.

Edward Duller.

¹⁾ Ueber Puß sagt J. Bader in seiner „Badischen Landesgeschichte“: Nach diesem glücklichen Erfolg (Gefangennehmung und Absetzung des Papstes Johann XXIII.) der Bemühungen des Kaisers und der Väter des Kirchenraths, geschah jetzt die Beurtheilung eines Mannes, dessen Scheiterhaufen ein unauslöschliches Brandmal in dem Andenken des Constanzer Conciliums zurückließ. Es war Johann Puß, (geboren am 6. Juli 1374 zu Puffinercz in Böhmen) Professor der Theologie an der Hochschule zu Prag, welchen der Papst als einen Ketzer mit dem Banne belegt und vor das Concilium zur Verantwortung seiner Irrlehren geladen hatte. Sein Verschulden aber war, daß der gelehrte, aufgeklärte und redliche Mann den Zerfall der christlichen Kirche, durch dessen allgemeine Anerkennung und Bedauerung eben dieses Concilium hervorgerufen worden, sich auf Ernstlichste zu Herzen nahm, die Ursachen dieses Verfalles erforschte, sie größtentheils in dem Oberhaupt und den Dienern der Kirche, in der Geistlichkeit selbst, fand, in deren Eigennuß und zügellosen Sitten, in dem Ablasskram, in der Simonie, in dem Mißbrauch des Kirchenbannes und der päpstlichen Gewalt überhaupt, wie in dem blinden Glauben des Volkes an die Unfehlbarkeit des Papstes und an die vielen Heiligen, und daß er den Muth hatte, solche Mißbräuche und Irrthümer in öffentlichen Schriften zu beklagen und mit aller Kraft der Ueberzeugung zu bestreiten. Puß zählte schon viele Anhänger, und welcher wahrheitsliebende gute Kopf mußte seinem heiligen Eifer nicht Beifall zünden? Aber er hatte den allgewaltigen Stand der Geistlichkeit durch öffentliche Darstellung von dessen eben so unbegrenzten Anmaßungen als tiefem Sittenverderbnisse zu bitter beleidigt; eben dieselben Väter des Concils, welche laut nach einer Reform der Kirche in Haupt und Gliedern schrieen, warfen den edlen Reformator in's Gefängniß, ohngeachtet ihm der Kaiser in einem Geleitsbrief persönliche Sicherheit zugesagt hatte. — „Wir haben ihn“ — heißt es darin — „in Unserm und des Reiches Schutze aufgenommen, und wollen, daß er nach Nothdurft kommen, bleiben und gehen möge ohn alle Gefährde, bei Ehre und Ansehen Unserer Majestät.“ — Allein Kaiser Siegismond war schwach genug, sich von dem Concilium überreden zu lassen, daß kein Eid gegen Ketzer bindend sey, also auch kein kaiserlicher Schirmbrief. So wurde dem Angeklagten auch das Recht der Vertheidigung versagt. Er sollte nur widerufen. Und da er dies ohne Ueberführung seiner vermeintlichen Irr-

thümer nicht that, verdaminten ihn die Väter als einen verstockten Keger zum Flammentode und opferten (am 6. Juli 1415) sein schuldloses Leben ihrer Verblendung und ihren gefährdeten Interessen.

(Siehe J. Bader's „Badische Landesgeschichte“ S. 336. ff.)

Johann Huf.

Zu Costniz, wo der alte Münster
In's Frühroth seine Glocken schwang,
Da hallt im Thurme bang und finster
Des Armensünderglöckleins Klang.
Ein Scheiterhaufen ist geschichtet
Und in den Herzen loht der Zwist;
Der heilige Vater hat gerichtet:
Ein Keger stirbt zu dieser Frist!

Wer ist der Mann? Gebunden führen
Sie ihn zum letzten Schmerzenspfehl,
Die Schergen nah'n, die Glut zu schüren —
Es wogt das Volk, ein bunt Gewühl.
Wer ist der Mann? Ich frag' auf's Neue,
Der solche Schmach erdulden muß?
Aus seinem Blick spricht keine Reue, —
Wer ist der Keger? — Johann Huf!

Und seine Schuld? Und seine Sünden? —
Er hat die Schrift geoffenbart,
Ihn trieb der Geist, das Wort zu künden,
Das ihm vom Herrn vertrauet ward.
Er riß die Bibel aus den Händen
Der feilgewortnen Priesterschaft;
Er riß die Götzen von den Wänden
Und stand, ein Lehrer, am Altar.

Sein Wort, es war kein eitles Dreden,
Es war kein nüchterner Gesang;
Die Rede war es eines Reuen,
Der siegreich mit der Hölle rang;
Es war der Zorn des Gotterfornen
Der Trug und List verstummen ließ,

Und auch der Heerde, der verlornen,
Zum reinen Duell die Pfade wies.

Da traf ihn Rom mit seinem Fluche
Und Prag mit seinem Interdict:
„Er hat, o lest's in seinem Buche,
Den Aufruhr in die Welt geschickt!
Dich Reßer, soll die Flamme taufen,
Nun ist's genug des sünd'gen Spiels!“ —
Da schleppten ihn zum Scheiterhaufen
Die heil'gen Väter des Concils.

Und sieh, nun steht er vor Gerichte,
Ein Held, der keine Rachsucht hegt;
Die Flamme wird zum Siegeslichte,
Das ihn verklärt zum Himmel trägt.
Was bist du, düst'rer Priester, kommen
Mit Kreuz und Hostie und Gesang?
Soll dein Gebet dem Sieger frommen
Der schon den Himmel sich errang?

„Dem Rhein die Asche!“ — Laßt das Pochen,
Und stellt euch selber vor Gericht!
Zwar das Gefäß habt ihr zerbrochen,
Den Duell jedoch, den hemmt ihr nicht.
Mit Jubel braust er in die Lande,
Befreit aus langer Kerkerhaft,
Und schlägt ihr gleich den Leib in Bande,
Am Geist zersplittert eure Kraft!

Frederich Otte.

Johannes Huß.

(1415.)

Erscheinst du mir aus Goens milder Zone,
Wo nicht der Bann dem frommen Denker droht,
O Huß, geschmückt mit einer Lorbeerkrone,
Wie kein Granikus ¹⁾ sie dem Helden bot?
Bewährter Kämpfer an der Wahrheit Throne,
Du warst dem Ruf getreu bis in den Tod,

Warst Sieger, als dich blinde Wuth verdamnte,
Dein Schutzherr log, die Opferstätte flammte.

Die Fackel, die am Jordan einst in Nächten
So herrlich strahlte, war verlöscht, entweiht,
War Feuerbrand in wilder Priester Rechten,
Nicht mehr Verkünderin der bessern Zeit;
Vor Gözen lag der Freie, gleich den Knechten,
Von Todesschuld durch schändes Erz²⁾ befreit;
Des Geistes Augen hüllten dichte Binden,
Sie willig tragen, hieß — den Himmel finden.

Du trugst sie nicht. Zu längst verlassen Quellen
Erforschtest du die fremdgewordne Bahn,
Halbst, kühnen Muthes, dichte Schatten fällen,
Entlarvtest den Betrug im Lateran.
Und sieh! die Waldgebirge Böhmens hellen
Mit neuem Schimmer sich! Es flieht der Wahn,
Die Tugend saugt, und tief in seinem Staube
Erliegt, von dir bekämpft, der Aberglaube.

Doch weh! Constantia's Prälaten sitzen
Dort zu Gericht. Wirst du den Kampf bestehn,
Wie deiner heimathlichen Berge Spitzen,
Wenn Donner rollen und Orkane wehn?
Wer rettet, wer? Des Bannfluchs Strahlen blitzen
Die Kirche heißt den Keger untergehn. —
Er lacht des Kerkerthums, der wilden Rache,
Versicht sein Heiligthum auf treuer Wache.

Laßt Tausende sich wider ihn verbünden!
Nicht schreckt ihn ihrer Legionen Zahl.
Den Widerruf belohnen reiche Pfünden,
Der Treue harrt des Scheiterhaufens Pfahl.
Er wankt nicht. In des Thurmes feuchten Gründen
Erkrankend, freut der Dulder sich der Wahl,
Wie sein Messias einst auf Salem's Hügeln,
Mit edlem Blut das Wort des Herrn zu siegeln.

„Was rotten,“ — ruft er — „Papst und Cardinäle
Sich gegen mich, entbrannt von Rachbegier?“

Mein Siegesfest beginnt! Die müde Seele
 Des Dulders schwingt, Erhabner, sich zu Dir!
 Gewollt hab' ich das Gute. Meine Fehle
 Vergieb Du, milder als die Priester, mir!
 O stärke mich zu meinem letzten Gange,
 Daß ich, von Dir zu zeugen, nicht erbange!

„Ein hohes Amt hast Du für mich erkoren;
 O Wonne mir! Dein Herold darf ich seyn!
 Ob Hölle selbst sich gegen mich verschworen,
 Ich zage nicht, bin, Vater, bin ja Dein!
 Der Sämann sinkt, die Saat bleibt unverloren,
 Was er nicht erndtet, Herr, wirst Du verleih'n!
 Drum mögen Flammen diesen Leib verschlingen,
 Ein Schwan wird einst auf Hufens Asche singen!

„O immer preist, ihr fernen Riesenberge,
 Von euren Höh'n den Herrn mein Lobgebet;
 In heiligem Boden ruhen Riesensärge,
 Wenn in die Winde Hufens Staub verweht.
 Gen Himmel thürmt den Holzstoß! Auf, o Scherge!
 Mein Seraph winkt, der vor Jehova steht!
 Ich komm', ich komme, will mein Opfer spenden,
 Was ich vor Gott begann, vor Gott vollenden!“

Und sieh, errungen ist sein Siegsgepränge;
 Die Stunde schlägt, der Todeszug beginnt.
 Durch alle Gassen stüthet roh die Menge,
 Kein Seufzer schallt und keine Thräne rinnt.
 Gefesselt wandelt Fuß und Lobgesänge
 Beflügeln seine Seele hochgesinnt.
 Der Heimath nahe fleht er für die Horden,
 Die, Gott zu ehren, seinen Herold morden.

Die Richtstatt winkt, umkreist von tausend Speeren,
 Und aufgeschichtet barren Pech und Rien,
 Die Hülle des Gerechten zu verzehren,
 Und Aller Augen starren wild auf ihn.
 Mit Teufeln mögen sie sein Haupt entehren,
 Sein Ohr vernimmt des Himmels Harmonie'n!

An Henkers Hand ersteigt mit festen Schritten
Er seinen Thron, durch heil'gen Kampf erstritten.

Entblößt, mit Strängen an den Pfahl geschlossen,
Besteht er glorreich noch den letzten Streit.
Ihn mahnt ein Ritterpaar auf hohen Rossen:
„Bereu' den Wahn am Thor der Ewigkeit!“
Er wankt nicht, ist vom Fackelrauch umflossen,
Für seinen Gott zu sterben froh bereit;
Ein Bäuerlein wankt her mit schwerem Stamme,³⁾
Daß heller, höher Hußen's Glutbett flamme.

Der lächelt; „Heil'ge Einfalt!“ ruft der Hohe;
Der Holzstoß brennt. Er singt sein Schwanenlied,⁴⁾
Erblickt sein Paradies, indeß das rohe,
Bethörte Volk Gehenna's Gluten sieht.
Und höher, dichter steigen Dampf und Roke;
Die Stimme schweigt, des Dulders Seele flieht
In lichten Engelreih'n auf Sonnenwegen,
Und hört entzückt des Auferstandnen Segen.

W. M. Freudentheil.

¹⁾ Granikus hieß der Fluß in Phrygien (Klein-Asien) an welchem Alexander der Große die berühmte Schlacht gewann.

²⁾ Durch Ablassgeld nämlich.

³⁾ Andere erzählen diese Scene von Hußens Freunde, Hieronymus von Prag (S. von Faulstich) der ebenfalls zu Costnitz am 30. Mai 1416 den Feuertod starb. — Hieronymus von Prag ist besungen von Ed. Heinel, (Siehe No. 47 des Aehrenlesers, v. Jahr 1822). Siehe auch E. Schier's: Joh. Huß, dramat. Gemälde in 5 Akten. Gotha, 1825.

⁴⁾ Nachdem Huß auf den Schindanger geführt worden war, um dort verbrannt zu werden, sprach er zu den Henkersknechten: „Heute bratet ihr mich, wie eine Gans, aber in hundert Jahren wird ein Schwan erscheinen, den ihr wohl ungebraten lassen werdet.“ — Und als der edle Märtyrer den Scheiterhaufen bestiegen hatte und man ihn nochmals aufforderte, durch Widerrufung seiner Irrthümer sein Leben zu retten, gab er zur Antwort: „Ich habe keine Irrthümer zu widerrufen. Zeit meines Lebens war ich bemüht, Jesum Christum, den Welttheiland, zu predigen und dessen Lehren zu verbreiten, wie es seine Apostel gethan; und nun bin ich bereit, dieselben mit meinem Blute zu besiegeln!“ — Hierauf wurde der Holzstoß angezündet; bald loderten die Flammen über Huß zusammen, der mit erhobener Stimme dreimal zum Himmel rief: „Jesus Christus, du Sohn Gottes, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!“ — Da

verbarg eine dicke Rauchwolke den sterbenden Helden der umstehenden Menge, und als das Feuer nachließ, sah man seinen Körper halbverbrannt an der noch glühenden Kette hängen. Er wurde sofort auf einen neuen Holzstoß gelegt und seine verglimmende Asche hernach in den Rhein geworfen.

(Siehe J. Bader's „Babische Landesgeschichte“ S. 337 ff.)

Dr. Speth über Huf's Ende.

Unser ehrenwerthe, aufgeklärte und geschmackvolle Chronist, Syndicus Dr. Speth, schließt die in dem S. 238 des 3. Theiles seiner „Constanzischen Ehrenporte“ beginnenden Bericht über die dortige Kirchenversammlung erzählte Verurtheilung Huf's mit folgenden Worten:

„Als aber aller Zuspruch, seine Missethaten zu bereuen, zu beichten, und von der unsinnig ersonnenen Ketzerei abzustehen, bei dem verstockten Bösewicht widerumb fruchtlos ablieffe, da ergriffe ihn der Stadt-Constanzische Scharpfrichter auff Befehl des Reichs oder Stadt-Vogts, und bandte denselben mit nassen Sayleren an einen Pfahl, umb welchen Stroh und Holz gelegt, zumahlen in diesen Scheiterhauffen Pech geschüttet, und das Feuer angeflämbt, mithin innerhalb etlich Minuten der elende Ketzler zu Aschen verbrennt, sodann diese in den Rhein geworffen, und an das Orth dieses verbrennten Huffs ein dem Cardinal Ludwig Pancratio gehörig gewesenes verreckt= altes Maul-Thier gleich darauff unter abscheulichem, bei Eröffnung der warmen Erden verspührten Gestand eingescharret wurde; Welches also das End und der Lohn ware, so diesem höffärtig=heillos= und hartnäckigem Hans Huf Anno 1415 den 7. Julii umb 11 Uhren zu theil worden ist.“ 1c. 1c. Psui! Genug!

Ein merkwürdiger Zweikampf als Gottesurtheil in Constanz.

„Im Jahr 1432 fand ein merkwürdiger Kampf zwischen Hans Roth, oder wie Andere ihn nennen, Hans Raten-

berg und einem gewissen Hans N i e m, statt. Ersterer hatte nämlich Diesen als einen gefährlichen Zauberer, Wettermacher und Giftnischer ausgeschrien und ihn auch bezüchtigt, daß er seinen Schwager vergiftet habe. Darauf hin forderte Hans N i e m, auf Anrathen des Constanzer Landsvogts, des Grafen Bruno von Tettighofen, der ihm wohlwollte, den Hans Roth vor das Constanzer Landgericht. Dieser stellte sich wirklich ein, erhärtete durch mehrere Zeugen seine Aussage von begangener Zauberei u. und erbot sich, die Vergiftungsgeschichte hinsichtlich dessen Schwagers durch einen Zweikampf zu beweisen. Darauf wurden beide Gegner von dem Landgericht in gefängliche Verwahrung gebracht und der letzte Juli 1432 als der Tag festgesetzt, an welchem das Gottesurtheil durch einen Zweikampf entscheiden sollte. Zugleich erging durch öffentlichen Straßenausruf der Befehl, daß weder Frauen, noch Kinder unter zwölf Jahren, noch Geistliche, noch Bewaffnete sich zu dem Kampfplatz begeben und zuschauen dürften. Alsdann ließ man auf dem freien Felde, dem sogenannten großen Bühl, wohin später die St. Leonhards Kapelle gebaut wurde, einen mit Sägemehl aufgeschütteten Kreis zurichten und um diesen eine starke, 120 Schritte weite und breite Schranke mit Sägen ziehen, auf welchen der obengedachte Landgraf, der Landrichter und die Urtheilssprecher Platz nahmen; außerhalb dieser Schranken befand sich der Raum für die Zuschauer, deren etwa 20,000 herbeiströmten. Als nun der bestimmte Tag erschienen, wurden die beiden Gegner, jeder besonders, von einem Schneider, so vorher eidlich angeloben hatte müssen, nichts Nachtheiliges in seiner Arbeit anzubringen, in einen gleich gefertigten grauen, einem jeden durch das Loos zugetheilten Rock gekleidet, ihm das Haar kurz abgeschoren und Jedem ein, ebenfalls von beidigten Meistern geschmiedeter, hoher, bis über den Kopf reichender Schild, und ein gleiches Schwerdt übergeben, woraufhin man Beide unter Begleitung von Bewaffneten in die Schranken führen ließ. Jeder erhielt einen Sekundanten; Hans Roth (oder Ratenberg) den sogenannten Trommer von Tugen, und Hans N i e m den Moll Truchseß von Dießenhofen, indessen Junfer Schilter, als Erster Rathsherr und Landrichter zu Constanz, durch die Stadtfnechte aus-

rufen ließ, daß Niemand, bei Lebensstrafe, ein Wort bis zu Ende des Kampfes reden, sonst ein Geräusch machen oder die Schranken überschreiten solle.

Als nun tiefe Stille im Volke herrschte, rief Ulrich Schilter: „Wohlauf in Gottes Namen. Zum ersten, zum anderen, zum dritten Mal! Beginnet euren Kampf!“ Auf dieses Lösungswort giengen beide Kämpfer auf einander los, stachen, schlugen, hieben und trieben einander eine gute Weile in dem Kreis herum, bis endlich der Niemand den Roth überhalb des Schildes mit dem Schwert in die etwas entblößte Achsel traf und demselben so in Arm hieb, daß er kaum noch an der untern Haut hing. Niemand trat sogleich nach diesem Hiebe einige Schritte zurück, strauchelte aber und fiel auf den Rücken; Roth jedoch stürzte trotz seiner schweren Wunde auf ihn zu und warf sich auf seinen Leib, um ihn zu erstechen; allein die Kräfte waren ihm durch den großen Blutverlust entschwunden, so daß es Niemand gelang, ihm das Schwert aus der Hand zu winden und es ihm unter der linken Achsel in die Brust zu stoßen, sich wieder aufzuraffen und auf den bewußtlosen Roth zu knien. Dessen Ohnmacht nicht bemerkend, rief er ihm nun zu: „Ergiebst du dich und willst du jetzt bekennen, daß ich unschuldig bin?“ — Roth aber, wahrscheinlich bereits todt, gab keine Antwort mehr, worauf Niemand in blinder Wuth ihm die Klinge durch das Herz bohrte, dann niederkniete und Gott für den Sieg dankte. Seine Unschuld ward nun öffentlich anerkannt und hergestellt; die blutige Leiche Roths wurde auf derselben Stelle beerdigt.

Nicht lange hernach gebar eine Frau in der Vorstadt Paradies ein Kind, welches nur einen Arm hatte. Diese hatte nämlich während ihrer Schwangerschaft heimlich vom Göltinger Thor aus dem Zweikampfe zugeschaut und sich an dem abgehauenen Arme Roths versehen.“

(Auszug aus J. F. Speth's, des Constanzer Syndikus „Dreibogige Constanzische Ehrenporte.“ Constanz 1733 bei Conrad Weibel. S. 297 ff.)

Der Fleischer von Constanz.*)

Wohl wehrt sich die alte, die freie Stadt;
Den herrlichen römischen Namen sie hat,
Und römischen Muth
Und deutschen Muth
Und Christenglauben,
Den soll ihr der spanische Henker nicht rauben!

Drum kämpfen die Bürger vom Thurm und am Thor
Und drängen zur fallenden Brücke hervor;
Es hört es der Rhein,
Da rauschet er drein,
Es ruft die Söhne
Der See mit der tosenden Wellen Getöne.

Wer streitet am kühnsten für Ehr' und für Heil?
Das ist der Fleischer mit hauendem Beil;
Sonst schlug er den Stier,
Das brüllende Thier,
Heut muß er sie schlachten,
Die ihm nach der Mezig, der blutigen, trachten.

Er steht auf der Brücke zuvörderst im Schwarm,
Den Ärmel gestülpet, mit nervigem Arm,
Und jeder Streich
Schlägt Einen bleich,
Da kommen die Andern:
Zur Schlachthaus läßt er sie spöttisch wandern.

O weh, ihr Brüder! verlasset ihr ihn?
Es doppelt das spanische Heer sich, sie fliehn,
Sie rufen ihn mit;
Doch keinen Schritt
Weicht von der Stelle,
Alle Feinde bekämpfet der kühne Geselle.

Vorn Einer und hinten da nahet ein Paar,
Die wildesten Knechte der stürmenden Schaar,

Sie packen in Eil,
 Des Fleischers Beil —
 Er ist verloren;
 Da denkt er: es soll sie nicht frommen, die Thoren!

Zween Arme ja hat er, die fassen die Zwei:
 „Und wollt ihr Ein Leben, so geb ich euch Drei!“
 Er hält sie umspannt,
 Er drängt sie zum Rand',
 Er sendet die Blicke
 Hinab zu dem schäumenden Rhein zu der Brücke.

Und schnell an's Geländer, eh Andere nah'n,
 Drückt er sie, die Ringenden, kräftiglich an;
 Mit ihnen hinein
 Kopfüber zum Rhein
 Mit jedem Schwunge
 Sieht man ihn stürzen in tödtlichem Sprunge.

Die klagenden Feinde verschlinget die Fluth,
 Lang wiegt sie, lang trägt sie den Bürger gut,
 Jetzt zeigt sie den Fuß,
 Den Arm, wie zum Gruß,
 Die Schultern, die blanken,
 Das lockige Haupt und den Nacken, den schlanken.

Da sucht ihn der Feinde Geschoss; doch der Rhein
 Hüllt fromm in den Mantel, den grünen, ihn ein;
 Er zieht ihn hinab
 In's festliche Grab,
 Dort ruht er geborgen
 Vor feindlicher Schmach bis zum ewigen Morgen.

Dort schläft ohne Traum er den süßesten Schlaf,
 Er weiß nicht das Loos, das die Heimath ihm traf:
 Man trügt, man raubt
 Ob seinem Haupt —
 Freiheit und Glauben
 Die Märtyrerkrone wird Keiner ihm rauben!

Gustav Schwab.

*) Als sich 1548 die spanischen Söldnertruppen des römischen Kaisers, unter Anführung des Obersten Alfonso Bives, bei der Belagerung von Constanz Petershausens bemächtigen wollten, machten ihnen die Städter jeden Schritt vorwärts mit Löwenmuthе streitig. Hartnäckig vertheidigten sie die Rheinbrücke. Bierzig bis sechzig Metzgerbursche hielten hier in geschlossenen Reihen die Feinde auf, bis hinter ihnen ein Theil der Brücke abgebrochen worden war; dann zogen sie sich schwimmend zu den Ihrigen zurück. Einer aber hielt noch immer Stand; er hatte bereits mehrere Feinde getödtet, Alle abgehalten; bis zwei Spanier auf ihn losstürzten, sein Schwert unterliefen und ihn zu Boden zu stürzen suchten. Als er lange widerstanden, umfaßt er seine beiden Feinde mit gewaltigem Arme, brängt sie gegen den Rand der Brücke und begräbt sich sammt ihnen in den Fluthen des Rheines.

(Siehe Gust. Schwab: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale &c.“)

Ein hübsch Lied, genannt der Striegel, gar lustig zu singen und zu lesen in des Lindenschmidts Ton.

(Liegendes Blatt, gedruckt zu Bülrich ohne Jahreszahl, bei Augustin Fries.)

Zu Constanz saß ein Kaufmann reich,
Der hat ein Fraulein, war wonniglich,
Denn sie war hübsch und kluge;
Sie hatt' einen Doctor gar zu lieb,
Groß Lieb sie zammen trugen.

Die Liebe, die war offenbar,
Und währt gar noch wohl sieben Jahr,
Der Kaufmann ward ihr' innen;
„Erfahr' ich dann die rechte Mähr',
Du magst mir nit entrinnen!“

„O Fraulein, mir ist Botschaft kommen,
Ich darf mich auch nit länger säumen,
Muß reiten in fremde Lande;
Nun halt dich wohl und halt dich recht,
Daß wir nicht kommen zu Schande!“

„Nun halt dich wohl und halt dich recht,
Gedenk an unser Weider Geschlecht,

Wir haben fromm Vater und Mutter;
 Dazu ein kleines Schwesterlein,
 Halt mir's in guter Hute!" —

Er reit zum obern Thor hinaus,
 Zum untern reit er wieder hinein zu Haus,
 Des Abends also späte;
 Er reit vor seiner Freunde Haus:
 „Gebt mir ein gute Rathe!"

„Ein guten Rath, den geben wir:
 Bleib hier bis an den Morgen früh,
 Du hast ein eigen Hause;
 Darin hast du ein Badstüblein warm,
 Da lebt der Doctor im Schmauße."

Der Kaufmann tritt für's Schlossers Haus:
 „Und bist du drinn, so tritt heraus,
 Ein' Striegel gut ich möchte!"
 Er bracht daher wohl zehen Paar,
 Es war ihm keiner rechte.

„Mach mir ein' Striegel in einer Stund,
 Ich geb dir drum ein baares Pfund,
 Mach mir ihn scharf und härte;
 Mach Zähn dran eines Fingers lang,
 Ich hab zwei freche Pferde."

Der Schlosser dacht' in seinem Rath:
 Was meint er mit dem Striegel gut?
 Er hub ihn an zu machen;
 Manch Bürger vor sein Laden tritt,
 Und thät des Striegels lachen.

Der Kaufmann war ein weiser Mann,
 Sein Sachen griff er flüglich an,
 Ging in's Badstüblein warme,
 Sein ehlich Fraulein fand er da,
 Dem Doctor in sein Arme.

Da er schritt in das Badstüblein,
 War da bereit gut Brod und Wein,

Mit andern guten Dingen;
Die zwei, die saßen im Wasserbad,
Das Fraulein thät entrinnen.

Er striegelt den Doctor also hart,
Von unten an bis auf den Bart,
Das Blut thät ihm abfließen;
„Hör auf, mein lieber Kaufmann gut,
Laß mich mein Sünd hie büßen!“

Es währt wohl auf ein halben Tag,
Man legt den Doctor in das Grab,
Das Rauchfaß thät man ihm bieten;
Ein Fraulein zu dem andern sprach:
„Vor dem Striegel woll'n wir uns hüten!“

Dies Lied ist gemacht mit hohem Fleiß;
Vorm Striegel hüt' dich, bist du weis!
Daß dir nicht misselinge;
Es sangs ein freier-Schreiber gut,
Vor Freud thät er aufspringen.

(Aus „Knabe Wunderhorn“ 2c. 3. Band S. 99 ff.)

Die Jungfrau Maria, als Schützerin von Constanz.

Am Schlusse seines „Diariums“ über die Belagerung von Constanz durch den schwedischen Feldmarschall Gustav Horn (vom 7. Septbr. bis 5. Oktbr. 1633), bemerkt unser mehrerwähnte Dr. Speth noch Folgendes:

„Schließlich ist unangemerkt nicht zu lassen, daß die Erhaltung der Stadt Constanz nach Gott sonderlich der mächtigen Fürbitt und Schutz der allerseeligsten Himmelskönigin Maria billich zuzuschreiben und zu danken seye, indeme der allgemeinen Aufsat nach, gleich am vierten Tag der Belagerung, da der Feind mit Feuer- und Granat-Kugeln der Stadt zugelegt, bey heller Mittags-Zeit ob der H. Augustiner-Kirchen die Mütter Gottes in Gestalt eines schönen Frauen-Bilds, mit einem

strahlenden Glanz umgeben, in Lüften schwebend gesehen, zumahlen von etlichen Feinden bekennet worden, daß sie inwährender Belagerung eine himmlische Gestalt einer Weibsperson, so ihnen, den Feinden, ganz erschrocklich, öfters vom Rheinegger-Thurm hinauf gegen dem Creuzlinger-Thor hart an der Stadt-Mauer neben den Schuß-Löchern vorbeigehend gesehen haben.

(Vergl. S. 157 des 2. Theils der „Constanz. Ehrenporte.“)

Ein Vogengrab.

Nicht weit von dem altersgrauen Schlosse Gottlieben, in welchem, zur Zeit der Constanzer Kirchenversammlung Papst Johann XXIII. und der glaubensmuthige Huß gefangen saßen, lag auf einer schmalen Erdzunge, die sich in den Untersee hinausstreckte, die einsame Hütte eines Fischers, der zwar arm, aber doch im Besiz einer Perle war, um deren Schönheit ihn viele reiche Jünker beneideten. Dies Kleinod war sein einziges Töchterlein Unna; die Leute in der Gegend munkelten sich aber in die Ohren, das Mädchen, welches sich durch seltenen Liebreiz und einen gewissen Adel in ihrer ganzen Erscheinung vor allen andern Jungfrauen ihres Standes auszeichnete, sey nicht seine rechte Tochter, sondern das natürliche Kind einer vornehmen Dame, die, nachdem sie es nebst einer bedeutenden Summe Geldes unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses dem Fischer zur Erziehung übergeben, sich als strenge Büßerin in ein Kloster zurückgezogen habe, wo sie jedoch kurze Zeit darnach gestorben.

Einer der einsamen Spaziergänge, die der jüngere, zum Kloster bestimmte Sohn des bischöflichen Vogtes, welcher das Schloß Gottlieben bewohnte, öfters am Strande des See's unternahm, führte den, in düstern Hinbrüten über die seiner wartende freudenlose Zukunft versunkenen Jüngling zufällig zu der Fischerhütte gerade an einem Abend, wo die holde Unna auf der Bank vor der Thüre die Netze ihres Vaters, die ein schwerer Fischzug zerrissen hatte, mit ihren feinen weißen Händchen ausbesserte.

Sie sehen und in glühender, aber reiner Liebe zu der Jungfrau entbrennen, die als Verkünderin eines ganz andern

Himmels, als dem er im Kloster entgegenreisen sollte, ihm erschienen, war das Werk eines Augenblicks. Die erste Bekanntschaft war, schon gelegentlich der Neze, bald angesponnen, und schon einige Abende darauf, von welchen Erwin von Salenstein, so hieß der junge Mann, keinen versäumte, seine Besuche zu wiederholen, auch Unna's Herz auf's Innigste mit dem seinen verwoben. Erwin schwur, eher Alles Andere, denn ein Klosterbruder zu werden und die geliebte Unna sobald als möglich als seine Gattin heimzuführen.

Eines Abends, als er eben wieder hinausfliegen wollte zu dem Ankerplaz seiner Liebe, ließ ihn sein Vater, der alte Bogt Jost von Salenstein, vor sich rufen. „Unglücklicher!“ — sprach er mit finsterner Miene zu dem bestürzten Jüngling, dem seine Bestimmung zum Mönche schon frühe eine gewisse Schüchternheit eingeprägt hatte, von der er sich nimmer ganz zu befreien vermocht, — „Unglücklicher, was mußt' ich von dir vernehmen? Statt dein Herz zu deinem großen Berufe vorzubereiten, ließeß du es von den Nezen einer jungen Dirne umstricken — Still! kein Wort zur Entschuldigung! der alte Fischer hat mir, — Gott sey gedankt, noch nicht zu spät, um einem entsetzlichen Verbrechen vorzubeugen — Alles entdeckt, ja sogar dein Gelöbniß, dich heimlich mit seiner Tochter zu vermählen. So wisse denn, welchem Abgrunde des Verderbens deine Seele nahe war: Unna ist deine leibliche Schwester, das Kind meiner Jugendverirrung mit der Freyin von Wolfsberg.

Im tiefsten Mark erschüttert, taumelte Erwin der Thüre zu. — „Wo hin, Unbesonnener?“ ruft ihm der Vater ängstlich nach. „Auf ewig von der Schwester Abschied nehmen!“ — antwortet der Jüngling mit tonloser Stimme und stürzt unaufhaltsam hinaus.

Als der letzte Scheidekuß der Sonne auf dem Busen des See's glühte, brannte auch Erwins von allem Irdischen geläuterter Flammenkuß auf Unna's Rippen. Bruder und Schwester hatten keine Worte mehr. Sie halten sich lautlos fest umschlungen. Plötzlich wallt der See mit dumpfem Schäumen empor; mit donnerndem Getöse beginnt das Ufer zu beben, es wankt, und mit furchtbarem Krachen versinkt Erdzunge, Hütte und das unglückliche Paar in das gähnende Wogengrab.

Es geht die Sage, die Fische hätten allmählig den lockeren Grund jener Erdzunge unterhöhlt und so deren Einsturz vorbereitet, den ein Erdbeben vollends ausgeführt.

Noch zeigen die Bewohner der Umgegend die Stelle, wo die Fischerhütte gestanden und erzählen ihre traurige Geschichte.

A. Sch.

Des Fischers Haus.¹⁾

Sein buntes Haus hat der Fischer gebaut,
Es steht dicht an den Wellen;
In der blauen Fluth es sich beschaut,
Als sprach es: wer kann mich fällen?

Die Mauern, die sind so dicht;
Voll Korn und Wein sind die Räume;
Es zittert das Sonnenlicht
Herunter durch Blüthenbäume.

Und Neben winken herein
Von grünen, schirmenden Hügeln,
Die lassen den Nord nicht ein,
Die umhaucht nur der West mit den Flügeln.

Und am Ufer der Fischer steht,
Es spielt sein Netz in den Wellen;
Umsonst ihr euch wendet und dreht,
Ihr Karpfen, ihr zarten Forellen!

Sein frevelnder Arm euch zieht
Im engen Garn an's Gestade;
Kein armes Fischlein entflieht,
Das kleinste nicht findet Gnade.

Auch hebet kein Wasserweib,
Euch zu retten, ihr Stillen, ihr Guten,
Aus den Tiefen empor den Leib,
Und lockt ihn hinab in die Fluthen.

„Ich bin der Herrscher im See,
Ein König im Reiche der Wogen!“

So spricht er und schnell in die Höh'
Den schweren Angel im Bogen.

Und euer Leben ist aus;
Der Fischer, mit frohem Behagen,
Er tritt in das stattliche Haus,
An den harten Stein euch zu schlagen.

Er legt sich auf weichen Pfühl,
Von Gold und Beute zu träumen;
O Nacht, so sicher und kühl,
Wo Hamen und Angel säumen!

Da regt sich das Leben im Grund,
Da wimmelt's von Karpf und Forelle,
Da nagt's mit geschäftigem Mund
Und schlüpft unter's Ufer im Quelle.

Und frühe beim Morgenroth
Der Fischer kommt mit den Flechten;
Am Tage drohet der Tod,
Die Rache schafft in den Nächten.

Von Jahr zu Jahr sie nicht ruht,
Die Alten zeigen's den Jungen,
Bis daß die schweigende Fluth
Ist unter das Haus gedrungen;

Bis daß in sinkender Nacht,
Wo der Fischer träumt auf dem Pfühle,
Das Haus, das gewaltige, fracht,
Versinkt in der Wogen Gewühle.

Aus gießet sich Korn und Wein,
Es öffnet der See den Rachen;
Er schlingt den Mörder hinein,
Er hat nicht Zeit zum Erwachen.

Die Gärten, die Bäume zugleich,
Sie schwinden, sie setzen sich nieder;
Es spielen im freien Reich
Die Fische, die fröhlichen, wieder.

1) Im Jahr 1692 versank zu Gottlieben bei einem starken Winde und einer Erberschütterung, innerhalb drei Stunden, das Ufer mit vier Häuser in den Untersee. Man glaubte, daß es von Karpfen und Forellen unterfressen worden sey.

Insel Mainau.

Auf dem lieblichen Eiland Mainau im Bodensee stand die schöne züchtige Jungfrau von Bodmann am Ufer, ihres Geliebten, des wackern Junters von Langenstein harrend, der sie hier jeden Abend zu besuchen pflegte. Das Fräulein hatte die mit allen Reizen der Natur geschmückte Insel zum Erbtheil erhalten und träumte sich dieselbe zum Voraus als den Sitz stiller häuslicher Freuden. Diesmal kam der junge Ritter später als gewöhnlich, auch strahlte sein Antlitz nicht freundlich, wie sonst, sondern war umschattet von düsteren Gedanken. Besorgt forschte das liebende Mädchen nach der Ursache und erfuhr, der alte Herr von Langenstein sey plötzlich von der Sicht heimgesucht worden und daher unvermögend, den Zug nach dem gelobten Lande mit zu machen, weshalb nun er als guter Sohn verpflichtet sey, das Gelübde des Vaters zu lösen.

Die Jungfrau war Anfangs tief niedergeschlagen, faßte sich aber bald und sagte: „Der Himmel hat uns eine Prüfung zugebracht und wir dürfen uns ihr nicht entziehen. Liebe und Vertrauen sey unser Wahlspruch!“ — Der junge Ritter wußte sich nicht so leicht zu fassen als seine Verlobte, nur mit schwerem Herzen riß er sich von ihr los und trat seinen Zug an. Glücklich gelangte der Heereshaufe, zu dem er gehörte, nach Palästina. Hier that er Wunder von Tapferkeit, ward aber in einem Scharmügel von den Türken gefangen und in einen finstern Kerker geworfen, wo er viele Monde lang, fast ohne Hoffnung, auf andere Weise als durch den Tod erlöst zu werden, schwachten mußte. Wie oft flogen seine Gedanken auf den Flügeln der Sehnsucht aus dem Dunkel seines Verließes nach der blühenden Mainau hin! Dann füllten heiße Thränen sein Auge

und er that mancherlei Gelübde, falls er glücklich heimkehren sollte, doch schien der Himmel taub gegen all seinen Jammer.

In einer stürmischen Nacht träumt, es ihm einstmals, ein lichter Engel schwebte zu seinem Lager nieder und rede mit freundlichem Lächeln: „Gelobe, dich dem Dienste der Kirche zu weihen und du sollst bald deine Heimath wiedersehen.“ — Er gelobte dies mit feierlichen Schwüren, erwachte darüber und sah mit Staunen die Pforten seines Kerkers vor ihm offen stehn. Nichts hinderte seine rasche Flucht, unangefochten erreichte er die Küste, wo eben ein venezianisches Rauffahrteischiff die Segel zur Rückkehr spannte und ihn aufnahm. Je näher ihm der Heimath Berge winkten, desto härteren Kampf bestund er in seinem Innern. Er gedachte der sehnstchtig harrenden Geliebten, der endlich gewährten Wonne des Wiedersehens — aber eine dumpfe Stimme rief ihn plötzlich aus seinen Träumen wach: „Gedenke deines Gelübdes, der Kirche dich zu weihen!“

Noch vor dem Ende der Reise hatte der Himmel über das Irdische in seiner Brust gesiegt. Sein Vorsatz ward unerschütterlich.

Jetzt taucht das liebliche Eiland vor seinen Blicken empor; schon sieht er von fern am Gestade eine weibliche Gestalt wandeln — wer könnt' es anders seyn, als seine treue Verlobte? Kalte Schauer durchrieseln seine Glieder, doch ermaunt er sich und befiehlt dem Schiffer, den Rachen einer andern Uferstelle zuzulenken. kaum gelandet, eilt er zu dem Landcomthur des deutschen Ordens, der in der Nähe seinen Sitz hatte und bittet um Aufnahme, die auch unverzüglich ihm gewährt wird. Dann sendet er einen Boten nach der Mainau mit einem Briefe, worin er Alles erzählt was ihn zu diesem Schritte bewegt und von der Verlobten Abschied nimmt für diese Welt.

Stumm in das Geschick sich ergebend, nahm die Jungfrau diese Botschaft auf. Ihr Entschluß war bald gefaßt. Sie trug ihre für sie nun verödete Mainau dem deutschen Orden als Geschenk an, und zwar unter der Bedingung, daß Herr von Langenstein der Nachfolger des greisen Comthurs in seiner Würde seyn sollte. Der Großmeister willigte dankbar ein und nun entließ die junge Freyin all' ihre Dienerschaft, nachdem sie unter dieselbe vertheilt hatte, was sie nur an Gold und

Kleinodien besaß. In die Einsamkeit eines Klosters sich bergend, vertauschte sie bald alle Gedanken an das Ufer ihrer Liebesträume mit der Wiege der Hoffnung, bald in der ewigen Heimath zu landen. *)

A. Sch.

. *) Siehe die folgende poetische Fassung dieser Sage von Gust. Schwab.

Die Maid von Bodmann.

Es schwillet aus den Wellen
Die grüne Mayenau;
Dort sitzt bei dem Gesellen
Eine reine, süße Frau;
Von Bodmann ist's die treue Magd,
Ihr Herz, ihr Blütheneiland,
Hat sie ihm zugesagt.

„Ruh' aus in meiner Laube
Und singe Lieder mir!
Der Apfel und die Traube,
Sie blüh'n, sie reifen dir!“
Da sprach Herr Hug von Langenstein, ')
Und sprang empor vom Rasen:
„Nicht also darf es seyn!

„Mir ist ein Bote kommen:
Der alte Vater gern
Das Kreuz hätt' er genommen,
Gehorcht dem Landesherrn!
So ist er krank und altersmatt,
Den Sohn in frischer Jugend
Schickt er an seiner Statt.“

Nicht traurig soll der Wille
Des Vaters seyn gethan;
Die Maid weint in der Stille,
Er schaut sie brünstig an:
„Ich kehre heim, du süße Braut!
Vertrau dem Christ im Himmel,
Und bleib' mir hold und traut!“

Er schwingt sich in den Rachen,
 Die Fluth trägt ihn davon,
 Den Vater gut, den schwachen,
 Vertritt der starke Sohn.
 Der Gram um seine treue Maid,
 Er wird zu grimmen Streichen,
 Davon erliegt der Heid'.

In Beten und in Sehnen
 Die Jungfrau harret zu Haus,
 Bis bei den Saracenen
 Der lange Streit ist aus.
 Es kehret heim der Kämpfer Schaar;
 Sie schaut hinaus nach Einem,
 Den wird sie nicht gewahr.

Der Herbstwind rauscht im Laube,
 Der Apfel fällt vom Baum,
 Es reift die dunkle Traube:
 War Alles denn ein Traum?
 Und endlich braust der Wintersturm —
 Herr Hug er liegt gefangen
 Und wund im Heidenthurm.

Da hat der Jungfrau Hoffen
 Recht wie ein Donnerstrahl
 Die böse Kunde troffen;
 Sie sitzt stumm im Saal.
 Es kam der Freyer Schwarm herbei:
 Die Hoffnung ist gestorben,
 Doch lebt ja noch die Treu! —

Die Hoffnung ist gestorben,
 Doch lebt ja noch die Treu:
 Ob auch im Thurm verdorben
 Des Ritters Jugend sey;
 Man beut ihm Freiheit, Gold und Ehr',
 Wollt' er vom Glauben lassen;
 Das that er nimmermehr.

Von Jahr zu Jahr sie trauern,
 Sie sinken fleh'nd aufs Knie,
 Er in den schwarzen Mauern,
 Auf grünem Eiland sie.
 Bis daß in einer Frühlingsnacht
 Das Wort des Herrn im Traume
 Ward vor sein Ohr gebracht.

Der Engel sprach zum Ritter:
 „Auf, opfre dich dem Herrn,
 So springt dein Kerkergitter,
 So leitet dich sein Stern!“
 Der Ritter denkt der süßen Frau'n,
 Die Minne soll er opfern;
 Doch ach! er darf sie schau'n!

Und einem Ritterorden
 Gelobt er sich im Traum; —
 Sieh da, erfüllt ist worden,
 Was schien ihm möglich kaum.
 Denn als er aus dem Schlaf erwacht,
 Das Kerkerthor steht offen
 In sternenheller Nacht.

Er pflegt' in jungen Jahren
 Der Sterne Wissenschaft;
 So zieht er, wohlerfahren,
 Gott stärket seine Kraft.
 Er führt ihn durch den heißen Sand,
 Und unter wilden Völkern,
 Bis an des Meeres Strand.

Durch Sturm und Felsenriffe
 Bringt schnell und sicher ihn
 Auf einem Christenschiffe
 Der Herr zur Heimath hin.
 Bald unter deutschem Blüthenschnee
 Steht er am alten Ufer
 Und rudert durch den See.

Und aus den Wellenschäumen,
Erfrischt vom Morgenthau,
Mit Reben, Wiesen, Bäumen,
Winft ihm die Mayenau;
Und eine selige Gestalt,
Die Arm' entgegenbreitend,
Ruft ihn mit Allgewalt.

Da wird sein Auge trüber,
Sein Haupt sinkt auf die Brust,
Er lenkt den Rahn hinüber
Von Liebe weg und Lust.
Im Walde vor dem Landcomthur
Steht er: im deutschen Orden
Will Gott er dienen nur.

Und einen Freund er sendet
Zur grünen Mayenau,
Den letzten Gruß er spendet
Der herzgeliebten Frau.
Da löscht die Hochzeitfackel aus,
Die ihr im Geist entglommen,
Und starb in Nacht und Graus.

Und als aus tiefem Leide
Sie wieder hob den Blick,
Da glänzt im Blumenkleide
Das Eiland, wie im Glück;
Da goß ein Rebenblüthenduft
So süß Erinnerungsträume
Durch die gewürzte Luft.

Jetzt kam, was Ruhe bringet,
Ihr vor die Seele hell,
Die Fluth, die sie umringet,
Zertheilt ihr Rachen schnell;
Es geht die schöne blasse Maid
Durch ferne Lande schweigend,
Im Blick der Liebe Leid.

Bald wird ihr Auge dreister,
 Und fester auch ihr Schritt,
 Und vor des Ordens Meister,
 Den obersten, sie tritt
 Und sprach: „Nehmt hin, was noch ist mein,
 Zu Gottes Eigenthume,
 Ein reiches Inselein!“

„Es scheint warm die Sonne
 Und pflegt die Rebe drauf,
 Und Früchte glühn zur Sonne
 Und Saaten rings vollauf!
 Doch Eines, Eines bitt' ich nur:
 Herr Langenstein, der Ritter,
 Der werde dort Comthur!“

Der Meister ihr gewähret
 Die fromme Bitte gern;
 Da war ihr Wunsch erhöret,
 Wie dankte sie dem Herrn!
 Da schied sie, Thränen in dem Blick,
 Da glänzt ihr hell im Herzen
 Zugleich des Liebsten Glück.

„So sind doch Ihm die Aeben,
 Die Felder Ihm gebaut!
 Die Laube wird Ihn umweben,
 Die mich und Ihn geschaut!
 Und wo zusammen wir gefleht,
 Ach, in der Burgkapelle,
 Da tönt doch Sein Gebet!“ — —

Wohin die Maid geflüchtet,
 Wo sie verweint die Zeit?
 Das hat kein Mund berichtet,
 Begraben ist ihr Leid.
 Doch in dem neuen Ordenshaus,
 Da tönte durch die Wellen
 Ein ernster Sang hinaus:

„D Gottesminne behre!
 Du hast gelenkt mein Schiff
 Auf sturmbewegtem Meere
 Vorbei am Felsenriff!
 Doch sanfte Still' und wahre Ruh,
 Die hab ich nie genossen, —
 Wann deckt das Grab mich zu?“

Gustav Schwab.

¹⁾ „Es ist keinem Zweifel unterworfen“ — sagt Schönhuth in seinem Werke „Die Burgen des Hegau's 1c.“ (3. Heft, S. 30) daß dieser Hug von Langenstein derselbe Sänger ist, von dem wir mehrere Gedichte besitzen, nämlich ein Gedicht über die Märtyrin Martina in nicht weniger als 32,000 Versen, sodann eine astrologische Abhandlung von den 4 Elementen, 7 Planeten und 12 Himmelszeichen, und ferner ein Gedicht von 324 Versen, welches letztere Meister Sepp von Eppishusen „gueten Fründen zu Lust und Lieb im Jahr 1826 an's Licht stellte“ unter dem Titel: „Ein schön und anmüetig Gedicht, wie ein heidescher Rüng, genannt der Littower, wunderbarlich bekert und in Prüssenland getoufft ward.“ (2. Auflage. Constanz 1826. Seemüller.)

Er nennt sich am Schlusse seines größeren Gedichtes ausdrücklich:

„Ob ez och wäre vüwer (euer) gir
 Das ich iz wissen lieze
 Wie ich ze namen hieze,
 Wolten ir mir guotes
 Wünschen vnd stetes muotes
 Ze gotte vnd vnverdrozzin (unverdroffen)
 So wurde iz hie entslozzin
 Min name vnd doch vil blüe
 Ich bin geheiz in bröder huc
 Se nach namen von Langenstein
 Da was miner vordern hein
 Zim tuischen huse ein bruoder
 Den gottes minne ruoder
 Ab dem tobenden Gewe (See) schielt (schaltete)
 Der nie rechter ruobe (Ruhe) wiert (waltete)
 Noch de keiner sanfter stille 1c.“

„Von diesem Hugo finden wir, daß er im J. 1298, also 16 Jahre nach der Vergabung der Insel Mainau an das Deutsch-Herrenhaus, im deutschen Hause zu Freiburg i. B. gelebt hat. Eben so wenig läßt sich bestreiten, daß er Comthur des deutschen Ordens auf der Mainau war.“ (Siehe Schönhuth oben erwähntes Werk, 3. Heft S. 30 ff.)

Das Crucifix bei der Mainau.

Nachdem die Schweden das Eiland Mainau eingenommen hatten, luden sie das Crucifix und die beiden Schächer von Erz, welche nächst der Insel am See standen, auf einen zweispännigen Wagen und fuhren damit fort. Am Berge von Rügelfstetten hielten die Pferde, und der Wagen war nicht mehr von der Stelle zu bringen, obgleich die Schweden zuletzt gar zwölf Pferde daran spannten. Sie ließen ihn nun sammt seiner Ladung stehen, und spannten bloß ihre Pferde davon aus, worauf Bauern ihn mit zwei Adergäulen ganz leicht zurückführten und das Crucifix nebst den Schächern wieder am vorigen Orte aufstellten.

(Siehe Moar's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Jahrg. 1839.)

Insel Reichenau.

Die jetzt so liebliche Reichenau war ehemals (724 n. Chr.) noch ein von schädlichem Gewürme bewohntes, wildes Eiland, das in dem Gebiete eines Aufrastischen Landvogtes, Namens Sintleoz (Sintlas), lag, welcher gegenüber, auf einer wahrscheinlich nach ihm benannten Burg (später Sandedt genannt) oberhalb Bernang am Untersee, sesshaft war. Sie hieß schlechthin die Aue, auch die Sintlas-Au^{*)}. Dorthin schickte der Aufrastische Hausmayer Karl Martell den helvetischen Bischof Priminus aus Winterthur, um eine christliche Pflanzstätte zu gründen. Der Bischof erhielt von Sintlas Wohnung, reinigte das Eiland von den Schlangen und gründete eine Abtei, der die schwäbischen Dörfer Markolfingen, Alohospach (Allenspach), Kaltebrunn, Almanns-Montescurt (Almannsdorf) und Ersmuottingen (Ermatingen) mit Land und Leuten

^{*)} Sintilleozas Anna noch im Jahr 903.

vergabte wurden. Karl Martell stellte das Stist (Reichenau) unter den Schuß des Herzogs Luitfried von Allemannien und eines Grafen Bernald; Pipin und Carl der Große bestätigten die Schenkung.

(Siehe Gustav Schwab: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale 2c.“)



Katolphszell's Ursprung.



Um das Jahr 840 n. Chr. G., da das Kloster Reichenau bereits in hohem Ansehen stand und mit vielen Gütern gesegnet war, kam Katold, ein Teutscher, aus dem Geschlechte der Grafen in der Bertoldsbaar, zum zweitenmal aus Italien, wo er eine Zeitlang zu Verona Bischof gewesen war, in sein Vaterland zurück. Er hatte nicht lange vorher (834) die Gemahlin des Kaisers Ludwig, Judith, aus Italien nach Aachen begleitet, und war auf den Reichstagen zu Diedenhofen und Aachen (835), und Ingelheim (840) zugegen gewesen, zog sich aber jetzt, nachdem er der Bischofswürde feierlich entsagt hatte, in die Einsamkeit zurück und kam nach Reichenau zu dem Abt Hayto, der ihm gestattete, sich auf seinem Gebiete am Seeufer eine Zelle zu bauen.

Katold wählte den Ort, wo nun die Stadt seines Namens steht, sammelte einige Brüder um sich und lebte mit denselben, fromme Werke ausübend und das Volk für Christi Lehre mehr und mehr begeisternd, bis zum Jahre 874, wo er starb und in der von ihm erbauten Kirche bestattet wurde, wo sein Grabmal noch gezeigt wird. Aus den Ansiedlungen um das Gotteshaus, aus den Fischer- und Schifferwohnungen in der Nähe, erwuchs nach und nach aus dem bescheidenen Kerne von Katolds Zelle eine Stadt.

(Siehe R. Walchner's „Geschichte der Stadt Katolszell.“ Freiburg, 1825.)



Einer wunderthätigen Nonne wird das Handwerk gelegt.

Bereits in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts war zu Ratolfszell ein Frauenkloster vom Orden des heiligen Franziskus entstanden. Kurze Zeit vor der Kirchenversammlung zu Constanz begab es sich, daß eine Nonne dieses Klosters großen Ruf beschaulichen Lebens und besonderer Wundergaben durch ihren heiligen Wandel erwarb. Wer da nicht wußte, ob hierin Gottes oder des Menschen Geist walte, der glaubte. Daher kamen viele Geistliche von Constanz und aus der Nachbarschaft, darunter selbst Leute von hohem Stande, nach Ratolfszell, um bei der frommen Nonne, wie sie rühmten, Trost und Hülfe in ihren Anliegen zu holen. Dieselbe wußte sich oft in einen Zustand von Verzückung zu versetzen und pflegte, wenn sie wieder daraus gleichsam erwachte, den Anwesenden Geheimnisse zu offenbaren, deren sie doch keine hatte. Einige schwachköpfige Priester aber glaubten dem Vorgeben des Weibes und hielten es für eine Heilige. Sie verkündeten demnach einstmals zu Constanz, daß die fromme Nonne an einem bestimmten Tage, welchen sie angaben, in dem Zustande ihrer heiligen Entzückungen die Wundmale des Heilands an ihren Händen, Füßen und Brüsten erhalten werde. Da ward ein gewaltiger Zulauf von Volk aus allen Ständen von Constanz nach Ratolfszell, um an dem festgesetzten Tage Zeugen des erwarteten Wunders zu seyn. Es waren auch einige Priester der Pseudoprophetin bestellt, welche die Ankommenden empfingen, die Kraft der Heiligen rühmten und die Leichtgläubigen zum Anschauen des Wunders vorbereiteten. Die Nonne lag aber unbeweglich, gleich einer in höhere Räume Verzückten, den ganzen Tag über da, bis endlich das Volk des langen Wartens müde und mit allmählig sich abkühlendem Glauben an die Wunderkraft der Nonne, zu murren anfing. Da trat einer von den Priestern der neuen Prophetin hervor und rief mit lauter Stimme: „Habt nur noch ein wenig Geduld und paßt auf!“ Da legte sich das Gemurmel des Unwillens in etwas. Allein als es schon später Abend wurde, und noch immer kein Wunder geschah, da ging das Volk spottend und schimpfend auseinander, und die Leichtgläu-

bigsten schlichen beschämt davon! Bald darauf aber wurde die Wundernonne sammt einem ihrer vertrauten Priester, irriger Lehren bezüchtigt, vor den Offizial in Constanz geladen, wo sie beide, nach vorherigem Widerruf ihrer Irrthümer, mit verdienster Strafe belegt wurden.

(Vergl. R. Waldner's „Geschichte der Stadt Ratolpshözell.“ Freiburg, 1825.)

Die Meeresburg.¹⁾

(Konradins Sitz um 1262 und 67.)

Hoch über Felsen steht sie aufgebaut
Am Seegeßad, daran die Wogen schlagen;
So hoch — was über ihr die Wolke braut,
Scheint sie mit grauen Zackenreih'n zu tragen.

Inmitten steht, den Dagobert gesetzt,
Der Thurm, in dem der Schild Martell's geklungen,²⁾
Ein fest Gemäu'r, so stark und unverletzt,
Als ob es sein Jahrtausend übersprungen.

Durch seine Scharten schau ich in das Land
Weit, weit hinaus, auf sonn'ge Uferstrecken,
Die wie ein Blumenfranz rings um den Rand
Von einem festtäglichen Silberbeden.

Die stillen Schiffe seh' ich, wie sie sacht
Segel und Masten unter'm Winde neigen;
Wie einen Mast, daran die Wolke flaggt,
Seh' ich das Alphorn in die Rüste steigen.

Und diese Burg — ein fabelhaftes Haus,
Als ob's ein Mönch gemalt in seinen Psalter!
Mich überwölbt die Decke dieses Bau's
Mit bunten Träumen aus dem Mittelalter.

Ein Hornesstoß! es rasselt unterm Thor,
Die Sporen klirren auf den Wendelstiegen; —

Dort, auf der Warte Söller, hoch empor
Bis in die Lüfte, die den Habicht wiegen:

Das ist des Konradin Panier; es weht
Der Sonnenstrahl in seinen goldnen Falten;
— Er selbst — er hat dem Reiher nachgespäht
Und auf der Faust das Federspiel gehalten.

Jetzt auf die Zinne mit dem Arm gestützt
Blickt er hinab, wie ihn das Wasser spiegelt,
Sein träumend Haupt vom Abend angebläst,
Vom weichen Föhn Italia's umflügelt.

Italia's! — es kommt wie Gruß geweht,
Wie laue Bergesluft der Apenninen;
War's nicht wie süßen Harzes Duft, wenn spät
Die Sonne noch den Pinienwald durchschienen? —

Er fährt empor — ein Fall, der Beute sieht, —
Das Herz hat Flügel und die Lüfte tragen —
Da liegt's, da glüht's, Apuliens Gebiet,
Und nun ein heiß, ein königliches Jagen!

„— O Karl von Anjou — Anjou hüte sich!
Von diesen Alpen sieh es niederkommen;
Wie jäher Bergsturz kommt es über dich,
Wie fluthgepeitschte Fluthen angeschwommen! —

„Doch ha, verdammt! — noch in dies blanke Schwert
Ist keine Scharte klirrend eingehauen;
Laut wiehernd an der Krippe steht das Pferd,
Und muß am Halfter seinen Schaum zerfauen.

„Wann wirfst du, wann, in Eisen aufgezäumt,
Den Hohenstaufen in sein Erbe tragen?
Wann wird dein Huf, von frischem Blut beschäumt,
Sich in den todten Schädel Anjou's schlagen?

„O schönes Volk! — ihr laget Mann für Mann
Im Staub einst vor den Kaiser-Ghibellinen;
Zu mir heran — o eine Schaar nur — dann
Nur einmal Blut auf diese Panzerschienen! —“

Er sendet glühend seine Blicke fort,
Die Alpenriesen vor ihm zu durchbrechen;
Sie aber stehen, düstre Berner, dort,
Wie Schilde hehend ihre Gletscherflächen,

Ringsum in Wetter eingehüllt, daß schwer
Um ihren Leib die Wolken niederhangen;
Blutrothe Blitze zucken daraus her,
Als sei's das Leuchten ihrer Gürtelspangen.

Levin Schücking.

¹⁾ Meersburg ist sehr alt und schon der Name deutet darauf hin, daß die Stadt einem Leuchthurm und den dabei erbauten Fischer- und Schifferhütten ihren Ursprung zu danken habe, da man diesen Thurm nur die Burg am Meere, Meeresburg, nannte. Im 14. Jahrhundert kam Meersburg an das Hochstift Constanz, nachdem es dem Welfischen Hause gehört hatte, vom Kaiser Friedrich I. eingeزogen und zum Herzogthum Schwaben geschlagen worden war, woher es Bischof Eberhard von Waldburg entweder vom König Konrad IV. oder von Konradin erworben haben soll.

²⁾ Der Thurm, oder das hohe viereckige Gebäude, der älteste Theil des Meersburger alten Schlosses, ist jetzt von den übrigen Bestandtheilen desselben ganz umbaut. An diesem in fränkischer Bauart errichteten Thurme fand man die Buchstaben C. M. eingehauen, welche auf Karl Martell gedeutet wurden. Seit dem J. 1838 wohnt in diesem Schlosse der Freiherr von Laßberg, der verdienstvolle Beförderer altdeutscher Literatur, welcher seine unschätzbare Bibliothek und Handschriftensammlung in dem feuerfesten Archivgewölbe der Bischöfe aufgestellt hat. (Siehe Universallexikon von Baden, S. 767.)

Johannes Heuglin in Meersburg.

Das unschuldigste Opfer von Denjenigen, welche für die gescheiterte Bauernempörung in der Seegegend (1525) vorzüglich büßen mußten, war Johann Heuglin, den man wegen Abfassung der Sernatingischen Bauernartifel und Verkündung legerischer Lehren öffentlich anklagte und sofort dem geistlichen Gerichte des Bischofs von Constanz übergab. Der gute Mann bekannte Alles getreulich, was er gelehrt hatte, leugnete aber trotz den Qualen der Folter standhaft, was man ihm andichtete, und weigerte sich entschieden gegen jeden

Widerruf, so lange man ihn nicht aus der heiligen Schrift eines Irrthums überführen könne. Das Gericht wurde auf dem Marktplatz zu Meersburg öffentlich abgehalten. Nur mit Mühe konnte Heuglin die Erlaubniß erwirken, sich gegen die einzelnen Anklagepunkte vor dem Volke zu vertheidigen. Er that es mit jener Kraft der Ueberzeugung, die auch den Schwächsten muthig und beredt macht. Als der Punkt kam, worin man ihn beschuldigte, das Fegfeuer geleugnet zu haben, rief er aus: „Lieber Gott, ich mußte durch die Schmerzen im Gefängnisse und auf der Folterbank wohl Fegfeuer genug empfinden!“ und fing an zu weinen. Viele der Zuschauer vergossen ebenfalls Thränen, während der bischöfliche Vikar höhnisch lächelte. Als Heuglin dies bemerkte, frug er ihn: „Warum lachet Ihr über mich? Ich bin ein armer, verlassener Mann, der das Auslachen nicht verdient! Gott vergeb' es Euch, Ihr wisst nicht, was Ihr thut!“ — Aber ungeachtet der klarsten Darlegung seiner Unschuld wurde Heuglin nun zum Tode verurtheilt, sogleich auf die Richtstätte abgeführt und als Keger und Feind der Kirche verbrannt!

(Siehe G. Babers „Babische Landesgeschichte.“ S. 467.)

Benno von Kirchberg.¹⁾

Nitter Benno liegt gebunden
In des Kerlers ödem Grab,
Fleht um Tod im Schmerz der Wunden,
Die des Bruders Hand ihm gab,
Der im Kampf ihn hingerungen
Um der Schönsten Liebesblick,
Seines Lebens Reiz verschlungen,
Seiner Hoffnung stilles Glück.

Horch! es hallen tiefe Glöden
Und der Orgel Donner jagt
In der Chöre Festfrohlöden
Und der Liebe Morgen tagt:
„Macht mich frei, ihr Himmels Worte,
Liebe, Liebe, brich mir Bahn!“

Er zerreißt die Kerkerpforte,
Schreitet zu dem Dom hinan.

Hingegossen auf die Stufen
Sieht er die Beglückten knie'n,
Hört ihr ewig Ja sie rufen,
Klirrt in seinen Ketten hin:
„Ja und Ja! du Donnerstimme,
Ja, ach Ja, du richtest mich!
Brich mein Himmel denn im Grimme,
Und mein Engel berge sich!“

Im bekränzten Ahnensaale
Schwelgt im Fackeltanz das Paar.
Wer erscheint mit dem Pokale,
Beut ihn der Vermählten dar?
„Nimm ihn hin, den Trank, den herben,
Drinn ist meiner Jähren Fluth;
Leer' ihn froh auf mein Verderben,
Wie dein Gatte trank mein Blut!“

Ueber seine Schwelle leise
Tritt die Auserwählte ein;
Dem mit Blut erkaufte Preise
Will er sich in Wonnen weih'n.
Aber, — wie vom Schreck Gemähte,
Taumeln sie vom Ruß zurück.
Er ist hier auch, der Versmähte,
Mit dem hohlen Todesblick.

„Zu ermessen was mir fehle,
Sah ich tief das Glück, die Lust;
Doch gestillt ist meine Seele,
Ausgerungen hat die Brust.
Aus der bangen Kerkerzelle,
Wo von Liebe Liebe litt,
Bau ich meine Himmelschwelle,
Fleh' um euren Eingang mit!“

Süßer als der Lieb' Erwärmen,
Wonniger als ihr Genuß,

Lohnt es ihn in Bruderarmen;
 Er verzeiht im Friedensfuß.
 An des Felsenstroms Gebrause,
 Auf des Tannenthales Strand,
 Baut er seine Gottesklause
 Vom Gestein der Rerferwand.

Der Gebirge Häupter schauen
 Um ihn her, sein Friedensschild,
 Bergen jenseits helle Auen,
 Fern, wie seiner Liebe Bild.
 Herzen, die verrathen trauern,
 Von des Jammers Macht umtozt,
 Pilgern hin, zu Benno's Mauern,
 Und er spendet ihnen Trost.

Georg Rapp.

¹⁾ Das Schloß Kirchberg liegt bei dem Amtsorte Salem, an welcher Gemeinde es im Jahre 1288 kam. Hier beschloß der letzte Reichsprälat von Salem sein Leben. In frühester Zeit nannte sich ein Adelsgeschlecht von Kirchberg. Standesherrn dieser Befizung sind jetzt die Markgrafen von Baden.



Weberlingen.

Eine der frühesten Pflanzstätten des Christenthums am untern Bodensee war Iburningä, eine Allemannische Ansiedelung, auf dem nördlichen Ufer des Sees gelegen und auf Felsen gegründet. Wie es scheint, war sie damals, im Anfange des 7. Jahrhunderts, der Mittelpunkt der fränkischen Regierung dieser Gegend. Ein christlicher Frankenherzog Allemanniens, Namens Gunzo, hochgeehrt am fränkischen Hofe, hatte dort seinen Wohnsitz.

Zur Zeit, als der heilige Gallus am See den Heiden den wahren Gott predigte, geschah es, daß Herzogs Gunzo einzige schöne Tochter, Fridenburg mit Namen, die dem Franken-

könige Sigebert, Theoderichs Sohne, verlobt war, in eine schwere Krankheit verfiel, so daß ihr Vater und alles Volk glaubte, sie sey von einem bösen Geiste besessen. Die Priester, welche ihr Bräutigam zu ihrer Heilung sendete, verspottete sie, und erst nach langem Toben der Krankheit verlangte sie plötzlich, daß der fromme Gallus aus seiner Wüste geholt werden solle. Als nun die Botschaft über den See nach Arbon kam, wo sich gerade der heilige Mann bei seinem Freunde, dem christlichen Presbyter Willimar, auf Besuch befand, glaubte Gallus, voll Demuth, dem Ruf an den Hof des Fürsten nicht folgen zu dürfen, und entwich mit zwei seiner Schüler in's alte churische Rhätien nach Quaradaves (Grabs), wo er einen Christendiakon, Johann, fand und sich bei ihm in einer Höhle verbarg. Doch Willimar eilte ihm nach, fand ihn dort und, indem er ihm zu Gemüthe führte, daß es ein Ruf Gottes seyn müsse, der ihn zu einem Werke der Liebe fordere, überredete er ihn, mit ihm umzukehren und über den See nach Iburningen zum Herzog Gunzo zu fahren, was er auch that. Wirklich genas auch die Prinzessin Friedeburg auf sein Gebet, und die alte Urkunde (das Leben des h. Gallus, von Walafried Strabo) erzählt, daß der grimme Geist in Gestalt eines schwarzen Raben aus ihrem Munde geflogen sey. Der dankbare Herzog verlangte, Gallus solle die eben erledigte Bischofsstelle von Constanz annehmen; aus ungeheuchelter Demuth aber lehnte sie Gallus ab, schlug jedoch einen eingebornen Allemannen, den oben erwähnten Diaconus von Quaradaves, Johannes, dazu vor, der unter seiner Leitung die heilige Schrift studirt hatte. Herzog Gunzo willigte ein und Gallus wohnte der Weihung seines Freundes im Dome von Constanz bei, diese Gelegenheit benützend, um die Liebe Gottes, die sich in der Schöpfung und Erlösung geoffenbart, den Gemüthern der neuen Christen zu schildern. Er betrat mit Johannes die Kanzel und dieser dolmetschte in's Allemannische, was Gallus lateinisch vorgetragen. Als der fromme Apostel mit des Herzogs reichlichen Geschenken nach Arbon zurückkehrte, berief er die Armen aus der Gegend zu sich und vertheilte sämtliche Geschenke unter sie. Der Amtmann des Herzogs, zu Arbon, mußte auf Gunzo's Befehl mit allem Volke nach St. Gallus Zelle aufbrechen und ihm

dort Wohnungen bauen und einrichten. Die genesene Prinzessin Friedeburg aber zog, statt der Hochzeitleider, ein Nonnengewand an, und in solcher Gestalt fand ihr königlicher Bräutigam, Siegebert, sie an dem Altar, wo sie mit ihm getraut werden sollte und dessen Hörner sie, wie eine Schutzlehende, gefaßt hielt. „Ich trete dich deinem himmlischen Bräutigam ab!“ — sprach der fromme König, ergriff ihre Rechte und legte sie auf den Altar. Dann verließ er die Schwelle des Tempels; „aber“ — fügt der Erzähler hinzu — „Thränen verriethen das Leiden seiner verborgenen, entsagenden Liebe.“

(Siehe Gust. Schwab: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale 2c.“)

Die Heidenhöhlen bei Ueberlingen.

Zwischen den Dörfern Goldbach und Sipplingen am unteren Bodensee, unweit Ueberlingen, zieht sich dicht am Ufer des Sees in bedeutender Höhe und Länge eine mächtige Felswand hin. An dieser Wand bemerkt man viele Oeffnungen von allerlei Größe und Gestalt. Es sind dies die Eingänge und Lichtöffnungen der sogenannten Heidenhöhlen oder Heidenlöcher; vor etlichen vierzig Jahren führten steinerne Treppen noch zu den Eingängen, jetzt aber sind sie ganz verwittert, und nur mit Mühe und nicht ohne Gefahr kann man vermittelst Leitern in diese wundersamen Gemächern gelangen. Erstaunen und Bewunderung muß aber Jeden ergreifen, der dieses seltsame Riesenwerk betritt. Tief in dem Innern der Felswand finden sich hier eine Menge Gemächer und Kammern. Es ist ein Werk, das außerordentliche Mühe und einen großen Zeitaufwand gekostet haben muß. Die Gemächer sind beinahe alle gewölbt und mit Pfeilern versehen, die Fensteröffnungen größtentheils regelmäßig angebracht und selbst nicht ohne Zierlichkeit, nur etwas niedrig, denn die höchsten messen nicht über acht Fuß. An den Wänden sind in vielen Kammern Sitzbänke, Nischen und allerlei Vertiefungen angebracht, jedoch nicht in allen, und überhaupt läßt es sich nicht verkennen, daß alle die Gewölbe und Kammern nicht zu einem und demselben Zweck erbaut worden seyen. Unwillkürlich befällt Einen beim Eintreten in diese Fel-

senbehauung der Gedanke an die egyptischen Todtenkammern und Nekropolen.

Ueber den ursprünglichen Zweck und Gebrauch dieser Felsenkammern hat man keine Nachricht, und es läßt sich nichts Sicheres darüber ermitteln.

In der Umgegend glaubt man allgemein, daß sie den ersten Christen bei den ausgebrochenen Christenverfolgungen zu Schlupfwinkeln gedient haben, oder auch, daß später bei größerer Ausbreitung des Christenthums die noch übrigen Heiden der Umgegend in diesen unterirdischen Gemächern ihren heimlichen Gottesdienst gefeiert hätten. Doch auf keinen Fall können weder die verfolgten Christen noch die vertriebenen Heiden zu den obigen Zwecken sich diese Wohnungen erst gebaut haben; denn wer genöthigt ist, sich einen Schlupfwinkel zu suchen, hat wahrlich nicht so viel Zeit dazu, sich eine Zufluchtsstätte von solchem Umfang und solchem Zeitaufwand zu bereiten; denn bei einer Arbeit, die so viel Zeit und so viel Mühe erfordert, wären sie sicher vor deren Vollendung verrathen worden.

Unverkennbar ist dies ein Römerwerk; aber aus welcher Zeit und zu welchem Zweck, darüber wagen wir nicht zu entscheiden. Und auch der Name Heidenlöcher scheint dieses zu bestätigen, denn wie viele Ueberreste römischer Bauwerke in unserm Lande werden nicht mit dem Zusatze heidnisch benannt! so der Heidenkeller bei Ettenheimmünster, der Heidenberg bei Zppingen, das Heidenschloß bei Drisingen, das Heidenloch auf dem Heiligenberg bei Heidelberg u. Uebrigens können später, als diese Höhlen leer gestanden, sehr leicht verfolgte Christen hier eine Zuflucht gefunden haben, wie dies unter Pelagius in Spanien im asturischen Gebirge mit solchen Höhlen der Fall war. Eben so wenig wollen wir in Abrede stellen, daß auch nachher verfolgte Heiden ihren heimlichen Götzendienst hier gehalten, und daß auch davon der Name Heidenlöcher, Heidenhöhlen entstanden seyn könne. Uebrigens müssen diese Kammern noch in spätern Zeiten Menschen zur Wohnung gedient haben; denn in einer derselben, deren Wände mit Kalk überworfen und von Ruß geschwärzt sind, findet sich unter dem Ueberwurf in die Wand eingehauen die Zahl 1675. Wo sich

diese Felsenwand dem Orte Sipplingen nähert, findet man in den Felsen eingehauene Reste einer Einsiedelei mit uralten Bildern im byzantinischen Styl. Der Rauchfang und die in Stein gehauene Schlafstätte des Einsiedlers sind noch sichtbar.

Dr. H. Schreiber.

(Siehe Karlsruher Unterhaltungsblatt, Jahrg. VI. 1833.)

Das Märchen von den sieben Schwaben.

Es waren einmal sieben Schwaben, die wollten große Helden seyn und auf Abenteuer wandern durch die ganze Welt. Damit sie aber ein gut Gewaffen hätten, ließen sie sich einen Spieß machen, sieben Mannslängen lang, den faßten sie zu siebend an, und gingen in einer Reihe hinter einander. Voran ging der Herr Schulz, der Allgäuer, als der Mannlichste unter ihnen; dann kam der Jaddli, genannt der Seehaas, hierauf der Marli, genannt der Nestelschwab, dem folgte der Jörgli, war der Blißschwab geheißen; hernach ging der Michel, Spiegelschwab zubenamset, dann kam der Hans, Knöpfleschwab, und zuletzt kam Weilli, das war der Gelbfüßler. Diese Beinamen hatten alle ihre gute Ursach. Der Herr Schulz wurde der Allgäuer geheißen, weil er aus dem Allgau gebürtig war; der Seehaas hatte am Bodensee gefessen; der Nestelschwab führte darum seinen Namen, weil er statt der Knöpfe Nesteln an den Hosen hatte und letztere fast immer mit der Hand in die Höhe hielt, dieweil die Nesteln oftmalen abgerissen waren. Der Blißschwab hieß also, weil er sich die Redensart: Poß Bliß! angewöhnt hatte. Der Spiegelschwab hatte die Gewohnheit, seine Nase allemal an den Vorderärmel seines Jankers*) abzupugen, der davon einen gewissen Spiegelglanz annahm, das schaffte jenem den sauberen Namen. Knöpfleschwab war ein Mann, der verstand, gute Knöpfe oder Spägle zu kochen, das ist im bayerischen Deutsch Knödel, und im sächsischen Deutsch Klöße. Der Gelbfüßler endlich war aus der Bopfinger Landschaft, deren Einwohner die Umwohner Gelbfüßler schimpfen, darum, daß sie einstmals einen

*) Jacke.

Wagen voll Eier, den sie ihrem Herzog als Abgabe bringen müssen, recht voll stampfen wollten, und die Eier mit den Füßen fest getreten, davon denn die Eier etwas Wenigs zerbrochen, und die Füße der Bopfinger gegilbt hatten.

Zogen nun die Sieben allesammt guten Muthes mit ihrem Spieß dahin, kamen eines Heumonbtages in der späten Dämmerung über eine grüne Wiese, da hob sich eine Hurnauspe*) nicht weit von ihnen mit feindlichem Gebrummel hinter einer Dornhecken hervor, und flog vorüber. Darob erschrad der Schulz Allgäuer mächtiglich, und begann Angstschweiß zu schwitzen, konnte auch kaum noch den Spieß halten, und schrie seinen Kriegsgesellen zu: „Horch! horch! Der Feind trommelt schon!“ Da schmeckte der Jactli, der dicht hinter dem Schulzen ging, einen übeln Geruch und rief: „Wohl, wohl! Etwas ist vorhanden! Ich schmecke schon das Pulver!“ Da nahm der Herr Schulz Reißaus, ließ den Spieß fahren und sprang über einen Zaun, kam aber gerade auf die Zinken eines Rechens zu springen, und da fuhr ihm der Stiel ins Gesicht und gab ihm einen ungewaschenen Schlag. Schulz vermeinte, der Feind haue auf ihn ein, und schrie: „Gieb Gnade! Ich ergeb' mich!“ Die andern Sechs waren nachgesprungen über den Zaun, und da sie ihren Anführer also schreien hörten, so schrieen sie Alle: „Giebst du dich, so geb' ich mich auch! Giebst du dich, so geb' ich mich auch!“ Aber es war Niemand vorhanden, der die sieben Schwaben gefangen nehmen wollte, und da sie das merkten, schämten sie sich ihrer wenigen Herzhastigkeit und verschwuren sich, diese ihre erste Heldenthat nicht weiter zu erzählen.

Weiter so kamen die sieben Schwaben auf ihrem Zuge in einen Hohlweg, und wie sie so tapfer darauf los marschirten, merkten sie nicht, daß ein großmächtiger Bär im Wege lag, bis der Allgäuer ganz nahe an ihm war. Als er den Bären sah, war er hin vor Schreck, stolperte und stieß mit dem Spieße geradezu auf den Bären los, wozu er aber nichts konnte, und schrie dazu gottsjämmerlich: „Ein Bär! ein Bär!“ Vermeinte sein letztes Brod wäre gebaden und bereits verzehrt. Doch

*) Horniß.

rührte sich der Bär nicht, dieweil er maustodt war. Desß war der Allgäuer hoch erfreut, schaute um nach seinen Brüdern, und sah mit neuem Schreck, daß alle für todt mäusleinstill auf dem Boden lagen, meinte, er habe sie gar mit dem Spieße hinterrücks erstochen, und erhob ein Wehegeschrei. Als die am Boden Liegenden vermerkten, daß der Bär den Allgäuer nicht aufgefressen, denn sie waren nur vor Schreck dahin gepurzelt, lugten sie vorsichtiglich in die Höh, und wie sie sahen, daß der Bär todt war, erhoben sie sich frisch und gesund, traten um den Bären herum und auf ihn, und untersuchten, wie tief wohl die Wunde sey, die der Spieß ihm beigebracht, fanden aber keine, und der Blißschwab sagte: „Pos Bliß! Der Bär ist verreckt und schon lange todt!“ — „D ja,“ sprach der Jactli: „Man schmeckt den Braten.“ Wurden Eins, dem Bären das Fell abziehen und als Siegeszeichen mit zu führen, das Nas aber liegen zu lassen. „Mögen den Bären nun die Schafe fressen, wie er zuvor die Schafe gefressen hat!“ sprach Einer anter ihnen, und so zogen sie fürbaß mit ihrem Bärenfell und ihrem Spieß.

Und da geschah es, daß die guten Gesellen auf ihrer Weiterfahrt an einen weiten blauen See kamen, — so dünkte es ihnen, denn es war alleweil etwas dämmerig geworden, — der schlug Wellen im Wint, und droben an seinem Abhang standen die sieben Schwaben und lugten hinunter, wie sie wohl am geschwindesten über diesen See kommen möchten. Es war aber kein Wasser da drunten, sondern ein Feld voll Glases, der so recht in seiner schönsten blauen Blüthe stand.

„Pos Bliß!“ rief der Blißschwab, „was ist da zu thun? Ueber das wilde Wasser müssen wir!“

„Allgäuer, Du trag uns hinüber, wie weiland St. Christoph die Pilgrimsleute!“ sagte der Seehaas. — „Bygoscht!“ antwortete der Allgäuer: „ins Wasser ging ich wohl, wenn's nicht tiefer ging, als an den Hals.“ Der Nestelschwab griff mit der Hand an seinen Hosensack, das edle Kleidungsstück fest zu halten, daß es ihm nicht entfalle, während er mit der einen Hand schwimmen thäte; dem Knöpfleschwab war das Ding gar nicht einerlei! er lugte scharf, ob kein Haifisch, Walfisch oder Krokodil im Wasser brause; und so standen auch die Andern ganz

verlegen da, bis der Blißschwab sich hinter ihnen herum drückte und ein Paar hinunter stieß, indem er ausrief: „Frisch gewagt, ist halb geschwommen!“ Da Diese nicht unteranken, faßte sich auch der Gelbfüßler ein Herz, und that einen Hupf hinunter, ihm folgte der Blißschwab und der Nestelschwab mit besserem Vertrauen, und zuletzt ritt der Allgäuer auf dem Spieße hinab, und plumpte drunten Einer auf den Andern, bis sie merkten, daß sie mit der Nase nur in grünes Gras gefallen waren, worauf sie sich allgemach mit etwas gequetschten Rippen wieder aufmachten und an dem Spieße wiederum fürbaß schritten.

Nach mehr als Einem andern Abenteuer, das zu lang wäre zu erzählen, gelangten die sieben Schwaben an einen wirklichen großen See, und da sagte der Seehaas, der ihn gleich erkannte „Das ist der Bodensee.“ An dessen Ufern sollte, wie die Sage ging, ein gefährliches Ungeheuer hausen, welches zu bekämpfen und zu erlegen die sieben tapfern Schwaben sich fest vorgenommen hatten. Da sie nun des Sees ansichtig geworden und zugleich des Waldes, in dem das Ungeheuer sich aufhielt, — man wußte nicht, war's ein gräulicher Lindwurm oder ein feuerspeiender Drache — so fiel ihnen zumeist das Herz in die Kniekehle, sie machten Halt, und zündeten ein Feuerlein an, auf daß der Knöpfleschwab noch zu guter Letzt, (denn wer konnte wissen, ob das Unthier sie nicht allesammt mit Haut und Haar verschlingen werde, mit oder ohne ihren Spieß?) eine Mahlzeit Knöpfle und Spägle bereite, und stellte während dem Essen Todesbetrachtungen an. Und nach diesem begannen sie ihre Schlachtordnung herzurichten, dabei gab es aber allerlei Span und Zwietracht. Der Allgäuer sagte, er sei nun bislang immer der Vorderste gewesen, wäre Zeit, daß er nun auch einmal der Hinterste sey, und es solle der Blißschwab voran. Der meinte aber: „Kuraschi hab' i gnueg im Leib, aber nit Leib gnueg für die Kuraschi und das Beestl von Ungeheuer.“ Der Spiegelschwab wischte sich die Nase am Ärmel und that den Vorschlag, es solle doch wohl besser seyn, wenn Einer für Alle sterbe, und meinte, der Knöpfleschwab könne ihnen diesen kleinen Gefallen thun; der aber schrie Zetermordio, als habe das Ungeheuer ihn schon am Schlafittig. Und so sprachen und stritten sie noch eine Weile hin und her, bis sie sich friedsam einigten

und hurtiglich mit ihrem Spieße vorwärts schritten, gerade auf den Wald zu, wo das Unthier hausen sollte. Ehe sie denselben erreichten, kamen sie an einen Rain davor, da saß ein Haas und macht' ein Männlein, und streckte die langen Löffel in die Höh, das war den Schwaben grauslich anzuschauen, hemmten darum ihren Schritt, hielten Rath und besannen sich, ob sie vorwärts rücken und auf's Unthier eindringen sollten mit lang vorgestrecktem Spieß, oder ob sie sich zur Flucht wenden sollten; doch hielt Jeder fest am Spieß. Da nun das Beitli hinten zumeist in Numero Sicher war, schwoll ihm der Kamm und er schrie dem Schulzen zu, der voran stand:

„Stoßt zue in aller Schwabe Nama,
Sohnsch wünsch ich, daß ihr mächt erlahma!“

Der Hans, des Beitli Gelbfüßler Vordermann, Knöpfleschwab, spottete der Kurasche des Beitli, indem er sagte:

„Beim Element, Du hauscht guat schwäze,
Du bischt der Legscht beim Drachheze!“

Dem Michel sträubte die Herzhaftigkeit das Haar empor, er blickte gar nicht hin nach dem Ungeheuer, sondern sprach nit abgewandtem Gesicht, indem er den Armel seinem Gesicht näherte:

„Es wird nit feihla um an Haar,
So ist es wohl der Teufel gar!“

Jörgli luegte dem Michel in's Gesicht und schaute auch gar icht hin nach dem Büster von Ungeheuer, indem er zaghaft eistimmte:

„Bliß! ist ersch nit, so ischt sei Mutter,
Oder des Teufels sein Stiefbruder!“

Dem Marli Nestelschwab, der sich schon ziemlich weit vorn am Spieß befand, daran die Schwaben gingen, wie ein Wiedle zespießter Lerchen, gefiel sein Platz nicht, und er hatte einen guten Einfall; er fehrte sich auch um, da er nicht für nöthig fand, das Ungeheuer anzusehen, und rief dem Beitli zu:

„Gang Beitli, gang, gang Du voran,
I will dahinda vor Dir stahn!“

Beitli drückte aber seine Ohren auf und that als hörte er nicht; worauf der Marli zum Jackli sagte:

„Gang, Jackli, gang, gang Du voran!“

Du hascht Sporn und Stiefel an,
 Daß Dich der Drach nit beisse fann!"

Aber Jackli fand seinen Trost darinnen, daß der Allgäuer an der Spitze des Spießes, der sieben Schwaben und des zu bestehenden Abenteuers stand, und sagte:

„Herr Schulz, der muß der Erschte seyn,
 Denn ihm gebührt die Ehr allein.“

Schulz Allgäuer faßte sich ein Herz und sprach muthig, da es nun einmal in die unvermeidliche Gefahr ging:

„So zieht denn herzhast in den Streit,
 Hieran erkennt man tapfre Leut!"

Und so ging es in Gottes Namen und im Sturmschritt auf das Ungeheuer los, und als dem Schulzen das Herz hopte, konnte er sich seiner Angst nicht erwehren und schrie: „Hau hurlehau! hau! hauhau!" Da erschrak der Haas und gab spornstreichs Fersengeld querfeldein, und lief was er laufen konnte. Jetzt rief Schulz Allgäuer freudiglich:

„Pos Beitli, luag, luag, was ischt dahs?"

Das Ungeheuer ischt nur an Haas!"

„Haschtu gesehn? Haschtu gesehn?" fragten sich nun die Andern unter einander. „Pos Blig! Ein Ding, wie ein Kalb!" rief der Bligschwab. Der Nestelschwab that seinen größten Fluch: „Mit Verlaub! Daß Dich das Mäusle beiß! Ein Thier wie ein Mastochs!" „Oho!" rief der Knöpfleschwab: „ein Helifant ist nur ein' Ras gegen das Unthier." „Bygoscht," erwiderte der Allgäuer: „wenn das kein Haas gewesen, so weiß ich keinen Dreimännerwein vom Rachenpußer zu unterscheiden!"

„Nu nu!" vermittelte der Seehaas: „Haas her, Haas hin! Ein Seehaas ist halt größer und grimmiger, als alle Haasen im heiligen römischen Reich." „Wie der Seewein saurerer und herber, als alle Weine im heiligen römischen Reich," spottete hinten der Gelbfüßler, und über diese Anzüglichkeit hätte ihm der Seehaas fast ein Paar Watschen gegeben, denn er fühlte sich in seinem Nationalgefühl verletzt.

Da nun das Abenteuer mit dem Ungeheuer von den sieben Schwaben so glücklich bestanden war, wurden sie Eins, nunmehr von ihren Thaten auszuruhen und wieder friedlich heimzuziehen. Zuvor aber thu' es Noth, ein Siegeszeichen zu errichten,

das der Mit- und Nachwelt ihren Triumph auf ewige Zeiten vermesse. Da es nun unmöglich war, wie vor Zeiten tapfere Ritter gethan, die Drachenhaut in einer Kirche aufzuhängen, dieweil kein Drache sein Fell zu Markte getragen und der Haas in seinem Balg wohlbehalten entkommen war, so wurden die guten Gesellen dahin Eins, ihr Bärenfell und ihren Speiß als eine Trophäe in die nächstgelegene Kirche zu stiften, die hieß man hernach die Kapelle zum schwäbischen Heiland. *) Dort wird wohl der Speiß noch hängen, das Bärenfell aber haben die Motten verzehrt, und die Sperlinge haben die Haare in ihre Nester getragen.

(Aus E. Schleichers „Deutsches Märchenbuch.“ Leipzig, 1845.)

*) Siehe darüber S. 73 dieses Werkes.

Schwäbische Tafelrunde.¹⁾

Neun Schwaben gingen über Land
Zu einer Dornenhecken,
Allda der Jodel stille stand,
Thät Abenteuer schmecken.

Es schlief ein Haas ganz starr im Gras,
Die Ohren thät er reden,
Die Augen offen, hart wie Glas,
Es war ein rechter Schrecken.

Hätt' Jeder ein Gewehr, gewiß
Er wollt's für'n Andern strecken;
So hatten's all Neun nur ein Speiß,
Wer darf den Haas mit wecken?

Drum hielten's einen Kriegesrath,
All Neun ganz einig schiere,
Sie wollten thun ein kühne That
An dem grausamen Thiere.

All Neun an ihrem Schwabenspieß
Stehn mannlich hintreinander:
„Du Jodel, bist der vorderst gewiß!“
Sprach Einer zu dem Ander.

„Du Ragenohr, geh du voran!“
 Der Borderst thät auch sprechen:
 „Ich muß dahinten vorne stahn
 Ich schieb, du mußt nur stechen.“

Der Borderst sprach: „Wärst du vorn dran,
 Du sprächst nit, mein Geselle:
 Du Ragenohr, geh du voran!
 Hier ist ein' harte Stelle.

Der Haas erwacht ob ihrem Streit,
 Ging in den Wald hinschweifen,
 Der schwäbisch Bund thät' als ein Beut
 Des Haasen Panner ergreifen.

Sie wollten auch dem Feind zur Flucht
 Ein goldne Brücken schlagen,
 Und han da lang ein Fluß gesucht,
 Und kunnten kein erfragen.

Da stand ih'n auch ein See im Weg,
 Der bracht' ihn'n große Sorgen,
 Weil in dem Gras, nit weit vom Steg,
 Ein Frosch saß unverborgen;

Der immerdar geschrieen hat
 Mit der quakenten Stimme,
 Wadwad, wadwad, wadwad, wadwad,
 Da giengs dem Ragenohr schlimme.

Glaubt', daß der Spiritus ihm rief:
 Wad, wad! er könnt durchwaden,
 Da thät er in dem Wasser tief
 Ersaufen ohn zu baden.

Sein Schaubhut auf dem Wasser schwamm,
 Da lobten ihn die Andern:
 „Seht bis an'n Hut, der gut Landsmann,
 Durch' Wasser thät er wandern!“

Der Frosch schrie wieder: Wad, wad, wad!
 Der Jockel sprach: „Uns Allen

Der Landsmann ruft auf seinem Pfad,
Wir sollen nit lang fallen.

„Wir sollen wahrlich jetzt vielmehr
Als bald ohn Kriegerathe
Wohl Alle springen in den See,
Weil wir noch sehn den Pfade.“ —

So richt' ein Frosch neun Schwaben hin,
Die schier besiegt ein' Haasen:
Drum hassen Schwaben immerhin
Die Frösch und auch die Haasen.

Altes Lied.

¹⁾ Um einen richtigen Begriff von den Schwabenstreichen zu bekommen, muß man die „Abenteuer der sieben Schwaben“ lesen im „Vollsbüchlein“ von E. Auerbacher, (München 1832) Seite 105 — 156 des 1. Theiles.

Der schwäbische Heiland.

Als die Ueberlinger die Heldenthat ihres Landsmannes unter den sieben Schwaben vernommen, des Ragenohrs, der sich zuerst in den See gewagt hatte, beschlossen sie einmüthig eine fromme Stiftung zu machen und erbauten eine Feldkapelle am See, wo der Spieß der sieben Schwaben aufgehängt wurde zum ewigen Angedenken. Die Kapelle aber ward geweiht dem Erlöser und ein Bildschnitzer bekam den Auftrag, einen schönen Herrgott aus Holz zu verfertigen, sieben Fuß hoch. Das that er und schrieb auf das Gestelle mit goldenen Buchstaben: „Heiland der Welt.“ Aber die Ueberlinger wollten die Inschrift nicht gut heißen und behaupteten, daß, da der liebe Herrgott einst den sieben Schwaben aus ihren Aengsten und Nöthen geholfen hätte, so solle er auch der schwäbische Heiland genannt werden. Und so geschah es auch. Der Seehaas aber baute sich eine Hütte neben dem Kirchlein und wurde ein Klausner. Und es kamen viele Pilgrime dahin, welchen der Klausner die Abenteuer der sieben Schwaben erzählte, mit allen Umständen, weshalb noch jetzt die Welt davon voll ist. Und der schwä-

bische Heiland war zu derselben Zeit so weit und breit berühmt, als der große Herrgott in Schaffhausen. Im Schwedenkrieg ist leider die Kapelle zerstört worden und die Schweden haben das Siegeszeichen mit fortgenommen. (Auerbachers Volksbüchlein.) Es existiren aber noch Copien vom echten schwäbischen Heiland, getreu in Größe, Gestalt und Farbe, wie z. B. im alten Kirchlein zu Honstetten, 5 Stunden westlich von Ueberlingen.

(Vergl. Eiseleins „Sprichwörter und Sinnreden des teutschen Volkes.“ Donau-
eschingen, 1838. S. 558 und 59.)

Ueber die Benennung „Seehafen.“

Seehase ist ein uralter Name zur Bezeichnung der Einwohner des Bodensees. Schon in der „Notitia dignitatum imperii, ed. Panciroll. Lugd. 1608. Fol. 26. b. kommen diese Leute mit einem laufenden Hasen in ihrem Schilde vor, und dieses Thier soll nicht sowohl ein Sinnbild der Furchtsamkeit, als vielmehr, nach dem Glauben des Alterthums, ein übler Ausgang (schlimmes Vorzeichen) für die Feinde seyn (wenn ein Hase vor demselben kurz vor dem Angriff über das Feld läuft). — Im 13. Jahrhundert nennt Gottfried von Straßburg in seinem „Tristan“ den trefflichen Sänger Hartmann von Dwe, welcher Dienstmann des Abtes von Reichenau war, zugleich mit dessen Gefellen, doch im edeln Sinne, Hasen:

„Wer guote Rede zu Guote
Unde ouch zu Rehte kan verstan, der muoß dem Duwere lan
Sin Schapel und sin Vorzwi. Wer nû des Hasen Gefelle si,
Und uf der Worthaide hohsprunge unde mitwaide.“ 2c.

(Siehe Eiseleins „Sprichwörter u. Sinnreden des teutschen Volkes.“ S. 564 u. 65.)

Ueberlinger Judenmord.

(Um 1350.)

Zu Ueberlingen fand man die verstümmelte Leiche eines von seinen Eltern vermischten Knaben in einem Bache; die Eltern heulten durch die Stadt und klagten die Juden als Urheber des Frevels an; die Art der Wunden, ihr Aufbre-

den und Bluten, als der Leichnam vor den Häusern der Juden vorbeigetragen wurde, schien Beweises genug. Unter dem Vorwande, sie vor der Wuth des Pöbels zu retten, lockte man die geängsteten Juden in ein hohes steinernes Haus; hier zündeten die Bürger einen im Erdgeschoß heimlich aufgethürmten Scheiterhaufen an; die Juden flüchteten von Stoß zu Stoß; einige kletterten sogar auf das Dach. Umsonst! das ganze Haus, in das die Tücke der Christen gegen 300 Juden gelockt hatte, ging mit den Unglücklichen, die voll Verzweiflung Steine, Messer, Schwerter und Balken des brennenden Hauses auf die gaffende Volksmenge herunterschleuderten, in den Flammen auf. Einige stürzten sich aus dem Brande zu den Fenstern hinaus; sie wurden vom Volk aufgefangen und vollends niedergemetzelt.

(Siehe Gustav Schwab's: „Der Bodensee und das Rheirthal 2c.“)



Bodmann.

Der kupferne Kessel zu Bodmann.¹⁾

Im Kessel zu Bodmann, da steh' ich zur Stund',
Soll leeren den Becher bis auf den Grund,
Den Becher, gefüllet mit Königswein,²⁾
Herr Karl ihn pflanzt auf dem Felsengestein.

Und was gezogen der mächtige Frank',
Ein freier Schwabe jetzt erntet's mit Dank,
Er sperrt's in den Keller nicht feindlich ein,
Er ruft den Fremdling zum Trunk herein.

Und wie in den Becher mein Auge schaut,
Das Dunkel der alten Geschichten ihm graut,
Und wie der Wein an der Lippe mir schwillt,
Die Sage hervor schon, die sprudelnde, quillt.

Sie saßen zu Bodmann beim fröhlichen Mahl,
Der Vater, die Mutter, die Kinder im Saal,
Die Söhne, die Töchter, wie Rosen und Schnee,
Das edelste, schönste Geschlecht am See.

Viel Gäste beglänzt vom Sonnenschein,
Sie tranken und sangen beim Königswein,
So wie ich heut trinke und singe mein Lied;
Der Abend von festlicher Lust sie nicht schied.

Die Nacht kam heran mit Wetter und Wind,
Des stürmischen See's verstoßenem Kind,
Die Wolken sie sammeln sich über dem Haus,
Doch gehen die Lampen im Schlosse nicht aus.

Die Gäste, sie tanzen Thür aus und Thür ein,
Die Wolken auch führen den nächtlichen Reih'n,
Es sprühen die Fackeln in Gang und Saal,
Die Blitze, die spähen mit gierigem Strahl.

Und in der Schalmeyen und Flöten Gesang
Spielt heimlich des Donners begleitender Klang,
Noch rauschet im Saale das Spiel und der Wisz,
Da schlägt durch die Decke der zackige Blitz.

Und Flammen umwölken den mächtigen Saal,
Ersticken die Gäste, verzehren das Mahl;
O Wasser und Himmel, wie glänzt ihr so hell,
O herrlich Geschlecht, wie vergehst du so schnell!

Der Vater, die Mutter, todt liegen sie schon;
Ach, dringt zu der Thüre kein blühender Sohn?
Die zuckende Flamme läßt Keinen hinaus,
Es fällt auf die Leichen das wankende Haus.

Da dringt durch Flammen und Feuers Schwall
Die Amme, die treue, heraus auf den Wall,
Sie trägt auf den Armen ein wimmerndes Kind,
Sie hat es enthoben der Wiege geschwind.

Sie stößt einen Kessel durch Gluth und Flamm',
Im Schloß ist verlobert der edle Stamm,

Da schließt sie besonnen in's eherne Haus
Das Zweiglein, das letzte, und schleudert's hinaus.

Es rollet der Kessel den Berg hinab;
O Kind, ist's dein Wieglein, ist's nicht dein Grab?
Die Dienerin folgt nur mit Mutterblick
Und sinkt in die Flammen des Hauses zurück. —

In Trümmern die Burg lag ein manches Jahr,
Bis daß das Knäblein erwachsen war;
Da baute stolz unter Schutt und Graus
Der letzte Bodmann sein steinernes Haus.

Der letzte Bodmann der Erste ward,
Er zeugte Söhne von edler Art,
Und liebliche Töchter und Enkel so hold,
Die Flamm' hat im Kessel geläutert das Gold.

Und Vater und Mutter beim fröhlichen Mahl,
Und Kinder noch heut in dem festlichen Saal,
Sie sitzen, sie trinken vom Königswein,
Sie schenken dem Wandrer ihn freundlich ein.

Im Kessel, aus welchem erblühte das Haus,
Im Kessel soll er ihn trinken aus,
Er soll den versunkenen Ahnen mit Fug,
Soll der Amme gedenken bei jedem Zug. —

Mein Lied ist gesungen, wie wird mir zu Muth?
Ich träume von Flammen, ich spüre die Gluth,
Es drehet der Kessel, der eherne sich,
Wald, Himmel und Wasser umtaumeln mich.

Doch heißet im Kopf mich der Königswein
Getrost bei dem Wunder, dem seltsamen, seyn;
Er rettet mich glücklich durch jede Gefahr,
Der Kessel steht stille, mein Auge wird klar;

Es schauet die Burg und den See und das Land,
Gott hüte das Haus und Geschlecht vor Brand!
Und will er Flammen ja senden hinein,
So seyen es Ströme von Königswein!

Gustav Schwab.

1) Am westlichen Ende des Bodensee's pflanzte sich in zwei Aesten und mit zweierlei Wappen der Adel der Bodmann rühmlich fort. Sie bauten auf dem Heiligenberge gegenüber die Feste Hochbodmann. Als das Stammschloß im Jahr 1307, durch den Blitz entzündet, von Grund aus abbrannte, wurde der damals noch einzige Sprößling des ganzen Geschlechtes, Johann von Bodmann, wie durch ein Wunder gerettet; seine Eltern und Alles im Schloße fielen den Flammen zum Raube; ihn aber legte eine mütterlich gesinnte Säugamme in einen kupfernen Kessel und ließ ihn so den steilen Berg hinab rollen. Dieses schwache Reis trieb bald neue Zweige und das edle Geschlecht blüht noch in mehreren Linien. Die auf dem Stammschloße wohnhafte nennt sich Bodmann-Bodmann. Der Kessel von Erz, worin der junge von Bodmann beim Brande der Burg gerettet worden, wird noch auf dem Schloße gezeigt. Man pflegt sich hineinzustellen und einen gläsernen Pumpen voll Weines auf das Wohl des Geschlechtes von Bodmann zu leeren.

2) Der Weingarten bei Bodmann, in dem einer der besten Weine des ganzen Seeufers wächst, heißt noch der Königsgarten; Carl der Dicke soll ihn gepflanzt haben und man nennt daher den Wein im Schloße von Bodmann den Königswein.

(Siehe Gustav Schwaab: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale 2c.“)

Entstehung der Burg Bodmann.

An der Stelle, wo jetzt die Trümmer der Burg Bodmann liegen, stand früher eine Feste, welche einem der uralten Grafen von Bodmann gehörte, und zwar in der Nähe einer kaiserlichen Pfalz, Palatium Podamin.

Ueber die Erbauung dieser Burg Bodmann erzählt uns der unterhaltende Chronist Thomas Viret von Stankwil Folgendes:

„Nun vber vier jar darnach do was sein sun“ (nämlich der Sohn eines Grafen von Bregenz) „hieß Hugo, in seinem kastel Lindaw. Das lag dazumal nit im see. Do het ainer von Emß (Hohenems) ein tochter, hieß Eva. Die was gar schön, der nam die und sie wurd von ym schwanger. Do was ein man in der stat geseßen, hieß SchöNSTAIN. Der gab denen von Lindaw den rat, das sie mit irem herren Hugo retten (reden) das er etweuil (etwelches) Gels von in (ihnen) nāme und sie frei sagte, so wölten sie ym helfen, das er ein festen und wonung bauwte und sein lieb Frauen darauff sagte, das sie sicher wär, das sein' Freund (Hugo's Verwandte nämlich) ir nit leid täten. Das trieben sie so lange, das er mit yn ains ward umb

42 marck, halb gold und halb silber. damit bauwt er ain vest hieß Bodmann. Do sein vater starb do nam er sie (Eva) zu der ee vnd het mit ir drei sün. In woltent die herren von Rotenfan nit erb lassen sein. er was gar ainfeltig. und der vom Rotenfan vberkam mit ym das erb vnd gab ym Megkingen, seins Bruders aus der säligen Reichenau fluchthaus. vnd gab dem Abt darumb XXI. marck silbers vnd nam Bregenz ein mit allem land vnd zugehör. Sein sün hieß man die von Bodmann."

(Auszug aus Schönhut's „Die Burgen des Hegau's.") 4. Heft S. 9 ff.

Karl der Dicke zu Bodmann.

Auf dem Schloße Bodmann lebte auch Kaiser Karl der Dicke, nachdem er im J. 881 sehr kränklich aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt war. Seine Krankheit bestand in einem anhaltenden Kopfschmerz, dem man durch eine Operation abzuhelpen suchte; aber der unglückliche Monarch verlor darüber seine letzte Geisteskraft. In diesem Zustande unternahm er einen Zug gegen die einbrechenden Normanen, dessen Mißlingen ihn bei der Nation so verächtlich machte, daß man zu einer neuen Königswahl schritt. Kaum noch erlangte Karl, er, der Erbe aller Macht seines großen Ahnen, von den Fürsten einige Höfe in Schwaben, worunter Reidingen, zu seinem Lebensunterhalt; so wandelbar ist alle irdische Größe, wenn sie nicht auf dem Geiste beruht! Die Mönche haben an diesem königlichen Märtyrer gerühmt, daß er sie besonders geachtet, fleißig ihre Gebete verrichtet und ihre Psalmen gesungen; daß er reichliches Almosen gespendet und stets auf die Gnade des Herren gebaut habe; auch waren sie seine einzigen Freunde im Unglück. Als er gestorben, brachte man seine Leiche nach Reichenau, wo er im Münster, neben dem Altar der heiligen Maria, feierlich beigesetzt wurde.

(Siehe J. Dabers „Babische Landesgeschichte," S. 74.)

Ueberraschende Hochzeit zu Bodmann.

Nachdem Simon von Bodmann, — von dem der gelehrte Benedictiner Buzelin in seinen genealogischen Forschungen viel zu erzählen weiß als einem lieben Klosterbruder — verschiedene Länder und Fürstenhöfe bereist und besucht hatte und zu hohen Ehren gekommen war, fiel es ihm auf einmal ein, der Welt zu entsagen. Unter dem Vorwand, er wolle mit einem Fräulein aus einer der edelsten Familien Hochzeit halten, lud er eines Tages seine Freunde und Verwandten auf Schloß Bodmann. Aber wie groß war ihr Erstaunen, als Simon in priesterlichem Ornate vor die Versammlung trat und aufs feierlichste in der Burgkapelle seine Primiz hielt. Beim prächtigen Mahle, das er anstellte, offenbarte er den Gästen seinen festen Entschluß, von der Welt auf immer Abschied zu nehmen und sagte ihnen Lebewohl, welches mit vielen Thränen erwidert wurde.

Sogleich am andern Tage verließ Simon seiner Väter Burg und begab sich in Begleitung von Wenigen in das Reichskloster Weingarten, wo er schon vorher sich insgeheim hatte einschreiben lassen. Dort that er als Novize die niedrigsten Dienste und zeichnete sich bis an sein Lebensende durch die tiefste Demuth und höchste Andacht aus. Im St. Johanniskloster zu Feldkirch, wohin er aus Weingarten gekommen war, liegt er in der St. Laurentiuskapelle begraben. Sein Tod fällt in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts.

(Vergleiche Schönhut's „Ritterburgen des Hegau's.“ 4. Heft S. 43 ff.)



L i n z g a u.



Pfullendorf.

Der rettende Brotlaib.

Im 13. bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts kam es oft vor, daß die Stadt Pfullendorf von den Kaisern, welche sich gar häufig in Geldverlegenheit befanden, verpfändet wurde. Dadurch entstand das unangenehme Verhältniß, daß die Gläubiger des Kaisers, selbst, oder durch Bevollmächtigte, die Reichssteuer und andere kaiserliche Einkünfte des Ortes verwalten und einziehen, auch das Amt des Stadtmanns versehen ließen, was zu vielen Verdrießlichkeiten zwischen dem Rath und der Bürgerschaft einerseits, und diesen Pfandgläubigern andererseits Anlaß gab. Damit nun ein so mißlicher Zustand nicht wiederkehre, erwirkte sich die Stadt (1348) von Kaiser Karl IV. ein Privilegium, demgemäß sie nie mehr aus des Reiches Händen kommen oder verpfändet werden solle. Während Pfullendorf auf solche Weise bemüht war, sich von Innen und Außen Kraft und Ansehen zu verschaffen, nahte sich ihr unversehens große Gefahr. Die Ritter und Edelleute aus der Umgegend machten miteinander einen Anschlag, die Stadt unvermuthet zu überfallen und einzunehmen. Zu diesem Ende wollten sie sich ihr nächtlicher Weise von drei Seiten nähern und verborgen halten, bis früh Morgens die Viehheerde der Stadt auf die Weide getrieben würde, dann sollte der eine Haufe auf diese losgehen und sie wegnehmen, die beiden andern aber, während die Bürger zur

Rettung ihres Viehes hinauseilten, in die unbewachte Stadt dringen und sich derselben bemächtigen.

Von diesem Vorhaben war Graf Bernher von Zimmern zu Mößkirch in Kenntniß gesetzt, wir wissen nicht, ob als Theilnehmer oder durch Zufall. Seit langer Zeit war er ein freundlicher guter Nachbar der Stadt und kam oft aus seinem Schlosse bei Mößkirch auf Besuch dahin. Da er nun den vom Adel gegen Pfullendorf gefaßten Anschlag nicht abzuwenden vermochte und ebensowenig denselben verrathen durfte, ward er traurig und mißlaunig, wich seinem Hausgesinde aus und schloß sich in sein Gemach ein, so daß seine Gattin, Brigitta von Gundelfingen, darüber in Sorgen gerieth und eine Gelegenheit suchte, den Grund des beunruhigenden Betragens ihres Gemahls zu erfahren. Lange blieb ihr Forschen umsonst, bis sie endlich eines Tages, da sie zufällig ein Selbstgespräch ihres Mannes belauschte, die Ursache davon entdeckte. Ihre erste Angelegenheit war nun, die Stadt auf geheime sichere Weise vor dem drohenden Unglücke zu warnen. Sie schrieb demnach ein Brieflein an den damaligen Stadtmann von Gremblach, verbarg es in einen Laib Brot und übergab ihn einem treuen Diener mit dem Auftrage, denselben in keine anderen Hände, als in die des Stadtmanns selbst abzugeben und ihm dabei zu sagen, er möge sich das Brot wohl empfohlen seyn lassen. Der Stadtmann, neugierig, den Sinn dieser räthselhaften Botschaft herauszubringen, untersuchte den BrotlaiB näher und fand darin den Brief der Frau von Zimmern, welcher ihn von der nahen Gefahr unterrichtete und zur Wachsamkeit ermahnte.

Als nun der zum Ueberfall bestimmte Tag erschienen war, brach ein Haufe Reissiger der Verabredung gemäß aus einem Hinterhalt hervor und nahm die so eben ausgelassene Viehheerde der Stadt weg. Als bald wollten die Bürger hinaus-eilen und ihr Vieh dem Feinde wieder abjagen. Allein Stadtmann Gremblach hatte alle Thore schließen und bewachen lassen, und belehrte nun die erstaunte Bürgerschaft von dem, was so eben vorgehen sollte. Da rüstete sich Alt und Jung und sah, wie zwei andere feindliche Haufen aus dem Walde hervorbrachen und gegen die Stadt heraufsprengten, in der Meinung, die Thore offen und unbewacht zu finden, und eindringen zu können.

Als sie aber die Thore wohl verschlossen und die Bürger alle bewaffnet auf Mauern und Thürmen erblickten, zogen sie unverrichteter Dinge wieder ab, und dachten auch in der Folge nie wieder daran, die Stadt zu gewinnen. Dies geschah um das Jahr 1348 und die handschriftliche Chronik der Herren von Zimmern hat das Andenken daran aufbewahrt.

Zum ewigen Gedächtniß und zu dankbarer Erinnerung an diese merkwürdige Rettung der Stadt, verordnete der Rath zu Pfullendorf, daß jährlich ein sogenanntes Hochmahl gehalten werden sollte, wozu nebst dem Stadtmann, Bürgermeister, Rath und Geschlechtern, jedesmal auch der Herr von Zimmern geladen wurde, wobei er auch gewöhnlich sich persönlich einstellte. Im 16. Jahrhunderte hörte jedoch diese Gewohnheit auf; das Geschlecht der Herren von Zimmern erlosch mit dem Letzten dieses Namens, dem Grafen Wilhelm, im J. 1593 und die Herrschaft Mößkirch kam an den Grafen Joachim von Fürstenberg, welcher die Schwester des Grafen, Anna, zur Gemahlin hatte.

R. Walchner.

(Siehe dessen „Geschichte von Pfullendorf.“ Constanz 1825, Wallis. S. 10 ff.)

Biel Uebel um Aepfel.

Während der traurigen Zeit des Schwedenkrieges kam u. A. auch der Feldmarschall Gustav Horn auf seinem Marsche nach Ravensburg im Januar 1634 in die Stadt Pfullendorf und verweilte über drei Stunden in derselben. Unglücklicher Weise versäumten die Stadtvorsteher, dem gestrengen Herrn Marschall ihre Aufwartung zu machen; was ihn aber noch mehr verstimmt, war, daß seinem Wunsche, Aepfel zu haben, entweder geüffentlich oder aus Unachtsamkeit nicht entsprochen wurde. Mit den schlimmsten Gefinnungen verließ er diesen unhöflichen Ort.

Die Folgen davon blieben nicht lange aus; denn schon am 18. Hornung ließ der Oberst Plato allen Fruchtvorrath im Pfullendorfer Spital wegnehmen und nach Ulm abführen. Auf die gemachten Gegenvorstellungen gab er zur Antwort: „Man habe dem Feldmarschall bei seinem Hierseyn einige Aepfel ver-

sagt, und doch sey nun hier im Spital ein ganzes Gewölbe voll davon gefunden worden.“ — Hierauf forderte der Oberst alle Schlüssel zum Spital ab, schaltete über Alles nach seinem Willen und Belieben und nahm endlich alle Lebensmittel, so wie 24 Melkkühe weg. So blieb es bis zum 19. März, wo die Schweden abzogen und nur noch 4 Kühe stehen ließen. Die anderen wurden geschlachtet und das Fleisch mitgenommen. Dem Obersten Plato jedoch mußte noch zum Danke für sein schonendes Verfahren ein Geschenk von 50 Thalern beim Abzuge gegeben werden. Diesen Gästen folgten überdies bald darauf noch viel beschwerlichere, und die gute Stadt hatte so viele Mäuler von Schweden zu füttern, daß man gestehen muß, die Pfullendorfer haben noch niemals in so saure Äpfel beißen müssen, als damals, nachdem sie die süßen dem Herrn Feldmarschall verweigert.

(Vergl. R. Walchner's „Geschichte der Stadt Pfullendorf.“ Constanz 1825. S. 87 ff.)

Der in eine Wildgans verwandelte Gastwirth.

Meister Michel von Pfullendorf war Kammereschreiber des Kaisers Friedrich III. — Nikolaus von Wyl, von Bremgarten, welcher als Kanzler des Grafen Ulrich von Württemberg starb, und Mehreres aus dem Lateinischen übersetzt hat, führt diesen Meister Michel als Gewährsmann einer sehr abenteuerlichen Geschichte an. In der Vorrede seines Traktats „von dem guldin Esel Luciani,“ erzählt er dem Grafen Eberhard unter Anderm, zum Beweise, daß Menschen durch Zauberei in Thiere verwandelt werden können, nachstehende Geschichte:

„Ich wil aber wyter euch eins hynzu setzen, das ich einmals von Herrn Michel von Pfullendorf, dozemal kaiserlicher Kammereschryber, gehört han. Derselb sagt mir und viel andern by ym ob einem Tisch sitzend: Daz ein wirt und Gastgeb in seiner Statt, eer und Gut habend, by synen trüwen hoch und türe redte, daß er durch gemachte einer Frauen lenger dann ein ganzes jare ein wilde gans gewesen were, mit an-

bern söllichen Gense umbfliegend, als lang bis einßmals ein Gang in ein Gezenf und Kampf ym vom Geschicht ab syeme halb etlich ryffe gemecht und Zouberey ym in einem tüchlin angestrikt.“ —

Es ist gut, daß Meister Michel hier nur vom Hörensagen referirte!

(Siehe Walchner's „Geschichte der Stadt Pfullendorf.“ S. 154.)

Das große Faß im Klosterkeller von Salem.

Mancher hat vielleicht schon den schönen Keller der ehemaligen Cisterzienserabtei Salem besucht, den die Sorgfalt seiner Groß. Hoheit des Markgrafen Wilhelm mit edeln Sorten des Seeweins zierte, von dessen Trefflichkeit man sich früher keinen Begriff machen konnte.

Es wurde ihm da wohl auch das große Faß gezeigt und angegeben, um wie viele Fuder dieser Kellerriese einst größer gewesen sey.

Aber Derjenige hat wohl schon manches graue Haar, welcher etwa von einem alten Laienbruder, oder ehemaligen Studenten der Reichsabtei gehört hat, daß es um die Frohnfasten oder in der Adventszeit nicht richtig im Keller sey und daß nicht etwa eine neugierige Ratte, sondern ein leibhaftiges Gespenst in den Winkeln wie auf Sandalen umherschleiche und an den Reifen des Fasses fraße. Die Geschichte des Gespenstes aber ist folgende. —

Zur Zeit, als der Abt von Salmannsweiler noch nicht gnädiger Herr hieß, sondern ehrwürdiger Vater, war der Vater Großkellner eine fast eben so angesehene Person, als der Prälat; denn einen guten Wein nach den Horas trank jeder Mönch gerne, vom Novizen bis zum Prior. Da baute einmal ein Vater Großkellner ein Faß, so groß, daß man den Keller erweitern mußte, es unterzubringen, und füllte es mit den Zinsweinen und Gülden des besten Jahrganges, der seit langer Zeit erlebt wurde. Nur wenn es Dupler war, in hohen Festzeiten, füllte er daraus die steinernen Krüge der Mönche, aber die Schlüssel zum Keller trug er stets sorgfältig bei sich.

Da traf sich's einmal, als er fest schlief, daß ein trinklustiger Mönch den Schlüssel ihm vom Gürtel löste und abdrückte in gestohlenes Kirchenwachs. Darnach machte er einen Hacken und schlich nach der Mette oft in den großen Keller, während seine Mitbrüder das harte Lager suchten, und erlabte sich an Gott Bacchus Gaben. —

Doch einmal fand er, vielleicht weil der Großkellner Argwohn hatte, den Hahnen durch einen Zapfen ersetzt, den er nicht drehen konnte. Nahm eine Leiter, stieg zu dem Faß hinan und siehe! — auf dem ungeheuren Spundloche war die Thüre nur angelehnt. Deffnete sie und zog mit einem Heber so viel des köstlichen Rasses in sich, daß ihm schwindlich wurde, stürzte hinab und fand dort sein Grab. Nach einigen Tagen verwundert sich der Vater Großkellner über das offene Spundloch; dachte aber kaum mehr an den Mönch, weil das ganze Convent ihn entsprungen wähnte. Doch als er mit der Stange sondirte, um zu sehen, wie viel noch Wein in dem Fasse, stößt er auf den weichen Körper des Mönchs. Da erfaßt der Geizteufel seine Seele, und damit nicht das schöne große Faß als verunreinigt ausgeschüttet werde, zog er den ersoffenen Trunkenbold aus demselben und begrub ihn heimlich. Erst auf dem Sterbette gestand er seine Schuld, bevor er aber die Stelle bezeichnen konnte, wo er ihn vergraben, lähmte der Tod seine Zunge. Und ruhelos wandert er seitdem dort im Keller herum, bis ein Zufall des Mönchs Grab entdeckt, und ihm ein ehrliches Begräbniß wird. —

Die Sage vom ertrunkenen Mönche ist sogar in Schriften des siebenzehnten Jahrhunderts aufgenommen. Der Verfasser des „*Apiarium Salemitanum*“ (um 1710 in Prag erschienen) stellt sie aus Gründen a priori in Abrede und meint, sie sei aus dem Scherz entstanden, daß vielleicht der Spunden die Gestalt eines Mönchs gehabt und in das Faß gefallen sey. Freilich läßt sich dagegen einwenden, es dürfte leichter seyn, daß ein Mönch durch ein großes Loch hinabstürze, als der Spunden in sein eigenes Faß.

(Originalmittheilung von Herrn Gymnasiumsdirector Dr. Fidler in Donaueschingen. Diese tragi-komische Sage folgt hier nun auch in metrischer Fassung.)

Vom großen Faß zu Salmannweiler.

Dupler gab's in Salmannweiler!
 Reh', Fasanen, Lachs und Keiler
 Schmaust die fromme Reichsabtei:
 „Bivat hoch dem gnäd'gen Abte!“
 Heisa! wie's Convent sich labte,
 Trank zwei Fuder Weins und drei.

Volle Kannen, volle Züge!
 Jedem Vater zur Genüge
 Sprudelt heut das goldne Faß;
 Denn im weiten Klosterkeller,
 Angefüllt mit Muskateller,
 Fertig stand das Riesenfaß.

Daß der Rüpferkunst erfahren,
 Hat daran gebaut seit Jahren
 Vater Kellermeister froh.
 Losgelassen sind die Geister;
 „Hoch der weise Kellermeister!“
 Schallt's im Refektorio.

„Heil, wer solch ein Werk erfunden,
 Alles Schönen Zauberbronnen,
 Gott dem Herrn zu Preis und Ehr’!“
 Feurig klang's aus Aller Munde;
 Raum gefüllet, durch die Runde
 Waren alle Krüge leer.

„Bivat Abt und Kellermeister!“
 Näselte weindurchglüht ein feister
 Mönch und bringt ein mächtig Glas.
 Schwere Zungen, schwere Glieder;
 Einer sinkt zum Andern nieder,
 Fallt sein „Deo gratias.“

Bodenlos nur war ein Frater,
 Krug für Krug ausstürzen that er,

Und verschlang den letzten Lachs.
 Schlau an Meisters Seite rückt er,
 Und den Kellerschlüssel drückt er
 In gestohl'nes Kirchenwachs.

Sanft entschlafen liegen Alle;
 Erst beim Morgenhoraschalle
 Reißt von ihrem Blick der Flor.
 Taumelnd durch der Kirche Hallen
 Die ehrwürd'gen Väter wallen.
 „Miserere!“ hallt's vom Chor.

* * *

Edler Labehort im Keller!
 Wunderfaß voll Mustateller,
 Glückliche, wer dir je genahrt!
 Aber selig, wem voll Wonnen
 Täglich strömt dein Zauberbrunnen,
 Wer zu dir den Schlüssel hat!

Sel'ger, bodenloser Bruder!
 Wie viel Ohme, wie viel Fuder
 Floßen deinem Durste da!
 Nächtlich, wenn die Mönchlein schnarchen,
 Sitzt er vor der Weines-Archen,
 Riegt er da in Gloria.

Einstens wieder nach der Mette,
 Während Alle schon zu Bette,
 Schleicht zum Faß er unverweilt.
 Aber ach! zur Qual dem Kunden,
 War der Hahnen draus verschwunden,
 Und ein Zapfen eingefeilt.

Welch ein Seufzen, welch ein Bangen!
 Ach! wie brennt er vor Verlangen —
 Sieh da, eine Leiter winkt.
 Stracks erklimmt er ihre Sprossen,
 Find't das Spundloch unverschlossen,
 Drinn der Feuernektar blinkt.

Bäuchlings streckt er nun die Glieder
 Auf des Fasses Wölbung nieder,
 Wie der Vampyr lechzt nach Blut;
 Ihm als Rüssel dient der Heber,
 Saugend in die durst'ge Leber
 Blüthenhauchumwallte Fluth.

Ha, wie saugt er, ha, wie schnaubt er!
 Immer tiefer senkt das Haupt er
 In die Würzedüfte schwer.
 Selig aus die Arme breitend —
 Aber, ach! dem Rand entgleitend,
 Stürzt er in des Fasses Meer.

* * *

Lange hielt dafür der Orden,
 Daß der Bruder flüchtig worden,
 Bis der Kellermeister starb,
 Offenbarend dem Konvente,
 Als er nahm die Sakramente,
 Wie der Arme einst verdarb.

Alle staunen dieser Kunde,
 Rauschen schauernd seinem Munde:
 „Heimlich hab' ich ihn verscharrt,
 Unsers Kellers Ehr' zu wahren
 Und den edlen Wein zu sparen“
 Doch wohin? — Sein Mund erstarrt.

Unentdeckt blieb die Leiche.
 Nachts im Keller, sagt man, schleiche
 Nun der Meister auf und ab,
 Nie der Strafe Last entbunden,
 Bis der Bruder einst gefunden
 Auf geweihter Statt ein Grab.

Ignaz Hub.
 (Original-Mittheilung.)



Segan.



Hohentwiel.

Sängergruß an Hohentwiel.¹⁾

Seyd begrüßt in eurer Schöne,
Trümmer aus der Helldenzeit!
Euch sind dieses Liedes Töne
Vollen Herzens zugeweiht.
Bilder aus vergangnen Tagen
Voll der alten Herrlichkeit,
Steigt empor und stillt die Klagen
Die der Trümmer Blick erneut.

Steig, o Bild, aus jenen Tagen,
Als ein mächtig Brüderpaar
Seinen Sitz hier aufgeschlagen,
Das der Stolz des Landes war.²⁾
Da hat noch die Kraft gegolten,
Da stritt noch des Mannes Muth,
Und in Heldenadern rollten
Deutsche Kraft und deutsches Blut.

Steig herauf aus frühen Tagen,
Bild von einer frommen Zeit,
Als auf dir, o Fels, geschlagen
Manches Herz, dem Herrn geweiht.
Wo sonst Kriegertritte hallten,
Tönte hell des Glöckleins Klang,

Und viel fromme Väter wallten
Zum andächt'gen Chorgesang.

Bild, steig auf aus jenen Tagen,
Als des Weibes zarte Hand
Stark den Herrscherstab getragen
Weithin über See und Land:
Hedwig, Bild aus schönen Zeiten,
Die oft Herrschermüh' vergaß,
Wenn sie, Eckehard zur Seiten,
An dem Quell der Weisheit saß. *)

Steig herauf vor unsern Blicken,
Herrlichstes, und werde neu;
Füll' das Herz uns mit Entzücken,
Bild von echter, deutscher Treu!
Bild der Treue, die hier oben
Einst sich ihren Hort gebaut,
Wo sie auf der Feinde Toben
Oft mit Hohn herabgeschaut.

Rund ward dies in trüben Zeiten,
In des edlen Fürsten Noth,
Als er mußte das Erbe meiden
Dem er einst als Herr gebot;
Als den feindlichen Gewalten
Alles wich und Treu' vergaß,
Hat dies Haus die Treu gehalten,
Nicht gescheut der Feinde Haß.

Während rings das Land verheeret
Mächt'ger Feinde wilder Trug,
Ward dem Leidenden gewähret
In der Beste sicherer Schutz;
In ihr ruht' von seinen Sorgen
Der verbannte Herrscher aus,
Bis ihn bald ein schöner Morgen
Rief in seiner Väter Haus. *)

Als das dreißigjäh'ge Wehe
 Unser Vaterland umfing,
 Treu die Burg auf dieser Höhe
 An dem Fürstenstamme hing.
 Oft hat Trost aus ihr gesendet,
 Dem, der saß im fremden Land,
 Labfal oft dem Herrn gespendet,
 Eines treuen Dieners Hand.

Du warst es, der Treu' erwiesen,
 Treu', gediegen wie das Gold,
 Noch in später Zeit gepriesen
 Sey dein Name, Wiederhold!
 Fünffmal zogen dicht in Schaaren
 Feinde vor das Felsenschloß,
 Du nur konntest es bewahren,
 Schlagst zurück der Stolzen Troß! ⁵⁾

Da war jene Zeit verschwunden,
 Als der Frank' der Burg genacht,
 Und das Haus in wenig Stunden
 Fiel durch feiger Männer Rath.
 Diese Burg, die nie gezittert
 Vor zahlloser Feinde Wuth,
 Die Jahrhundert' unerschüttert
 Stand in Stürmen fest und gut.

Hörtest du's in Grabes Grüften,
 Wiederhold, und wardst nicht wach,
 Als der Frank' in seinen Sünden
 Deine stolze Beste brach? —
 Bist du nicht hervorgebrochen,
 Biederheld, aus fernem Grab,
 Hast du nicht die Schmach gerochen
 An Dem, der die Burg ergab? ⁶⁾

Alle Pracht ist jetzt verwehet,
 Sanft hinab in Schutt und Staub;
 Doch die Treue nicht vergehet,
 Sie wird keiner Zeit zum Raub;

Hat nicht aus der Art geschlagen,
 Sie lebt fort zu gutem Werk,
 Stets soll man hier oben sagen:
 „Nie allweg gut Württemberg!“

H. Schönhuth.

(Aus Dessen „Geschichte Hohentwiel 1c.“ Freiburg, 1836. Waijenegger.)

¹⁾ Ich glaubte diese berühmte Feste, obgleich sie seit lange schon zum Württembergischen Gebiete gehört, von dem Badischen Sagenbuch nicht ausschließen zu dürfen, theils weil sie noch innerhalb Badens Grenzen liegt, theils weil ihre frühern Besitzer Badische Fürsten waren.

Beinahe in der Mitte des an so viel Wundern der Natur reichen Hegau's, wo acht kegelförmige Berge vulkanischen Ursprungs aus dem Bodensaß uralter Fluthmassen emporsteigen, erhebt sich der höchste dieser Felsstöcke, von drei Seiten steil und schroff wie keiner der andern, aber rings umgeben von lachenden, mit allen Erzeugnissen eines milden und fruchtbaren Klima's gesegneten Fluren; dicht zu seinen Füßen die freundlichen Marktflecken Singen, Hilzingen, 1c. weiter hinaus eine Menge von Dörfern, Schlössern und Ruinen, und der südliche Horizont besäumt vom glänzenden schwäbischen Meerespiegel, über den hoch in den Aether die blühenden Alpenkronen in unabsehlicher Ferne sich reihen. Seine Höhe beträgt 2174 Pariser Fuß über dem Meerespiegel, und trägt die Krone aller übrigen Hegauer Burgruinen, das einst fast unüberwindliche Hohentwiel. Ihr Ursprung ist schon in den Römerzeiten zu suchen, wofür der Name Duellum oder Duellium spricht, den sie bereits in den frühesten Urkunden führt. Wahrscheinlich wurde dieses Kastell als Hochwarte unter Kaiser Valentinian erbaut.

²⁾ Die beiden schwäbischen Kammerboten Bertholt und Erchinger, durch ihren Kampf mit dem Bischof Salomo von Constanz, mit dem deutschen König Konrad und ihr tragisches Ende, aus der Geschichte bekannt genug.

³⁾ Hedwig, Tochter Herzogs Heinrich von Bayern, nach dem Tode ihres Gemahls Burkhard II. (973) verwittwete Herzogin von Schwaben, kam einst, als sie auf Hohentwiel ihren Sitz hatte, in das Kloster St. Gallen, um dort ihre Andacht zu verrichten. Der Abt Burkhard nahm sie aufs Herzlichste auf, zumal sie seine Nichte war, und wollte sie mit Geschenken beehren. Allein sie lehnte alle ab und erbat sich dafür bloß, daß er ihr dafür den jungen Mönch Ekkehard, (den nachmaligen Geschichtsschreiber des Klosters St. Gallen) auf einige Zeit als Lehrer der alten Sprachen, die sie mit Eifer studirte, nach Hohentwiel mitgeben möchte, was ihr auch, wiewohl ungern, gewährt wurde. Dort räumte sie ihm ein Gemach dicht neben dem ihrigen ein. Dahin kam sie nun täglich, oft sogar bei nächtlicher Weile, in Begleitung einer Magd, um mit ihm die griechischen Classiker zu lesen, doch geschah dies immer bei offenen Thüren, um keine Verleumdung ihrer Tugend aufkommen zu las-

sen, wozu ihr Benehmen auch nicht die mindeste Versuchung gab, denn sie erbitterte oft durch ihre zu weit getriebene Strenge und spröde Härte den jungen Mönch so sehr, daß er sich zuweilen lieber wieder in sein Kloster zurückwünschte, als solch eine Behandlung — sie ließ ihn sogar einmal einer kleinen Freiheit wegen, die er sich gegen sie erlaubte, peitschen — noch länger auszuhalten.

⁴⁾ Herzog Ulrich von Schwaben 1522 — 31.

⁵⁾ Konrad Wiederhold, von Herzog Eberhard III. 1634 zum Kommandanten von Hohentwiel ernannt. Seine Lebensbeschreibung hat u. A. auch geliefert H. Schönhuth in dem Schriftchen: Konrad Wiederhold als Held und Christ.“ Constanx, 1833. Ferner haben sein Andenken gefeiert G. D. Reßler und Albert Knapp.

⁶⁾ Im Mai 1800 durch General Vendamme, nachdem ihr Commandant, Oberst Wolf, die Feste aus schmachlicher Feigheit ihm übergeben hatte.



Hohenkrähen.

In der Landgrafschaft Nellenburg, unfern der berühmten Bergveste Hohentwiel, auf einem hohen steilen Bergfegcl, liegt die Burg Hohenkrähen. Hoch ragt sie über ihre Nachbarn, die Hohenstöffeln, Hohenhöwen, Hohentwiel und den Mägdeberg. Beschwerlich und mühevoll ist der Weg dahin; aber eine unvergleichliche Aussicht lohnt reichlich dafür. Weit ausgebreitet, ein herrliches Panorama, liegt das gesegnete Hegau vor den Blicken; über die Spiegelfläche des Bodensees schweift das Auge hinüber an die Hochfirten der Schweizeralpen, welche den Horizont begrenzen; es folgt den grünlichen Fluthen des Rheins, wie er aus dem Bodensee tritt, und dem fernen Meere zueilt, um das Land seiner Heimath auf immer zu verlassen. Oder es irrt in der Berge wunderlichen Verschlingungen und verliert sich in der Waldpfade Krümmungen im grünen Dämmerlichte. Die Burg liegt größtentheils in Trümmern; nur ein kleines Schloßchen und zwei Bauernhäuser sind noch bewohnbar. Von den ersten Erbauern und Besitzern von Hohenkrähen ist nichts bekannt. Im Jahr 1534 übergab König Ferdinand die Burg als Mannslehen an Hans von Friedingen. Nachdem dieser ohne männ-

liche Leibesfolge verstorben war, kam sie nach und nach in mancherlei Hände; jetzt befindet sie sich im Besitze der Freiherrn von Reischach.

In der ganzen Umgegend ist Hohenfrähen berühmt und berüchtigt wegen eines neckenden Burggespenstes, das hier sein Wesen treibt und „Poppelle von Hohenfrähen“ genannt wird; wir geben von diesen Sagen, was wir erfahren konnten, und wie sie häufig im Hegau zur Unterhaltung an langen Winterabenden erzählt werden.

Poppelle von Hohenfrähen.

Johann Christoph Poppelius Mayer war Schirmvogt einer verwittweten Freiin von Hohenfrähen. Von Gestalt zwar klein und schwächlich, war er dabei doch wild und unbändig und ein großer Freund von einem guten Trunke. Einst spät in der Nacht sprach ein vorbeireisender Abt mit seinem Gefolge auf Hohenfrähen ein und bat um ein Abendbrot und ein Nachtlager. Freundlich hieß ihn Poppelius willkommen; sie setzten sich zur Tafel und waren fröhlich und guter Dinge. Der Becher, und mit ihm Scherz und Witz, machte wacker die Runde, bis endlich der zu reichlich genossene Wein Zank und Hader veranlaßte. Auf einen groben Späß des Schirmvogtes erwiderte der Abt, er solle sich doch nur nicht mit seiner Stärke brüsten; er gleiche ja leibhaftig dem dürren Knochenmanne selbst und könne wohl durch ein Nadelöhr gezogen werden. Ueber diesen Schimpf aufgebracht, sprang Poppelius von der Tafel auf und befahl, das wohlbeleibte Pfäfflein in das unterste Verließ der Burg zu werfen und es bei Wasser und Brod so lange darin gefangen zu halten, bis auch es so mager geworden sey, daß man es durch ein Nadelöhr ziehen könne.

So geschah es auch und der Abt wurde nicht eher seiner Haft entlassen, als bis er an Umfang bedeutend abgenommen und so mager und dünn wie Poppelius geworden war.

Der Abt aber machte sich voll Ingrimms davon und sann zu Hause unablässig auf Rache und Wiedervergeltung. Endlich fand er in der Klosterbibliothek ein Zauberbuch und verfluchte mittelst den darin enthaltenen Beschwörungsformeln den Ritter

Poppelius, der bald darauf das Genick brach, und seither die Gegend durch seine Spukereien beunruhigt, deren wir einige hier angeben wollen.

Er stellt sich an den Wiesenbach an den schmalen Steg und wartet, bis Jemand hinübergeht; — puff! versetzt er diesem einen Stoß, daß er in das kalte Bad stürzt, und macht sich mit gellendem Gelächter davon.

So lange das Dreschen Winters über in der Nachbarschaft dauerte, mußte jeden Abend nach der Betzeitglocke ein Knecht in die Scheuer gehen und laut ausrufen: „Nicht zu wenig und nicht zu viel!“ sonst warf Poppeler zum Zeitvertreib alle Garben durcheinander, um den Leuten neue Arbeit zu machen.

Ebenso wurde zur Sommerszeit vor dem Ausfahren gerufen: „Wir wollen selbst anspannen,“ sonst war Poppeler gleich bei der Hand, die Ochsen und Pferde verkehrt einzuspannen.

Wenn er guter Dinge war, so unterhielt er sich oft damit, die Räder vorbeifahrender Kutschen und Wagen so lange zu sperren, bis er durch Fluchen verjagt wurde. Dieß soll selbst der Aebtissin von Ummenhausen begegnet seyn, als sie zur Herbstzeit das ihrem Kloster zugehörige Nebgut bei Dehrigen besuchen wollte. Sie wurde äußerst lange am Fuße des Berges von Poppeler aufgehalten, weil sie aus Frömmigkeit ihrem Kutscher nicht erlauben wollte, zu fluchen. Am Ende mußte sie doch die Erlaubniß dazu geben, nur um wieder vom Fleck zu kommen.

Mit Glas- und Eierträgern soll Poppeler sich gerne unterhalten und z. B., sobald ihm ein solcher begegnet, sich am Wege in einen Stock oder Baumstamm verwandelt haben. Wollte nun der Träger ausruhen und seinen Rückkorb an einen solchen Klotz lehnen, so wich und verschwand derselbe augenblicklich, der Korb fiel auf Boden, Eier und Gläser brachen in Scherben, und aus der Luft verspottete noch ein schallendes Gelächter den armen Betrogenen.

Auch den Thormächter von Radolphszell hatte Poppeler oft zum Besten. Um Mitternacht nämlich kam er zum Thore der Stadt, ahmte den Ton des Posthornes nach und lockte dadurch den Wächter aus dem Bette zum Deßnen. Kaum war aber dies erfolgt, so machte sich Poppeler hell auflachend aus dem Staube.

Die Zerstörung von Hohenkrähen.

Erste Sage.

Zur Zeit, als Kaiser Wenzel in Deutschland herrschte, hauste auf Hohenkrähen Ritter Wolf, ein tapferer Kriegermann, in Ritterspielen wohl erfahren, aber böshaft, heimtückisch und rachsüchtig; wehrlose Pilger und Wanderer warf er nieder und beraubte sie, und weder Kirchen noch Klöster waren vor ihm sicher. Weder der Bannstrahl des Bischofs von Constanz, noch die Dolche des Behmingerichts vermochten ihn zu schrecken. Doch endlich, als das Maas seiner Sünden voll war, traf auch ihn die gerechte Rache.

Wolf hatte einen Bruder, Werner genannt; der war gar herrlich und schön von Gestalt und Antlitz, deshalb hatten ihm auch die Dirnen den Namen Rosenblüth gegeben. Er trug ein redliches, reines Herz in der Brust, und verstand es besser, die Laute zu schlagen und fromme Weisen zu singen, als Schwert und Lanze zu führen; daher war er auch mehr bei Frauen und Mädchen beliebt, als bei Männern, und manche Schöne hob ihren Blick voll sehnstüchtiger Liebe zu dem schmucken Jüngling. Aber Werner hatte schon lange sein Herz der holdseligen Barbara von Hornstein zugewandt und auch das ihrige schlug ihm in süßer Minneglut entgegen.

Aber einst auf einem Turnier zu Constanz sah Wolf die Geliebte seines Bruders und entbrannte in glühender Liebe zu ihr. Mit rauhen, gebieterischen Worten verlangte nun Wolf von Werner, er solle ihm, als dem älteren Bruder, nachstehen und ihm die Braut abtreten. Da fuhr aber auch der sanfte Werner auf und sprach: „Mein ist Barbara's Liebe; ihr Vater hat mir ihre Hand zugesagt und, mögen auch alle Ritter des ganzen Gaues vor dir zittern, ich zittre nicht! Noch lebt Gott im Himmel, der Beschützer der Unschuld; noch walten die Rächer an Gottes Statt!“

Knirschend vor Grimm und Wuth verließ Wolf das Turnier und zog heimwärts, von seinen Kampfgenossen begleitet, die seinen Zorn noch mehr zu flacheln suchten. Er sann auf gräßliche, unerhörte Rache. Einige Tage später, am Samstag nach Mariä Himmelfahrt, wollte auch Werner heimziehen: Als

er aber in den Eichenforst kam, nahe bei des heiligen Natoslphs Zelle (dem heutigen Natoslphszell), da schritt aus dem Dickicht ein ehrwürdiger Waldbruder mit langem silberweißem Barte hervor und bat ihn gar flehentlich, ihm doch in seine Hütte zu folgen, da er ihm wichtige Dinge zu eröffnen habe, die außer ihm keines Menschen Ohr vernehmen dürfe. Werner stufte Anfangs ob dieser sonderbaren Zumuthung und die Sache schien ihm bedenklich. Aber der Waldbruder flehte immer dringender und warf sich endlich auf die Kniee vor ihm nieder mit den Worten: „Ich stehe nicht eher von hier auf, bis Ihr mir zu folgen versprecht! Euer Leben hängt daran und Ihr werdet's mir danken!“ Werner ließ sich erbitten, obwohl ihn seine Begleiter warnten und hieß diese nach Schloß Homburg vorausgehen, indessen er dem Waldbruder folgte. Als Beide aber in die Tiefe des Waldes gekommen waren, riß der heuchlerische Waldbruder den arglosen Werner unversehens zu Boden und stieß in ein Hüfthorn. Auf diesen Ruf stürzte Ritter Wolf mit seinen Begleitern aus einem Verstecke hervor, ließ seinen Bruder festpacken und tauchte ihm seinen Dolch in die Brust. Kaum war aber diese gräßliche That vollbracht, so überfiel den Knecht, welcher in der Hülle als Einsiedler den armen Werner in den Wald gelockt hatte, ein plötzlicher Wahnsinn, so daß er, wie von unsichtbaren Geistern gehegt, umherrannte und das schwarze Verbrechen überallhin verkündete. Allgemein war das Entsetzen, aber Niemand hatte Muth genug, gegen den gefürchteten Ritter von Hohenfrähen aufzustehen, bis endlich der edle Ritter Otto von Bodmann seine Bestrafung übernahm. Er versammelte seine Vasallen und schickte an Wolf einen förmlichen Fehdebrief. Bald kam es zu einem blutigen Gefechte, in dem lange der Sieg zweifelhaft blieb. Zuletzt gelang es doch dem Ritter von Bodmann, den Ritter Wolf vom Pferde zu rennen, worauf er ihm das Schwert in die Brust stieß, so daß der Verbrecher unter lauten Verwünschungen die tückevolle Seele aushauchte. Unmittelbar darnach wurde auch dessen Felsenest zerstört, daß kein Stein auf dem anderen blieb. Bald darauf fand Einer von Otto's Knechten einen Dolch auf der Burgflur. Auf dessen Klinge waren die Worte eingegraben: „Dem Rächer von den Unbekannten!“ Um den Griff war ein Briefchen ge-

bunden, des Inhalts: „Du bist uns zuvorgekommen, als Rächer an Gottes Statt. So lange das Geschlecht der Bodmann fortblüht, soll deine wackere That nicht vergessen werden!“

Die schöne Barbara von Hornstein ging aber in's Kloster zu Engen, wo sie den Schleier nahm und bald darauf an gebrochenem Herzen starb.

Die Zerstörung von Hohenkrähen.

Andere Sage.

In der freien Reichsstadt Kaufbeuern lebte zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein angesehener Mann, der den Namen des Erfinders der Buchdruckerkunst führte, nämlich Johannes Gutenberg. Er hatte sich im Handel ansehnlichen Reichthum erworben. Seine Tochter Margarethe, das einzige Kind einer glücklichen aber kurzen Ehe, war von der Natur nicht stiefmütterlich ausgestattet worden, und sowohl ihr lebenswürdiges Wesen, als die Reichthümer ihres Vaters, machten sie zum Gegenstande vieler Hoffnungen und angelegentlicher Bewerbungen. Sie schien dagegen ziemlich gleichgültig, hatte jedoch im Stillen schon seit geraumer Zeit ihr Herz einem jungen Edlen, Otto von Kresling, zugewendet, dessen Vater in Kaufbeuern von den Ueberresten eines durch Krieg und andere Unglücksfälle ruinirten, einst beträchtlichen Vermögens lebte.

Die Stadt feierte den Jahrestag ihrer Gründung und es sollte dießmal mit ungewöhnlicher Pracht geschehen, unter andern auch ein großes Preisstechen dabei Statt haben. Manche Ritter fanden sich deßhalb in Kaufbeuern ein, aber es waren nur solche, die vom Stegreife lebten oder sonst daheim, auf ihren verfallenen Burgen, in schmählichem Müßigang, der sie Entbehrungen aller Art aussetzte, vom Ruhme ihrer mannhafteren Ahnen zehrten. Das Mittelalter mit seinen ritterlichen Tugenden neigte sich zum Untergange; viele der berühmtesten Geschlechter waren erloschen und wie in Frankreich König Franz I., so standen in Deutschland Kaiser Maximilian I., Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen und noch wenige Andere als die

letzten Vertreter des Ritterthumes da, gleichsam als die Hüter der Grenzen zwischen einer alten und einer unter bedenklichen Anzeichen beginnenden neuen Zeit.

Unter den Edlen, welche zu dem Feste nach Kaufbeuren zogen, war auch Stephan Haußner aus dem Hegau. Ein baufälliges Schloß und einige größtentheils öde liegenden Ländereien mit verarmten Zinsleuten machten seine ganze Habe aus; an trozigem Muth und waghalsiger Tapferkeit mochten es ihm aber Wenige zuvorthun. Auch trieb er sich beständig im Lande umher und nahm an allen Fehden und Händeln Theil, wobei, wenn auch nicht Ehre, doch reiche Beute zu gewinnen war.

Haußner hörte in Kaufbeuern von der schönen Tochter des reichen G u t t e n b e r g sprechen und bald bot sich auch auf einem Balle, den die Stadt gab, eine bequeme Gelegenheit, sie zu sehen. Da kam ihm plötzlich der Gedanke, um sie zu freien. Er meinte, Vater und Tochter würden sich eine solche Verbindung zur hohen Ehre anrechnen, und säumte darum auch nicht, dem alten Guttenberg einen Besuch abzustatten und ihm sein Anliegen vorzutragen.

Der Alte sah ihn verwundert an und sagte dann zum Ritter: „Ich erkenne die Ehre, welche Ihr mir und meinem Hause zu erzeigen gedenkt; Ihr scheint jedoch in einem Irrthum befangen.“

„In einem Irrthum?“ fragte Haußner.

„So sehe ich's an“ — fuhr Jener fort — „Ihr glaubt nämlich, durch eine Heirath meine Tochter zu Euch zu erheben; aber umgekehrt: Ihr werdet dadurch zu ihr erniedrigt. Eure Kinder verlieren dadurch das Recht der Ebenbürtigkeit und können einst weder bei Turnieren erscheinen, noch in Dom- und Ritterstifte aufgenommen werden, noch auf Das Anspruch machen, was Ihr als Lehen besitzt.“

Der Ritter schien sich auf eine gute Antwort zu besinnen; Guttenberg schnitt jedoch den Faden des Gespräches rasch ab, indem er sagte: „Der Adler soll auf dem Felsen bleiben und die Lerche in der Furche des Aders, und somit Gott befohlen!“

Haußner war über diesen kurzen Bescheid höchlich ergrimmt und sein Zorn entbrannte noch mehr, als er vernahm,

Guttenberg habe seine Tochter dem jungen Knechtling zugesagt, um sich alle unangenehmen Freier vom Halse zu schaffen. Er verließ Kaufbeuren auf der Stelle und ritt nach Hohenfrähen zu seinem Waffenbruder, dem Ritter Friedinger. Dieser schritt aber, in Gedanken brütend, im Saale seines Schlosses auf und ab, als Hausner eintrat. „Woher des Weges?“ fragte Friedinger.

„Vom Ritterspiel in Kaufbeuern.“

„Pfui!“ — spottete Friedinger — „Wer wird eine Fastnachtsmummerei mit so ehrenvollem Namen belegen? Wäre ich dahin gezogen, so hätt' ich, statt meines edlen Rosses, den Esel meines Müllers zum Ritte genommen.“

„Je nun,“ — versetzte Hausner — „man muß sich eben in die Zeit schicken!“

„Ich nehme sie auch wie sie ist,“ — entgegnete der Ritter von Hohenfrähen — „darum siehst du die Bilder meiner Ahnen hier alle verkehrt an der Wand hängen, damit sie die Schmach ihrer Abkömmlinge nicht sehen.“

Hausner meinte, wackere Männer geb' es noch genug, die dürften nur zusammenhalten.

Friedinger schüttelte den Kopf. „Geh' vom See abwärts“ — sprach er — „längs dem Rheine hin, bis wo das Siebengebirg steht, und zähle die gebrochenen Burgen auf beiden Seiten, und du wirst Lust bekommen, ein Karthäuser zu werden, um nichts mehr als memento mori! zu sprechen. Dieser Kaiser Max hat nun vollends durch seinen ewigen Landfrieden dem edlen Ritterthume den letzten Stoß gegeben, und was noch übrig bleibt, ist um nichts besser als Weiberkrieg mit Besen und Ofengabeln!“

„Wenn du Lust hast zu einer mannhaften Fehde, so ist jetzt Gelegenheit, denn ich komme eigentlich mit der Bitte, du möchtest mir deine Burg leihen. Mein altes Ahneste hält keinen Steinwurf mehr aus!“

„Meine Burg steht dir zu Diensten,“ — antwortete der Ritter von Hohenfrähen und reichte seinem Gaste die Hand — „aber sage mir, was hast du eigentlich vor?“

Hausner berichtete nun, wie er in Kaufbeuern sich einen Korb geholt, und darum der Stadt einen Fehdebrief senden wolle.

Ein Strahl wilder Freude flog über Friedingers Gesicht und zugleich schien ein großer Gedanke in seiner Seele aufzugehen. „Komm!“ — rief er — „ich schreibe den Fehdebrief in deinem Namen und du frigest dein Handzeichen darunter.“

Der Brief wurde unverzüglich abgeschickt und Friedinger traf alsbald Anstalten, Hohenkrähen in Vertheidigungsstand zu setzen. Durch ihre Rundschafter erhielten die Ritter jetzt Nachricht, daß einige Handelsleute aus Kaufbeuren auf der Heimkehr aus der Schweiz begriffen seyen. Haußner legte sich mit einem Haufen Reißiger in den Hinterhalt, überfiel die sorglos ihres Weges Dahinziehenden, welche von einer Fehde keine Ahnung hatten und schleppte sie gefangen auf Hohenkrähen. Unter ihnen befand sich auch Georg von Kreßling, der Vater des jungen Otto, welchen Gutenberg seiner Tochter zum Gatten bestimmt hatte. Er kam von St. Gallen, und war unterwegs zufällig mit den Kaufleuten zusammengetroffen. Diese wurden von Haußner noch ziemlich gut behandelt, nur forderte er von ihnen ein bedeutendes Lösegeld, welches die Stadt Kaufbeuren für sie bezahlen sollte; den alten von Kreßling aber ließ er in Ketten schlagen und schwur hoch und theuer, der Ritter müsse so lange sein Gefangener bleiben, bis sein Sohn ihm die schöne Margarethe als Braut abtrete.

Als das Begebniß in Kaufbeuren ruchbar geworden war, entstand große Unruhe in den Gemüthern. Die Stadt konnte nicht so viele Leute aufbringen, um einen Kriegszug gegen Hohenkrähen vorzunehmen, und nach langer Berathung entschloß man sich endlich, eine Gesandtschaft an den Kaiser abzuordnen, der sich damals gerade in Nürnberg aufhielt.

Otto von Kreßling erbot sich, mit den ausgewählten Rathsmitgliedern dahin zu gehen. Kunz von der Rosen war sein Oheim und hatte dem Kaiser schon so glänzende Beweise seines Muthes und seiner unerschütterlichen Treue gegeben, daß Mar nicht leicht eine seiner Bitten zurückwies, denn er verlangte niemals etwas Unbilliges oder Unrechtes.

Der Kaiser war höchlich entrüstet, als ihm Kunz von der frevelhaften That Haußners und Friedingers Bericht erstattete. Auf der Stelle versprach er den Abgeordneten Genugthuung und ertheilte sogleich seinem Feldobersten, dem berühmten Georg

von Frondsberg Befehl, gegen Hohenfrähen aufzubrechen und die Friedensstörer aufs erbste zu züchtigen.

Frondsberg galt mit Recht für einen trefflichen Kriegsmann; aber die vortheilhafte Lage der Burg Hohenfrähen drohte eine Belagerung sehr schwierig und langwierig zu machen. Zudem war die Feste hinreichend mit Mannschaft und Geschütz versehen und man durfte gewiß seyn, daß die beiden Ritter das Aeußerste wagen würden, weil dabei Alles auf dem Spiele stand. Frondsberg sah zur Bezwingung der Burg kein anderes Mittel vor sich, als den Hunger und er schloß sie darum auf das Engste ein. Die Belagerung dauerte bereits einige Wochen, als Friedinger eines Tages, wie er gewöhnlich that, einen der Thürme bestieg, um zu erspähen, ob die Belagerer ihre Stellung noch nicht verändert hätten. Da ward er einen jungen Ritter gewahr, der ziemlich nahe zur Burg heransprengte, als ob er etwas auskundschaften wolle. Friedinger riß der Wache neben ihm die Büchse aus der Hand, legte an und drückte los, aber das zu stark geladene Gewehr zersprang und zerschmetterte ihm den Arm. Der Schmerz, den er umsonst zu meistern suchte, so wie der große Blutverlust zogen ihm eine Ohnmacht zu, und er wurde durch einige Soldaten, welche die Wache herbeirief, auf sein Gemach getragen. Der Wundarzt erklärte, der Ritter könne nur durch Abnahme des Arms gerettet werden, aber Friedinger warf ihm einen furchtbaren Blick mit den Worten zu: „Geh', Pfuscher, und übe deine Kunst an den Memmen, die das Leben als ein Almosen haben, und es darum in seiner zerlumptesten Gestalt noch immer als eine köstliche Gabe in Ehre halten!“

Hierauf ließ er Haugner vor sein Lager rufen und sagte zu ihm:

„Ich bin ein Stamm, welcher zu Boden fällt, nicht weil seine Wurzeln abgefaut sind, sondern durch die eiserne Hand des Schicksals; denn länger vermag sich die Burg doch nicht zu halten, da unsre Lebensmittel doch nur noch auf vierzehn Tage reichen. Nimm deine Leute und auch alle die meinigen, denen es darum zu thun ist, ihre Haut in Sicherheit zu bringen, und ziehe diese Nacht durch den unterirdischen Gang ab, der euch über die Linie der Belagerer hinauslringt.“

„Wie!“ — rief Haußner — „Ich sollte dich verlassen, dich, meinen Waffenbruder? Und wenn ich auch meine Schmach in den Mantel der Nacht verhüllte, der helle Tag würde sie doch bald bescheinen!“

„Willst du denn als Landfriedensbrecher ein schmählisches Ende durch den Strick nehmen?“

„Ein ehrenvolles Grab!“

„Und was wird dein Loos seyn?“ fragte Haußner.

In dem Augenblick trat ein Knecht ein mit der Nachricht, es sey ein Herold vor dem Thore mit einer Aufforderung. Friedinger bat Haußner hinauszugehen, um den Antrag zu vernehmen. Derselbe kehrte bald zurück und rief mit ingrimmigem Lachen: „Freien Abzug bietet Frondsberg dir und deinen Leuten unter der Bedingung an, daß du — mich ihm auslieferst!“

„Hab' ich nicht einen prophetischen Geist?“ sagte Friedinger. „Geh' und antworte dem Herold, ich würde morgen früh einen Ritter in's Lager schicken zur gütlichen Unterhandlung. Dann aber thue du diese Nacht, wie ich dir gerathen, oder die Raben singen dir das Requiem!“

In der That sah Haußner keinen andern Ausweg mehr vor sich, als die Flucht. Er verließ die Burg eine Stunde vor Tagesanbruch, und ihm folgten nicht nur seine Leute, sondern auch die meisten Knechte und Leute Friedingers, so daß dieser bloß noch mit einem alten treuen Ritter und sieben Knechten allein auf Hohenfrähen zurückblieb. Der unterirdische Gang, durch welchen sich Haußner flüchtete, führte in einen abgelegenen Thalgrund. Dort schieden, wie verabredet, all' seine Begleiter von ihm, denn sie fürchteten, als Friedensbrecher festgenommen und hingerichtet zu werden. Haußner war lange unentschlossen, wohin er sich nun wenden solle. Aber während er langsam und in tiefem Nachsinnen durch das Thal ritt, sah er plötzlich einen jungen Ritter nebst einigen Reißingen auf sich zusprengen. Es war Otto von Krefling, den Frondsberg um Herbeischaffung von Lebensmitteln ausgesandt hatte. Augenblicklich erkannten sich Beide; Haußner sprang vom Pferde und suchte Zuflucht in einer Kapelle, die am Wege stand.

Otto eilte ihm mit gezogenem Schwerte nach, und, nicht achtend der geweihten Stätte, stieß er ihn am Altare nieder.

Unterdessen war der Morgen angebrochen und im ersten Frühschimmer ritt ein gewisser Bridinger in's Lager, und wurde nach kurzem Verweilen vor den Feldobersten geführt.

„Wie lautet Euer Auftrag?“ fragte Frondsberg.

„Er ist kurz;“ — antwortete der Ritter: „Freier Abzug für Friedingers Leute und ihm ein ehrenvolles Grab unter den Ruinen seiner Burg.“

„Ist Friedinger denn todt?“

„Dann könnt' ich ja nicht in seinem Namen kommen,“ — entgegnete Bridinger. „Aber der Knochenmann hat ihm die dürre Hand schon entgegengestreck't und der Ritter hält sie gefast und will sie nicht mehr lassen.“

„Ihr sprecht in Räthjeln!“

„Der Ritter ist tödtlich verwundet; ein herzhafter Schnitt des Arztes könnte ihn zwar noch retten, aber er ist fest entschlossen zu sterben, weil er, wie er sagt, seine Zeit überlebt hat, und die Trümmer seines Stammsitzes sollen sein Grabmal seyn.“

Frondsberg wurde nachdenkend. „Ich habe diesen Friedinger von jeher geachtet,“ — sprach er nach langem Schweigen — „so trotzig er sich auch stets den Gesetzen entgegen stemmte. Er wollte die Ehre der Vergangenheit festhalten mitten in der Schmach der Gegenwart, und er war der Einzige unter den Raubrittern, dem es nicht um die Beute, sondern bloß um die Lust des Kampfes dabei zu thun war. Eure Bedingungen seyen gewährt! Ihr, Bridinger, zieht mit Friedingers Leuten ab und liefert uns die niedergeworfenen Gefangenen aus. Den Leichnam des Ritters werde ich ehrenvoll bestatten lassen, aber das Schloß muß zerstört werden!“

Friedinger lebte nur noch wenige Stunden. Als Frondsberg in die Burg eingezogen war und an dessen Lager trat, fand er bereits eine starre Leiche. Sie ward in der Schloßkapelle begraben und die Beste gleich darauf niedgerissen.

Dr. Heinrich Schreiber.



Hohenfels.

Gegenüber von Altbodmann, am jenseitigen Ufer des Ueberlinger See's, ragt ein hoher Fels, abgesondert von der übrigen Bergkette, und auf ihm stehen die Ruinen der alten Burg Hohenfels. Ihr Name hat sich im Volke nur noch in dem sogenannten Hohenfelder Hof, der am Fuße des Berges liegt, erhalten. Dort erzählen die Leute von einer besonders wohlthätigen Frau von Hohenfels, die einst auf der Burg wohnte. Sie soll sich durch reiche Stiftungen an die Kirchen der Umgegend und durch unzählige Almosengaben verewigt haben. Das Volk nennt sie daher nur die gute Frau Hildegard. Ein Platz nahe der Burg Hohenfels heißt jetzt noch das „Hildegardens-Gärtle.“ — Die Burg ging frühe auf andere Besitzer über.

(Vergl. Schönhuth's „Burgen des Hegau's" 1c. 4. Heft S. 73.)

Burg Randeck's Fall.

Dies uralte Stammschloß der Edlen von Randeck, die zugleich Bürger von Schaffhausen waren, ward, wie es jetzt noch steht, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts neu aufgebaut, und erstand aus den Trümmern der schon im Jahr 1499 zerstörten Burg. Die Ursache ihrer damaligen Zerstörung war seltsamer Art. Als nämlich im selben Jahre die Eidgenossen, bei 12,000 Mann stark, von Schaffhausen und Diessenhofen aus in das Hegau zogen, da wollten sie, vielleicht aus landsmännischen Rücksichten, die Burg verschonen, gegen ihren Grundsatz, dem zu Folge sie Alles, was ihnen in den Weg kam, plünderten und zerstörten. Nun befand sich aber unter den Burgmannen ein Zusäßer; der wollte die Eidgenossen nicht ungeneckt lassen in ihrem Vorüberzug, sondern fing an zu

muhen wie eine Kuh. Dies brachte aber die Eidgenossen so sehr auf, daß sie das Schloß brannten und nicht nachließen, bis sie es endlich eroberten und in Asche legten, und hiemit „dieser lüenden Kuh und Lästermaul seinen verdienten Lohn und ihm sein gebührend Futter um den Kopf gaben,“ sagt unser Chronist. Hierauf blieb das Schloß bei 67 Jahre lang ungebaut in seinen Trümmern liegen.

(Siehe „Die Ritterburgen des Hegau's“ von H. Schönhuth. Constanz, 1835. 2. Heft S. 60.)

Mellenburg.

Westlich von der Stadt Stodach erhebt sich ein Hügel, der Mellenberg genannt, auf ihm, jetzt nur noch in wenigen Resten sichtbar, stand einstens die mächtige Mellenburg, die einer ziemlich großen Landstrecke am Bodensee, der früheren Landgrafschaft Mellenburg, den Namen gab. Ein zahlreiches Geschlecht, von dem Manche eine nicht unbedeutende Rolle in Deutschlands Geschichte spielen, gieng von dieser Burg aus.

Mit Eberhard II. genannt Graf Eppo, beginnt, (dem Schaffhauser Geschichtschreiber Rüger zu Folge) die Geschlechtsreihe der Grafen von Mellenburg. Er vermählte sich um's Jahr 1009 mit Frau Hedwig, der Tochter des im J. 1004 verstorbenen Herzogs Hermann II. von Schwaben und Geschwisterkind Kaisers Heinrich des Heiligen.

„Graf Eppo“ — erzählt die Legende — „galt allgemein für einen mannhaften aber strengen und jähzornigen Ritter; Frau Hedwig aber war gar eines frommen und gottseligen Gemüths. Sie hatte die Gewohnheit, jedesmal um Mitternacht aufzustehen und in dem Psalter zu beten. Einmals erzürnte sich ihr Gemahl darüber; riß ihr den Psalter aus der Hand und warf ihn in das Kaminfeuer; am Morgen aber ward das Buch unversehrt auf dem Herde gefunden und Frau Hedwig wieder zugestellt. Dies Wunder füllte ihren Gemahl mit Schrecken und er wehrte von nun an nie mehr ihren Andachtsübungen. Sie stiftete bald darauf das Benediktiner-

Frauenkloster Schwabenheim in der Grafschaft Sponheim im Rheingau; nahm den Schleier und ward auch daselbst begraben.

(Vergl. Schönhuth's „Burgen des Hegau's.“ 3. Heft S. 3.)

Blumenfeld.

Ein Seitenstück zur Weinsberger Weibertreu.

Es war zu Ende des 15. Jahrhunderts, als die Eidgenossen auch am Schwabenlande ihr Müthchen fühlen wollten. Das zunächst liegende Hegau war der Haupttummelplatz ihrer Ausgelassenheit. 12,000 Eidgenossen zogen durch dasselbe senzend und brennend, so daß binnen einer Woche zehn Dörfer, Flecken und Schlösser im Schutt lagen. Dies Loos sollte auch das Städtlein Blumenfeld treffen und die Schweizer rückten vor dessen Mauern. Ritterlich wehrten sich die Einwohner, mußten aber endlich doch der Uebermacht weichen und sich zur Uebergabe verstehen. Vor Allem war es den Schweizern um den Freiherrn von Thengen zu thun, der im Schlosse daselbst mit seiner Gemahlin, einer Gebornen von Rosened, Hof hielt. Zufolge der Uebergabs-Bedingungen sollte gerade Dieser in ihre Hände geliefert werden, während den Bürgern erlaubt würde, frei abzuziehen. Auch der Burgherrin wurde freier Abzug bewilligt und ihr noch überdies gestattet, ihre besten Kleinodien mit sich zu nehmen. Siehe da, während die Schweizer der Ausziehenden harrten, erschien die Burgfrau am Thore, angethan mit ihrem festlichsten Schmucke, und auf dem Rücken tragend ihren — Ehegemahl. Das gefiel den Schweizer-Hauptleuten so wohl, daß sie der edlen Schwabenfrau lautes Lob zollten und sie mit ihrem Schatze ungefährdet abziehen ließen, ja sogar, als ein gemeiner Soldat die Hand nach ihrer Halszierde ausstreckte, um sie abzureißen, nahe daran waren, ihm das Haupt um dieses Frevels Willen abzuschlagen.

(Vergl. Schönhuth's: „Die Ritterburgen des Hegau's.“ 2. Heft S. 66 ff.)

Rheinthal.



Der Gnom des Rheinfalls.

Durch die Felsen, wiederhallend,
Strömt hinab der wilde Strom
Und auf weißen Bogen wallend
Singt sein Lied des Rheinfalls Gnom.
Horchend von des Ufers Höhe
Ward's davon dem Mädchen wehe,
Dem es süß im Herzen glomm.

Zaubervoll sind seine Lieder,
Die zu Grund der Seele geh'n;
Sehnsuchtsvoll schaut sie hernieder,
Weit hin ihre Blicke spä'n.
Blühend selbst im Jugendglanze,
Windet Blumen sie zum Kranze,
Daß damit ihr Lieb sie krön'.

Mahnend läßt der Gnom sich hören:
„Hast du Lilien nicht zur Hand?
Lilien, so die Todten ehren
In dem fernen, dunkeln Land?
Sie vergiß nicht einzulegen,
Weißt du nicht?: ein theures Leben
Ist der Erde bald entwandt.“

Raum ist dieses Wort gesendet,
Schwimmt ein Leichnam auf der Fluth; —
Mädchens Kranz bleibt unvollendet,

Kennt den Liebsten gar zu gut.
 Ende, böser Gnom, die Lieder!
 Nie flieht einen Kranz sie wieder, —
 Tief im Strom auch sie nun ruht.

Wagner von Laufenburg.

Stiftung des Klosters Allerheiligen bei Schaffhausen.

Der Graf Eberhardt III. von Nellenburg, reich gesegnet an Glück und Gütern, Herr ausgedehnter Besitzungen im Alettgau, Hegau und jenseits des Rheines, Vater von fünf blühenden Söhnen und Gatte einer frommen treuen Frau, trug sich lange schon mit dem Vorsatz, ein Gotteshaus zu stiften, als demüthiges Zeichen seiner Dankbarkeit für all die Wohlthaten, womit ihn der Allmächtige überschüttet hatte. Er theilte dies Vorhaben seinem lieben Weibe Itha, einer gebornen Gräfin von Kirchberg, mit, und sie bestärkte ihn auch auf's Eifrigste darin. Ihren Plan mit um so klareren Gedanken auszuführen, fastete und betete das fromme Paar eine geraume Zeit hindurch. Sie wollten, noch zweifelhaft darüber, welchen Platz in ihrer Grafschaft sie zur Stiftung eines Klosters ausersehen sollten, des Winkes von Oben harren. Zudem unternahm Graf Eberhardt eine Reise nach Rom, um sein Anliegen auch dem Papste zu empfehlen. Zur nämlichen Zeit aber wohnte an der Stätte, wo jetzt das Schaffhauser Münster sich erhebt, ein Klausner in seiner Einsiedelei, den der Graf oft zu besuchen und sich 'gottseliger Rathschläge' bei ihm zu erholen pflegte. Auch ihn hatte Eberhardt zum Vertrauten seines Planes gemacht und seinen aufmunterndsten Beifall erhalten. Da träumte dem frommen Manne einstmals, an der Stelle, wo nun die St. Eberhardtskapelle steht, wachse eine helle, weitstrahlende Feuergarbe von der Erde bis zu dem Himmel empor, und oben darüber schwebte ein goldenes Kreuz. Als nun der Graf wieder aus Wälschland zurückkehrte und noch immer etwas unschlüssig war, erzählte ihm der Einsiedler seinen

Traum und erfüllte dadurch dessen Herz mit solcher Freude, daß er, wie einst David*), ausrief: „Ja, das ist die Stätte, die der Herr auserwählt hat!“ — Sogleich wurde an's Werk geschritten und schon im Jahr 1052 stand die erste Kapelle da. Kurz darauf reiste der Papst durch diese Gegend und weihte selbst den ersten Altar noch in demselben Jahre, den 23. August. Für den Anfang wurden zwölf Mönche und ein Abt in das Kloster gesetzt, welches der Graf mit vielen Gütern beschenkte. Der Kreuzgang und die Wohnungen der Mönche wurden binnen zwölf Jahren vollendet, nach dem Plane eines kunstverständigen Priesters, Leupold, und am Tag Aller Heiligen 1064 hatte der edle Stifter die Freude, das neue Kloster durch Rumolf, der Bischof von Constanz, in Gegenwart vieler Aebte einweihen zu sehen. Am nämlichen Tage noch begabte der Graf dasselbe mit allerlei Kostbarkeiten, reichen priesterlichen Gewändern, Leuchtern und allen zum Gottesdienst nöthigen Geräthen; mit Freiheiten und überdies mit nicht weniger als 200 Meierhöfen.

Nachdem alles dies besorgt war, sehnte sich Eberhardt selbst darnach, der irdischen Welt sich abzuwenden und er begab sich in das Kloster, das er selbst gestiftet hatte; er unterzog sich freiwillig der väterlichen Leitung des Abtes. Er lebte mit strengster Gewissenhaftigkeit nach der Regel des Ordens (die Mönche waren Benediktiner) und verrichtete die niedrigsten Dienste, die man ihm auftrug, wie der Geringste seiner Mitmönche. So brachte er sechs Jahre, mit Zustimmung seiner Gemahlin Itha, im klösterlichen Leben zu, bis ihn Gott seiner Frömmigkeit lohnte und in die ewige Seligkeit aufnahm. Er starb in seinem sechzigsten Jahre, am 7. April 1070. Sein Leichnam ist im neuen Münster zu Schaffhausen neben der Kanzel beigesetzt.

Das Kloster Allerheiligen aber erwarb sich in der Folge durch seine musterhafte Verfassung und Sittenstrenge einen außerordentlichen Ruf, und trug, nach dem Zeugniß des gelehrten Abtes Trithemius (in seinem Chronikon Hirsaugiense, T. I. pag. 212 und 266) viel dazu bei, daß das damals ziem-

*) Psalm 132 Vers 13 und 14.

lich in Verfall gerathene Kloster Hirsau in Schwaben wieder zu einem Flor gedieh, in welchem, wie Trithemius sagt, die Mutter noch von der Tochter übertroffen wurde.

(Vergl. „Erinnerungen aus der Geschichte der Stadt Schaffhausen.“ Schaffhausen, 1834. Hurters Buchhandlung. Ferner: „Leben des Grafen Eberhardt III. 1c. in Rone's „Quellensammlung der Badischen Geschichte.“ 1. Bd. 1. Hest. Aus einer Chronik abgedruckt.)

Das Fräulein von Randenburg.

Im Münster zu Schaffhausen findet sich neben den Gräbern der Aebte ein Grabstein, auf welchem das Bild einer knieend betenden Jungfrau dargestellt ist, mit der Umschrift: „Dominus mirabilis in Sanctis suis.“ (Der Herr ist wunderbar in seinen Heiligen.) Dieser deckte den Leichnam des Fräuleins von Randenburg, deren gottseliges Andenken noch im Munde des Volkes fortlebt. Obwohl umgeben von dem Glanze des Ritterlebens und den Reizen der Weltlust auf ihrem Stammsitze, der Schaffhausen benachbarten Randenburg, diente sie doch stets in heiliger, unentweiheter Jungfrauschaft einzig und allein ihrem Gott und Heiland. Jeden Morgen schon vor Tagesanbruch eilte sie, begleitet von einer treuen Magd, von ihrer Burg nach Schaffhausen, um dort noch zu rechter Zeit zum Frühgottesdienste zu kommen. Voran leuchtete allemal ein zahmer Hirsch mit Laternchen an seinen Geweihen, sorgfältig von Zeit zu Zeit sich nach seiner Gebieterin umblickend; so ging alle Morgen der fromme Zug über den Randen durchs Hemmenthal hinab nach Schaffhausen und zum Engelbrechtsthor hinein. Vor dem Thor wartete der Hirsch gehorsamlich, bis das Fräulein ihre Andacht im Münster verrichtet hatte. Jetzt noch, nach beinahe 500 Jahren, zeigen Einem die Hemmenthaler den Weg, den die Schritte jener Jungfrau geweiht haben. Nach ihrem Tode wurde sie neben dem Abte Jakob Hün (+ 1353) begraben, an dieselbe Gottesstätte, wo sie so oft gebetet und reiche Gaben mit Herz und Hand geopfert hatte.

Man erzählt noch von ihr, sie sey eines Morgens auf einem solchen Kirchgange, von Räubern verfolgt, zu früh, oder als der Thorwart noch tief geschlafen, vor dem Thor angelangt. Da habe ein Engel ihr rasch dasselbe geöffnet und sie so aus der Gefahr gerettet; daher das Thor den Namen Engelbrechtsthor erhalten.

(Vergl. „Erinnerungen aus der Geschichte der Stadt Schaffhausen.“ Schaffhausen, 1834. Hurter'sche Buchhandlung. 1. Bändchen S. 74.)



Klettgau.



Der Alpenpfeifer.

Alp nennt man jenen Gebirgszug oder Seitenarm vom Schwarzwalde, südöstlich vom Feldberge; er bildet die rechte Thalwand des wilden Wuthachthales.

Ueber dieses rauhe Gebirge, das mehrentheils eine Hochebene ist, zieht sich die Landstraße von Schaffhausen nach der Hauptstadt des Breisgau's.

Zudem daß diese Straße, wie man dort in der Umgegend versichert und wofür auch Thatsachen zeugen, durch böse Menschen etwas unsicher gemacht wird, soll auch ein Gespenst seine Freude daran haben, den nächtlichen Wanderer irre zu führen. Dieses Gespenst heißt im Munde des Volkes der „Alpenpfeifer.“

Wenn ein Wanderer bei Nacht die dortige Landstraße zwischen Stühlingen und Wellendingen begeht, so hört er, wie die Bewohner der Gegend behaupten, ein mehrmaliges, gellendes Pfeifen, wie man durch Finger pfeift. Dieses ist das Zeichen von der Nähe des Irrführers. Reisende, die ihren Weg gerade fortgehen, ohne sich umzusehen, kommen ungehindert von dannen. Sobald man aber das Pfeifen hört und nach der Gegend hinschaut, wo es herzukommen scheint, dann steht es schlimm mit uns. Wider Willen kommt man rückwärts, bei der größten Vorsicht verliert man die Straße. Das Gespenst führt den Neugierigen über Stock und Stein und läßt ihn den rechten Weg nicht finden, bis die Sonne am Horizont empor steigt. — Wohl Dem, der nicht auf die Seite des Wuthachthales geführt wird, denn ein Leichtes wär' es, in das tiefe Beden

des wilden Balbstromes einen gefährlichen Sturz zu machen. Drum Wanderer, sieh' dich vor, daß du nicht auf jener Straßenstrecke von der Nacht überfallen wirst, oder gib doch wenigstens dem Pfeifen kein Gehör, sondern geh' ruhig deines Weges fort.

Leute, die das Gespenst gesehen haben wollen, versichern, es reite auf einem weißen Pferde mit drei Füßen. Wie das sonderbare Ungethüm in die Gegend kam, davon weiß man nichts. Wahrscheinlich ist es ein alter gebannter Raubritter, der für seine Missethaten mit samt seinem Streittrosse büßen muß.

D.....
(Originalmittheilung.)

Der letzte Rüßaberger.

Einer der schönsten Punkte des Klettgauischen Gebirges ist der Rüßaberg, gegenüber von Zurzach, ohnweit des Rheingestades. Man beherrscht von dieser Höhe aus die ganze Umgegend, und gegen Süden dehnt sich die Fernsicht bis an die hohe Alpenwand aus. Gewährt aber der Rüßaberg dem Freunde der Natur einen herrlichen Genuß, so ziehen die alten Burgtrümmer, welche ihn krönen, auch den Liebhaber der Geschichte und des Alterthums lebhaft an. Denn er ahnet wohl, daß eine so stattliche Beste, deren stolze Thürme einst weit über die Landschaft hin geboten, nicht die Heimath geringer Junker, sondern eines mächtigen Hauses war. Wer aber gibt ihm Kunde von dem ritterlichen Geschlecht, welches einst die Räume bewohnt hat, die er mit wachsenden Schauern einsam durchschreitet! Die Geschichte kennt nur trockene Namen, und die Sage? das Volk hat sie vergessen. Es weiß nichts mehr zu erzählen von Graf Heinrich und Kunegunden, deren Jugendglück und trauriger Ausgang vor Jahrhunderten von Mund zu Mund gegangen. Darum Dank der Feder des Chronisten, welche in wenigen Zügen das Geschick der beiden Gatten andeutet und ihre Leiden errathen läßt.

In den glorreichen Tagen, welche die hohenstaufischen Helden auf dem deutschen Throne sahen, wer war damals der stolzeste Ritterjüngling im Lande Klettgau? War es der Rrenfinger etwa einer, deren Geschlecht, gleich der Eiche im Forst, allen Klettgauischen Adel überragte? Viele stattliche Söhne

hatte es schon aufgezählt, die unter den großen Kaisern, jenseits der Alpen, den Ruhm der Tapferkeit erworben. Aber diesmal war es kein Krenfinger, welcher die Augen des Landes auf sich zog — sondern der junge Ritter mit den drei Mondsicheln war es, Junker Heinrich, der Liebling seiner Heimath, die Hoffnung seines Hauses. Auf der hohen Rüssaburg wartete er seines greisen Vaters, dessen letzter Wunsch eine würdige Braut war für den einzigen Erben des Namens und Gutes von Rüssaberg.

Und siehe da, es ging in Erfüllung, was das Herz des Alten ersehnte: eine Tochter des aufstrebenden Hauses von Habsburg, Kunegund, die Schwester Graf Rudolphs, des nachmaligen Königs der Deutschen, reichte Heinrichen ihre Hand. So schien es denn bei den Sternen bestimmt, daß das Haus Rüssaberg einer großen Zukunft entgegengehe. Das Schicksal behandelte den Grafen und seinen Schwager wie Lieblinge; es vergaß aber auch nicht zu strafen, wo Uebermuth und Vermessenheit seinen Zorn herausforderten. Der Besitz der schönen Kunegund, die Verwandtschaft mit dem Geblüte von Habsburg, verblendete den jungen Rüssaberger: die drei Mondsicheln mußten den Schild theilen mit dem habsburgischen Löwen, und der freiherrliche Stand von Rüssaberg sich überkleiden mit dem gräflichen Titel! Auch der alte Vater hing kindisch an dem erborgten Glanz: ein Grafengeschlecht sah er hervorblühen aus dem Stamme seiner Väter, und schloß nun die Augen, beglückt durch den schönen Traum.

Ja, das Glück eines Traumes war es auch nur! Heinrichs Uebermuth machte ihn mehr und mehr unerträglich. Alles begann ihn zu meiden — und Kunegund, das Bild der Schönheit und Sanftmuth, welkte hin an dem Wurme tiefsten Kummers. Sie ward nicht Mutter. Da ergriff auch den Gemahl der Gram, den er zu vergessen suchte in den Ausschweifungen der Sinne. Der kräftige, stolze, übermüthige Ritter fiel zusammen, zehrte ab und erlosch im schönsten Mannesalter. Man versenkte den Leichnam des letzten Rüssabergers in der väterlichen Gruft — und mit ihm den Schild, welcher die Mondsicheln mit dem Löwen trug.

Kunegund nahm jetzt den Schleier und vergrub sich in eine Zelle zu Adelhausen bei Freiburg; über dem Grabe Hein-

richs aber erhob sich blutiger Streit wegen des Erbes von Rüssberg. Es wurde zerrissen und gerieth zum größten Theile in die todte Hand. So hat das Schicksal den Uebermuth seines Günstlings gerächt.

Dr. Joseph Bader.

Die Burgfrau von Balm.

Dem Kloster Rheinau gegenüber, nicht weit von Jestetten, lag einst das feste Schloß Balm, von einem uralten Geschlecht bewohnt. Rug von Balm, der im dreizehnten Jahrhundert dort lebte, führte lange ein wüstes Leben, bis er einst in einer Fehde so übel zugerichtet ward, daß er nur noch am Stabe gehen konnte. Er schien jetzt den Jugendrausch ziemlich ausgeschlafen zu haben, und heirathete ein Fräulein aus dem Thurgau. Kunigunde war, wenn auch keine der schönsten, doch gewiß eine der tugendreichsten Frauen ihrer Zeit; sie hielt streng auf Zucht und gute Sitte im Hause, und half, wo sie konnte, der Armuth und der Noth. Aus Erbarmen nahm sie eine adelige Jungfrau, Namens Amina, zu sich, deren Vater als Friedensbrecher geächtet worden war, und die jetzt keine Zuflucht wußte als das Kloster, wozu sie jedoch wenig Neigung in sich verspürte. Amina war schön und verschlagen; sie gewann bald die Neigung des Burgherrn, der Alles aufbot, ihre Gunst zu erwerben. Amina wußte das Netz so flug zu weben, daß sich Rug ganz darin verstrickte. Sie ließ ihn merken, daß sie nicht unempfindlich sey, betheuerte aber zugleich, sie werde ihr Herz nie verschenken ohne ihre Hand.

Von dem Ritter war der alte böse Geist zwar gewichen, aber er schlich noch immer in seiner Nähe herum und harrte des Augenblickes, da er ihn wieder in seine Gewalt bekommen möchte. Dies geschah jetzt, und Rug brütete bald über allerlei Anschlägen, um in den Besitz des schönen Fräuleins zu gelangen. Zuletzt faßte er den Gedanken, die treue Hausfrau heimlich aus dem Wege zu schaffen, und verschob die Ausführung der schrecklichen That nur noch, bis Kunigunde ihr Knäblein entwöhnte, welches sie selbst stillte. Dann wurde das Werk der Finsterniß so heimlich vollzogen als möglich; die Burgfrau

starb plötzlich an einem Sticfluß, wie man aussprengte, und wenige Monate nachher führte der Ritter Fräulein Amina zum Altar. Der kleine Hugo, welcher jetzt ungefähr vierzehn Monate alt war, wurde den Händen einer Wärterin anvertraut. Diese kümmerte sich nicht sonderlich um die Pflege des Knaben; wenn er des Nachts weinte, so blieb sie ruhig liegen, oder stieß Scheltworte gegen das unschuldige Kind aus. Einst dächte ihr, sie höre die Wiege gehen, worin das Kind schlief; sie richtete sich auf im Bette, und gewahrte mit Schrecken eine weißgekleidete weibliche Gestalt, ganz der verstorbenen Kunigunde ähnlich, die an der Wiege saß und das Knäblein schaukelte. Nach einer Weile nahm die weiße Frau das Kind auf den Schoos, drückte es an ihr Herz, legte es dann wieder in sein Bettlein und verließ das Gemach, als eben der Hahn den Tag verkündigte. Die Wärterin gab dem Ritter und seiner Gattin Nachricht von der Erscheinung. Luz schalt sie eine Narrin, obgleich er sich bei der Erzählung eines geheimen Schauers nicht erwehren konnte, Amina jedoch gerieth auf den Verdacht, Kunigunde sey nicht wirklich vergiftet, sondern irgendwo eingesperrt worden, und habe Mittel gefunden, zu ihrem Söhnlein zu kommen. Von Argwohn und Zorn getrieben, nahm sie gleich in der folgenden Nacht die Stelle der Wärterin ein. Eben schlug die Glocke zwölf, als der kleine Hugo zu wimmern anfang und zugleich die weiße Gestalt in das Zimmer trat und sich an die Wiege setzte. Der Mond warf sein Licht durch das Fenster und Amina erkannte Kunigundens Züge; sie sah todtenbleich aus, legte aber freundlich und mit mütterlicher Besorgtheit dem Kleinen die Kissen zurecht. Wüthend sprang Amina vom Lager und wollte die Gestalt beim Arme fassen, aber der Arm zerfloß unter ihrer Hand in Luft. Die weiße Frau erhob sich vom Sige und drohte ihr mit dem Zeigefinger, dann nahm sie das Kind und trug es im Gemach auf und ab. Amina's Blut gerann zu Eis. Zitternd floh sie, und als der Ritter des Morgens erwachte und nach ihr fragte, gab man ihm ein Brieflein, folgenden Inhalts:

„Ich habe Kunigundens Geist gesehen und gehe in ein Kloster, um für meine und Deine Sünden zu büßen. Thue desgleichen. Amina.“

In der Seele des Ritters erwachten alle Schrecken des Gewissens. Er übergab sein Söhnlein einem wackern Geistlichen zur Pflege und Erziehung, entsagte der Welt, und lebte als Einsiedler in einer Klause tief im wilden Gebirg.

H. Schreiber.



Chiengen.

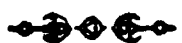
Ein freier Mann.

Freiherren oder Barone wurden von Altersher diejenigen Bauern (Grundbesitzer) genannt, die keine Lehen trugen, also keinem andern Herrn verbunden waren. Zu solchen gehörte auch der Baron von Krenkingen, Herr zu Chiengen im Klettgau. Als nun eines Tages Kaiser Friedrich der Rothbart durch dieses Städtlein zog, blieb der Baron ganz ruhig auf seinem Stuhle vor der Herrenwohnung sitzen und rückte, wie der Kaiser an ihm vorbei ritt, zum Gruße sein Barett nur ein wenig. Friedrich fand dies Benehmen sonderbar und fragte seine Umgebung, wer der Ritter wohl wäre, der dort an offener Straße sich hingesezt und Kaiserlicher Majestät die schuldige Verehrung nicht bezeige? Da ließ der Baron ihm erwiedern: Er sey der Herr dieses Ortes, ein freier Mann, der weder vom Kaiser, noch von sonst Jemanden ein Lehen trage; er erkenne zwar den Kaiser als seinen Oberherrn, wie ein Geistlicher ihn erkenne, aber nicht als den Herrn seiner Güter. Auf diese Antwort näherte sich Friedrich dem Freiherrn mit freundlicher Miene und sagte zu ihm: „Damit ein so trefflicher Edelmann Uns und dem Reiche näher verbunden werde, so verleihen wir Euch die Freiheit, in Eurer Stadt Chiengen goldene Münzen mit dem Kaiserlichen Bildnisse prägen zu dürfen.“

(Siehe Crusius: Annales Suevorum. P. II. 504. Desgl. Jos. Babers „Badenia.“ Jahrg. 1840. S. 186 und 87.)



Albgau.



Stühlingen.

Vom Bauernkrieg.

Anno 1524 ungefähr um Johannis ward ein Aufruhr unter der Bauernschaft zu Stühlingen, Bonndorf, Ewatingen, Bettmaringen 2c. wider ihren eigenen Herrn, Grafen Siegmund von Lupffen, Herrn zu Stühlingen. Die Bauern sollten nämlich während der Ernte und bei dieser unruhigen Zeit der Gräfin von Lupffen Schneckenhäuslein sammeln, daß sie Garn darauf winden könnte. Waren ihrer 1200 Mann, die machten ein Fähnlein, weiß, roth und schwarz, zogen damit auf Bartholomai gen Waldshut auf die Kirchweih, hielten dajelbst Rath und machten eine Evangelische Bruderschaft; wer darin wollte seyn, der sollt' alle Wochen je 1 Bagen geben, mit dem Geld schrieben sie in alle Lande, als Hegau, Allgau, Sundgau, Breisgau, Elsaß, Franken, Sachsen, Meissen und den ganzen Rhein hinab bis gen Trier, daß sie ihren Herrn nicht mehr gehorsam seyn wollten und keinen andern Herren haben, denn den Kaiser, und ihm seinen Tribut geben, und daß er ihnen nichts einreden sollte 2c. Auch wollten sie alle Schlösser und Klöster und was den Namen Geistlich hatte, zerstören.

Nach diesem ward also zwischen Grafen Siegmund v. Lupffen und den Bauern ein Tag zum gütlichen Vertrag festgesetzt und auf diesem in Schaffhausen den Bauern zugemuthet, ihr

Fähnlein dem Grafen zu übergeben, vor ihm niederzufallen, ihr Unrecht zu bekennen &c. dieß wollten sie aber nicht thun &c.

(Aus der handschriftlichen Chronik des Heinrich Hug von Bellingen.)

Der kühne Sprung.

Landgraf Mar von Stühlingen, der 6½ Schuh hoch war, besaß eben so große Gewandtheit als Stärke. Die lange Treppe im Schlosse zu Stühlingen sprang er in drei Sätzen hinab und ihm fiel es nicht schwer, die wildesten Pferde zu bändigen, indem er sie beim Schweif packte und rasch seitwärts wendete. Während eines Gelages auf demselben Schlosse ging er mit dem Freiherrn von Wartenberg die Wette ein: er mache sich anheischig, eher auf seinem Roß als Dieser auf dem seinigen zu sitzen, obgleich er dem Freiherrn, wenn derselbe in den untern Stock gekommen, noch im obern an der Treppe Antwort geben wolle. Nachdem der Wartenberger verabredetermaßen die Antwort erhalten hatte, eilte er vor das Schloß, wo sein Rappe, wie auch des Stühlingers Schimmel, aufgezäumt standen, und siehe! der Landgraf saß bereits wohlgemuth im Sattel seines riesigen Pferdes. Er war nämlich aus einem Fenster des oberen Stockwerks herunter auf den Schimmel gesprungen und hatte somit durch diesen tollkühnen Streich die Wette gewonnen. Noch heutigen Tages zeigt man das Fenster; und ein Hufeisen des Schimmels, so groß wie eine Suppenschüssel, ist lange Zeit im Zeughause zu Donaueschingen aufbewahrt worden.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit.“ Jahrgang 1837.)

Gespensst bei Schwaningen.

Auf einem Stege bei Schwaningen im Schwarzwalde läßt sich in den heiligen Nächten ein gespenstiger Mann sehen. Ein Bauer des Ortes, welcher einst um Mitternacht aus dem Wirths-

hause zu Oberwangen heimkehren wollte und betrunken war, wurde vor dem Geiste gewarnt, schrie aber in seinem Rausche, er wolle bald mit ihm fertig werden, und machte sich fest auf den Weg. Als er an den Steg kam und das Gespenst auf demselben stehn sah, schlug er aus Leibeskräften mit seinem Stocke darnach, ward aber von ihm am Finger gepackt, eine halbe Stunde weit gegen Dillendorf geschleppt und dann bewußtlos auf dem Felde liegen gelassen. Als er nach einiger Zeit wieder zur Besinnung kam, fand er seinen Finger, woran das Gespenst ihn geschleppt hatte, kohlschwarz geworden und so blieb er's auch bis zu seinem Tode, der nicht lange darauf erfolgte.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1837. S. 68.)

Das Bonndorfer Glöckchen.

Zu Bonndorf auf dem Rathhaus
Da hängt ein Glöckchen fein,
Das ist vom puren Silber
Und ist's auch werth zu seyn.
Und wie hinauf gekommen
Das köstliche Metall,
Und wem sein Klang soll dienen,
Will ich berichten- all.

Schloß Tannegg an der Wuthach, —
Jetzt liegt's in Trümmernacht —
War einst der bange Zeuge
Von einer langen Jagd.
Es deckte Schnee die Fluren,
Hell schien die Sonne drein,
Das lud die junge Gräfin
Zum Jagdvergnügen ein.

Durch dunkle Tannen glänzte.
Der letzte Sonnenstrahl,
Da stiegen Nebelwogen

Ringsum herauf zumal;
Und durch den Urwald heulend
Ein Sturm aus Osten zog,
Daß dumpf die Eiche frachte
Und sich die Tanne bog.

Der Jägertroß, er irrte
Zerstreut in Angst umher,
Des Jagdhorn Ruf erreichte
Die Irrenden nicht mehr;
Und auf den hohen Fluren,
Wo Weg und Steg verweht,
Die Gräfin auf dem Jagdroß
Um Rettungszeichen fleht.

Nie hat zuvor ein banges
Geschick ihr Herz gequält,
Von Noth und Leiden Andrer
Hat Niemand ihr erzählt —
Jetzt fühlte sie vor Allem,
Wie es dem Wandrer sey,
Wenn ihn die Nacht umfange
In solcher Wüstenei.

Und wie der späte Morgen
Sie in ihr Schloß geführt,
Hat sie alsbald dem Burgvogt
Den frommen Schluß diktiert:
„Nach Bounndorf auf das Rathhaus
Stift' ich ein Glöckchen fein,
Das soll, zu größ'rer Ehre,
Von purem Silber seyn.

„Das soll, wenn Schnee und Nebel
Und Nacht den Pilgrim hält,
Und seine Seele bebet
Und seine Hoffnung fällt,
Mit heller Silberstimme
Und tröstlichem Geläut'
Sich nächtlich lassen hören
Die ganze Winterzeit.

„Und daß nicht Willfür freyle
 An diesem Willen mein,
 So soll das Glöckchen tönen
 Allnächtlich um die Neun',
 Allnächtlich eine Stunde,
 Bis daß mit frohem Zug
 Sich auf dem Acker wendet
 Im Penz der dritte Pflug.“

Das haben sie gehalten
 Gewissenhaft bis heut;
 Nur eine Stunde später,
 Und auch zu Sommerszeit;
 Weil noch in andern Dingen
 Als Nebel, Schnee und Nacht,
 Man sich verirren könnte —
 So haben sie gedacht.

Guard Snyder.

Die Frau von Weissenburg.¹⁾

Was wollen wir aber singen, was wollen wir heben an?
 Wir singen vom Fräulein von Weissenburg, wie es seinen
 Herren verlan.

Es thät ein Brieflein schreiben, schickt's abe in's niedere Land,
 Es schickt's dem jungen Graf Friedrich, er soll wieder kommen
 zur Hand.

Wie er gen Weissenburg kommen, wohl unter das hohe
 Haus,
 Da schaut dieselbe falsche Frau hoch oben zur Baie*) heraus:
 „Willkomm, willkomm, mein lieber Graf, und Alle die bei
 dir seyn!“ —
 „Schön Dank, schön Dank, mein Fraulein, wo mornet**) der
 Herre dein?“ —

*) Fenster.

**) Sich aufhalten, verweilen.

„Thue mich nit vermelden*), ich sag dir die Wahrheit bald;
Er ist gen Grüningen ze jagen, er ist ze Grüningen im Wald.“ —

„Ist er gen Grüningen ze jagen, ei, jagt er in's Grüningers
sein Hag,
So soll ihm das Leben nit länger stahn, als auf den heutigen
Tag.“

„Und soll ihm sein Leben nit länger stahn, als auf den heu-
tigen Tag,
Ei so erbarm sich Gott im Himmel, daß ich ihn verrathen hab!“ —

Da der Graf in den Wald hinaus kam, schläft der Herre
unter der Lind':

„Auf Knechte, lieber Knechte mein, erschieß mir ihn geschwind!“

„Ich will ihn nit verschießen, will eher ihn leben lan;
Ich will ihn lassen genießen, daß ich bei ihm gedienet han.

„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer
Kind?“

„Ich befehl sie Gott dem Allmächtigen, er weiß schon von wem
sie sind.“

„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer
Gut?“

„Ich befehl's den armen Leuten, die Reichen hand schon
genug!“ **)

„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer
Weib?“

„Ich befehl sie dem Grafen Friederich, der war ihr allzeit lie-
ber als ich!“

„Ach Herre, lieber Herre mein, wem befehlet Ihr Euer
Schloß?“

„Ich befehl's den Feuerflammen, die hoch oben zu den Baien
auslangen.“

„Ach Knechte, lieber Knechte mein, zieh' auf dein Armbrust groß,
Und schieße mir den Herren mit seinen Jagdhunden todt.

Altes Volkslied.

*) Durch Ausplaudern verrathen.

**) Vergleiche mit dieser und der vorhergehenden Strophe die ähnlichen im Volksliede
„Hans Steutlinger“ unter den Freiburger Sagen.

²⁾ Dieses Lied, welches sich an die ehemals in der Nähe von B o n n - d o r f liegende W e i s s e n b u r g anknüpft, wurde aus dem Munde einer beinahe neunzigjährigen Frau niedergeschrieben und von Freundeshand dem Dr. Heinrich Schreiber, Herausgeber des „Taschenbuchs für Geschichte und Alterthum“ zugestellt.

Ueber die Weissenburg gibt Kolb's Lexikon von Baden, unter verschiedenen Artikeln (Krenkingen, Roggenbach u. s. w.) einige Notizen. Ein Freiherr Heinrich von Krenkingen, genannt von Weissenburg, erscheint auch unter den zahlreichen Adelligen, welche im Jahr 1366 in die Dienste der Stadt Freiburg im Breisgau traten, als diese gegen ihren Herrn, den Grafen Egon IV., in Krieg verwickelt war. Die Burg wurde im J. 1438 von Werner von Staufen belagert, eingenommen, und von den St. Blasianern, — denen sie von jeher ein Dorn im Auge war — zerstört. (Gerbert: Historia nigrae silvæ. Tom. II. Pag. 241.)

Das Waldshuter Männlein.

Schon stand die Stadt mit Wall und Thürmen;
Auf dieser Seit' mit Doppelgräben,
Auf jener von dem Rhein umgeben,
Schien sie vor jedem Feind zu schirmen.
Nachdem die Arbeit nun zu Stand,
War sie jedoch noch nicht benannt:
Man sagte zwar bald das, bald dies,
Doch Ein Wort war noch nicht gewiß.

Dem Uebelstande abzuhelpen
Versammeln sich die Rathspersonen;
Und um Den würdig zu belohnen,
Dem unter diesen weisen Zwölfen
Der beste Nam' der Stadt einfällt,
Lag schon ein schönes Sümmden Geld
Im Freien auf dem Tische dort;
Nur schnell! Was ist das beste Wort?

Sie sitzen da mit tiefem Sinnen,
Und, trügen nicht der Stirne Falten,
So muß was Rechtes sich gestalten;
Allein gedankenleer blieb's drinnen.

Ein Jeder stützt die Stirn' und sinnt,
 Daß er recht schnell das Geld gewinnt.
 Doch wie er auch den Kopf zerbricht —
 Ein passend Wörtchen find't er nicht.

Da kam mit dickem Knotenstocke
 Ein fremdes Männlein von dem Berge,
 An Größe glich es einem Zwerge;
 Bis auf die Hälfte von dem Kocke
 Floss ihm nach Patriarchen Art
 Ein ungeheurer gelber Bart,
 Und seiner Haare Ringelgold
 Kam unterm Hut ihm vorgerollt.

Er, von des Silbers Glanz geblendet,
 Fragt, wer hier dieses Geld empfangen?
 Man sagt's — er sinnt nicht gar zu lange,
 Und also an den Rath sich wendet:
 „Hört, hochachtbare Herren mein!
 Das Geld könnt' auch für mich gut seyn!
 Drum streich' ich es in meinen Hut,
 Benenn' die Stadt dafür „Waldshut!“

Nun eilt damit der alte Kleine
 Fort auf den wohlbekannten Wegen;
 Und wunderschnelle zu bewegen
 Wußt' er die kurzen Zwergebeine.
 „He, he! Mann Gottes! nur gemacht!“
 Ruft ihm der Rath entrüstet nach;
 Doch war das Männlein nicht so dumm,
 Und kehrte sich nicht wieder um.

Längst war er jedem Blick entschwunden,
 Der unbekannte, schlaue Gelbe,
 Nun rathschlagt man, was denn derselbe
 Wohl für ihr blankes Geld erfunden?
 „Waldshut? — Ein schöner Doppelsinn
 Steckt“ — sagt der Präsident, — „darin.
 Bei meiner Treu! das Wort ist gut:
 Die Hut des Volks, des Schwarzwalds Hut!

„Das Männlein, daß wir's nie verlieren
 Aus dankbarlichem Angedenken:
 Wir wollen ihm die Ehre schenken
 Und unser Wappen damit zieren!“
 Und was er sprach, das ist gesch'eh'n.
 Noch jetzt kann man das Männlein seh'n,
 Führt man zum Basler Thor herein;
 Dort ist's gemalt gar hübsch und fein.

....r.

(Aus dem Freiburger Wochenblatt. Jahrg. 1835.)

Der Albfönig

Die hellen Sterne funkeln
 Durch den bewegten Wald,
 Da tönt vom Teich, dem dunkeln,
 Ein leises Singen bald.
 Albfönig singt sein Lied in Ruh,
 Und schelmisch fichert er dazu.

Er sitzt in einer Laube,
 Von Lilien umblüht,
 Daß nicht vom Strahlenstaube
 Ihm sey das Haupt umsprüht.
 So sitzt er dort in guter Ruh
 Und singt sein Zauberlied dazu.

Du Mädchen auf dem Stege!
 Lausch' nicht dem Elfenlied,
 Damit's dich nicht vom Wege,
 Verlock' in's falsche Lied.
 Hör' ja nicht dem Gesange zu!
 Gönn' erst im Dorf dir wieder Ruh.

Da tönt's empor vom Teiche:
 „Mein holdes Lieb, mein Kind!
 Nicht deinem Glück entweiche,
 Sey nicht wie Andre blind!“

Komm', theile meine süße Ruh
Und horche meinem Liede zu."

Schon ist's um sie geschehen,
Er zieht sie in den Teich;
Die Sinne ihr vergehen,
Im Arm sie ruht ihm weich:
Sie theilt mit ihm sein Reich in Ruh, —
Stumm horchend seinem Liede zu.

Narau.

Wagner von Lausenburg.
(Originalmittheilung.)

Die Kaisertanne im Schwarzwald.*)

Tief im Schwarzwald, in den Tannen,
Ragt gewaltig hoch ein Baum,
Seine Arme aus sich spannen
Weithin dort in heil'gem Raum.

Uralt ist er; — kann wohl zeugen
Von der Zeit, die Großes sah;
Unter seinem Dach herrscht Schweigen,
Als ob ihm noch Hohes nah'.

Schreitest du an seine Stätte,
So durchzieht's dich wunderbar,
Als ob da gehorftet hätte
In der Kron' ein Königsaar.

Und so ist's; — drum solcher Segen
Liegt noch auf der Tanne heut;
Darum Sonnenschein und Regen
Heut noch neue Kraft ihr heut.

Darum ragt sie über alle,
Schauet weit zur Ferne aus;
Darum kam sie nie zu Falle
In dem Sturm- und Wetter-Graus.

*) Im Albthal oberhalb Schloß Hauenstein.

Darum ist sie nicht gesunken
 Von der Aerte grimmem Schlag;
 Ein Geschick hat ihr gewunken,
 Wie's nicht jeder werden mag.

Wohl an dieses Baumes Stelle
 Saß oftmals ein Graf in Ruh',
 Wenn vor ihm das Wild in Schnelle
 Floh den stillsten Hürsten zu.

An den Baum im Wald, den schlichten,
 Dachte oft ein Kaiser gern,
 Saß er auf dem Thron, dem lichten,
 In dem Kreise hoher Herrn.

Jenem in des Baumes Schatten
 Durfte stets ein Traum erblühn',
 Was geahnt nie Andre hatten,
 Seinem Geist vorüberziehn.

Ob es waren Kaiserträume,
 Ob es war ein süßes Glück, —
 Nicht verrathen's Wald und Bäume
 Deinem Ohr und deinem Blick.

Doch, hat sich der Herr erhoben
 Und ging er erfreut davon,
 War's, als ob die Tanne oben
 Neigte stets die grüne Kron'.

Wohl war es ein großer, weiser
 Fürst im Feld und in der Burg,
 Preisenswerth ein teutscher Kaiser, —
 Rudolf war es von Habsburg!

Karau.

Wagner von Laufenburg.
 (Originalmittheilung.)

Die Brüder an der Alb.

Vor und ehe das Gotteshaus Sanct Blasien gestiftet ward, ist das Ort gar rauh und von den Leuten bei zweien Meilen Wegs unerbaut gewesen. Es haben sich aber in solcher Wildnuß erhalten andächtig Väter, die wegen Achtung des Glaubens, oder durch Frommigkeit und um Absonderung der Welt dahin in die Hülinen (Felsengrotten) und Einöden gekommen, wie dann der christlich Glaube der Zeit schrecklich angefochten worden, und auch an andern Orten dieser Ursach ihrer viel in die Wildnüsse geflohen und sich in den Felsen, Thälern und Bergen erhalten, und keiner von dem andern gewißt. Ihr Speis ist nichts anders gesin, denn Wurzeln und Kräuter, und das wild Honig; aber mit genueg, weshalb ihrer viel von der unmenschlichen Nahrung, auch von kälte des Lufts, von Schnee und Winter haben sterben müessen.

Nach langem hat Gott der Allmächtig ihren festen Glauben und grossen Andacht angesehen, und ihnen ingegeben, daß sie, so viel hieherumb gewohnt haben, uf ein Stell, da jetzt das Gottshaus stat, zusammen kommen sind, und haben durch einander gemerkt, daß es der Wille Gottes sei, und ein Versammlung mit ihnen ufgericht werden soll. Und wie sie vorhin *ἀναχωρηταί* geachtet, so sollen sie jetzt solitarii genannt seyn, und haben sich unbekannt mit einander verglichen, da ze wohnen, und Gott den Allmächtigen mit andächtigem, strengem Leben zu dienen.

Und haben sich also viel Jahr mit grosser unvermessenlicher Noth ihrer Leibsnahrung beholfen, bis daß sie recht wiederumb angefangt haben, sich zu der Welt zu kehren, umb Ufenthaltung ihres Leibs, und sich geüebt mit etlicher Arbeit in Holzwerk, darin sie sich gebraucht und jeder sölichs herausgetragen und ihr zeitlich Speis darmit erworben, und sind genannt worden die Brüder an der Alb, wiewohl sie kein Orden noch gehabt haben.

Wie sie sich nun ein lange Zeit also bei einander erhalten, haben sie ein Houpt oder ein Fürgefügten geordnet, der ihr Oberer seyn sollt und unter ihnen zu Ewigem und Zeitlichem Ordnung geben sollt. Den haben sie genänt einen Batter,

sind ihm gehorsam und gewärtig gewesen, und haben also ihr Zeit mit grossem Andacht, und härtem Leben und Werken vertrieben.

Sie haben ouch angefangen, ihnen ein hülzin Haus zu machen, dieweil dieser Zeit noch das Ort der Welt gar unbekannt gewesen und in zweien Meilen ringsherumb kein menschliche Wohnung gesein ist. Und wie sie der Vatter jeglichen in Sonderheit zu der Arbeit, die jedem kuntlich was, zu thuen befohlen und geordnet, hat sich keiner gesperrt, sonder haben all mit grossem Fleiß gewirkt und gehorsamet. Was sie auch überkommen haben mit ihr Arbeit, das ist ihnen alles gemein gewesen, wie denn von den heiligen Aposteln und Jüngern Christi auch geschrieben steht: „Et erant illis omnia communia.“ Es ist geordnet von dem Vatter, daß sie acht Stund Gott gedient und gebetet haben, acht Stund haben sie gearbeitet, und acht Stund geruwet. Darzu haben sie ein hülzin Bethüslin gemacht mit der genannten Behausung, uf das Ort, da jetzt Sanct Nikolaus Capell stat. Wie sie nun das gebawen hatten, da hat es sich begeben, daß auch viel frommer Leut gewesen sind ußerhalb von ihnen geseßen, die von ihrem strengen und seligen Leben gehört haben, und sich ihrer viel zu ihnen gethan und ihr Ordnung angenommen und ihr Leben bei ihnen verschliffen. Und wie sie sich also gemehret und das ein gute Zeit gewähret, da hat es sich begeben, daß einer unter ihnen Kuntschaft gehäbt hat, wie die Verden in andern Wildnussen angefangt haben, und ihn beducht, an einem sölichen Ort auch sämliches füglich zu thuend. Da haben sie etlich der Aeltisten us ihnen geordnet und geschickt ad Diocesanum, einem Bischof zu Konstanz, und den angesprochen und gebeten von wegen der Brüder an der Alb gemeinlich, wie sie versammellet seyen, zu verwilligen und zu geben den Orden und Regel Sancti Benedicti. Das hat nun ihnen der Ordinarius bewilliget und zugelassen, und den Orden bestättiget und sie in sein Bistumb und geistlich Gehorsam, Schuz und Schirm usgenommen.

Zu dieser Zeit ist kein Papyr noch Pergament bey ihnen gebräuchlich gewesen, sonder haben müessen schreiben uf etliche Bäumrintchen, die dan darzu zu bereiten gesin sind. Derselbigem Büechen hat man noch vor der Brunnst in der Liberey

gehäbt. Nach Sölichen hat es sich nach und nach begeben, daß sich viel ehrlicher kunstreich Leut zu den Brüdern an der Alb gethon haben. Darunter sind gewesen etliche Priester und etlich, so mit Handwerk umgegangen sind. Do sie nun also verharret mit einander in heiligem Leben und Sitten, haben sie angefangen Meß zu halten und göttliche Aemter zu vollbringen. Haben also angefangen ein steinen Kirch zu bauen, und haben das ruch Gefels, das sich weder hauen noch werfen lat, nichts desto minder gehämmert und mit grosser Arbeit beschlagen. Haben also die kirch gebaumen und usgemacht, und wird geschrieben, die sey so lang gestanden, bis uf die Zeit Kaiser Ottonis. Do ist sie vor Aelte wieder niedergefallen, dabei man wohl gedenken kann, daß viel Jahr uns soliche Brüderschaft gewähret hat.

Dieser Zeit aber, als viel von adelichen Geschlechtern und ehrbaren Leuten, darunter auch Priester gewesen und sonst gelehrt Leut, sich angefangen haben, zu ihnen zu thun und ihr Zeit bei ihnen zu verschleissen, da haben sie sich bedacht, ein Schul uf gepflanzen, die den Jungen und alten fürständig möchte seyn, Zucht und Lehr zu lernen und zu behalten, als auch das beschehen ist.

Als nun die Schuel und Lehr viel Guets geuffnet hat, und sie die Geschriften des alten und newen Testaments und ander approbirte Büchern und Stribenten gewohnt seyn worden, da haben sie sich bedacht, dem Batter einen andern Namen zu geben, der mehr scheinbar seye, und dem Orden, Schul und Lehr und Ceremonien etwas gleicher seye. Und haben sich verglichen, einen Prioren zu halten mit Namen und Stand, und ist also von ihnen geordnet ein Priorat und hat gewähret mit Schul und Lehr von einem zum andern viel Jahr bis uf die Zeit Ottonis, Anno 938. *)

(Aus der handschriftlichen Chronik des Abtes Christoph von St. Blasien. Mitgetheilt von Dr. Joseph Bader.)

*) Um diese Zeit erhob dann der Ritter Reginbert von Saldenbüren die Zellen an der Alb zu einem eigentlichen Kloster, welches von den dahin verbrachten Reliquien des hl. Blasius den Namen dieses Märtyrers erhielt.

St. Blasien Reichthum.

Zu einem Manne, welcher im Kloster St. Blasien Stroh schnitt, kam eines Abends der Fürstabt mit den zwei Vornehmsten seiner Mönche. Beim Anblick des vielen geschnittenen Strohs sprach der Abt: „So viel Stroh dies auch ist, so besitzen wir doch noch mehr Gold und Silber.“ Der Mann erlaubte sich, dies zu bezweifeln, worauf die Drei sagten, sie wollten ihm die Schätze zeigen, seine Augen verbanden und ihn, wie er merkte, durch einen unterirdischen Gang führten, über den ein rauschendes Wasser dahinschoß. Als ihm die Binde abgenommen wurde, sah er sich in einem Gewölbe, welches unter dem dreifachen Verschlusse seiner Begleiter stand, und worin Gold und Silber, gemünzt und in Stangen, flasterweis aufgehäuft war. Die Geistlichen vergönnten ihm, sich so viel Silber zu nehmen, als er in beide Hände fassen konnte, verbanden ihm dann wieder die Augen und führten ihn zum Klosterhofe zurück.

St. Blasien hatte so viele Besigungen, daß seine Mönche, wenn sie nach Rom reisten, jede Nacht in ihrem Eigenthum einkehren konnten.

(Siehe *Monet's Anzeiger* 2c. J. 1839.)

Die dankbare Schlange.

Zu einem Viehhirten in Immeneich bei St. Blasien kam jeden Morgen und Abend zur Melkzeit eine große Schlange in den Stall, welche auf dem Kopf eine goldene Krone trug. Das Mädchen gab ihr allemal warme Kuhmilch zu saufen. Als dasselbe, wegen eines Verdrusses, plötzlich aus dem Dienste gekommen war, und die neue Viehmagd das erste Mal melken wollte, fand sie auf dem Melkstuhl die goldene Krone liegen, worin die Worte eingegraben standen: „Aus Dankbarkeit.“ Sie brachte die Krone ihrer Herrschaft, welche dieselbe dem aus dem Dienste getretenen Mädchen gab, für das sie auch be-

stimmt war. Seit dessen Verabschiedung ist die Schlange nicht wieder gesehen worden.

(Siehe Mone's Anzeiger 2c. J. 1839.)

Die rächende Hand.

Der Anführer der empörten Hauensteiner Bauern, welche unter andern auch die Abtei St. Blasien ausplünderten, war Kunz von Niedermühle. Nachdem ein Oesterreichisches Heer dem Aufruhr ein Ende gemacht und Waldshut eingenommen hatte, ward auch er nebst mehreren der Haupträbelsführer gefangen und hingerichtet. Aber Unwillen und Haß gährten nichts destoweniger im Stillen fort. So fand man eines Morgens Kunzens rechte Hand an das Thor des Klosters St. Blasien genagelt, mit der Ueberschrift: „Diese Hand wird sich rächen!“ — Wirklich ging auch drei Tage darnach das ganze Klostergebäude in Rauch und Flammen auf.

(Aus Joseph Vaber's Aufsatz: „Das Albgau“ im Freib. Wochenbl. 1829. S. 247.)

Reiter ohne Kopf.

Am Eingang des Muckenlocher Waldes führt der Weg über eine Brücke. Hat man sie überschritten, so sieht man zuweilen einen Mann, welcher seinen Kopf wie einen Hut unter dem Arm trägt, auf einem Schimmel heransprengen. Er verfolgt die Leute und führt sie irre, kann aber nicht über den Graben, der in der Nähe ist, hinaus, daher man jenseits desselben vor ihm in Sicherheit ist. Auch aus dem Walde heraus vermag er nur eine kurze Strecke zu reiten und verschwindet an dem nächsten großen Markstein.

Bei seinen Lebzeiten war er ein Feldmesser und hat in dieser Gegend solche Betrügereien verübt, daß er nun zur Strafe daselbst umgehen muß.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's Anzeiger 2c. Jahrg. 1838.)

Gründung der Kirche im Todtmoos.

„Im Namen Vaters vnd Suns vnd heiligen Geists Amen. Es ist ze wissen, do man zalt von der purt Cristi tusend zweyhundert funffzig und funff Jar, was ein andechtiger, erwirdiger priester mit namen Dietricus, ein verseher der kilchen zue Nickenbach, die er versach zue den selben zitten. Dem jetzt genempten priester Dieterico hett erschinnen die aller gnadrichesti muetter vnseres herren Jesu Cristi, allwegen ein jungfrow vnd magt Maria, zum dickeren maul (mehrmals) durch eines ganzen jar in sinem schlaff, sprechende: „Dietrice, wilt du selig vnd behalten werden vnd mich haben zue einer fürbitterin zue gott, so stand uff vnd gang hin an die statt oder das ort, das do gnempt wurt der Schönenbüchel, der da ist zwischen zweien fließenden bächen, der ein ist gnempt Twerr (Behra), der ander Totbach, im schwargwald, vnd daselbs solt du sitzen und dienen mir vnd gott minem ewigen sun Jesu Cristo. Wirst du das nit thuen, so wirst du vallen in minen Zorn. Du solt wissen für war, das ich mir die vorgnempt statt vsserwelt hab, darin ze wonen vnd da zue behalten vnd zue erwerben von minem lieben sun Jesu Cristo vill gnad vnd guetthaitten allen andechtigen, demuetigen, chристgloubigen menschen, die dahin kument vnd fließen (beßlissen) sind zue disser vorgnempten statt. Denn für war, alle die, die daselben mich mit fliß vnd mit andacht anrueffen sind oder werden, dienen will ich schnelltlich zue hilf kumen in allen jren truebseliseitten, jren angsten vnd nöthen.“

Vnd do aber der vorgemelt priester eine söllliche gschownus zuem dickeren maull sach vnd söllichi worte horte diß vnd vill, vnd jm die obgenempte statt vnerfant were, do begab es sich von der verwilligung Gottes vnd seiner lieben muetter Maria, das ein treyer (Lastträger) kam gangen mit sinem hürdeli von derselben statt, die do wurt tottmoos genempt, darum das da kein tier in dem selben tottmoos mag leben, zue dem jez diß genempten priester Dietrich vnd vernachtet by jm. Vnder andern wortten fraget der priester von dem knecht, wannen er wäre oder wo er säße mit wesen? Vnd antwurt jm der knecht: „Ich bin vom schwargwald vnd sitzen oder wonen an einer statt, wird genempt das tottmoos vnd hatt also sinen namen darum, das es ein breite vnd

ein moß so tieff ist vnd so vnglückhafftig, es syg mensch oder roß, oxsen oder tier, die da kument in das mauß (Moos), es mueß verderben vn allen zwiffel. Von der selben statt bin ich wonen vnd suech min narung mit surer arbeit miner henden." Do sprach der priester widerum zum knecht: „Kenst du das ort, do da flüß ein bach, ist gnempt twerri?" Der knecht antwort: „Ja, ich ken sy vast woll, wann ich mit minem huß gsin bin stetteflich daselben wonen." Vnd der priester fraget ferrer: „Magst du mich nit zue der selben statt fueren?" Do antwort im der knecht: „Gewalt es üch, so mag ich üch woll dahin fueren."

Do es nu am morgen frue ward, der priester mit sinem knechten was gon mit dem obgenambtem treyer, vnd do er kemme zue dem vorgenempten bach, mit namen twerr, vnd gfunden hette die zeichen, die im die selig muetter gottz vnd jundfraw Maria verkunt vnd vorgseit hett, do ward er gang mit ingrund sines herzen erfröwet, vnd fieng an mit sinen knechten uffrüten das gstüd vnd abhowen die böm, vnd bawt da ein hüßlin, in dem er saß, zue gleicher wiss als im gheissen was vnd begeret zue bowen ein kilchen in der Er der jungfrowen Marien, vnd mocht nit erkennen oder wissen den uffgang der sunnen vor der witte vnd größe des schatten, der do was gon von den bömen, die da stunden, davon er vast was truren. Also an einer nacht sach er die seligen jungfrowen Marien vnd zue im sprechen: „Gang zue der statt, die da wird gnempt der schönen bühel, da wirst du finden ein bom ston, ist haben das zeichen des heiligen crüz, den bom solt du abhowen, und an welchem ort du wurst sehen vallen den dolden oder die höhe des boms, da solt du bowen ein kilchen vnd setzen den Altar bim dolden des boms." Der priester was sich frowen von der erschinung der muetter goß und thedt nach dem als im gheissen was. Vnd bōwt ein hülcene kilchen in der Er der heiligen jungfrowen Marien, deren er in der selben statt hatt dienet gar vill mengen tag.

Do aber der selb erwürdig priester Dietrich in der vorgeņempten statt nit mocht haben notturfft sins libs, do kam er gangen zue dem durchluchtigen man grauffen von habspurg, mit namen Rudolffum, darnach Römischer Künig. Der hatt

vill gmainfamy zue dem diß gnempten priester. Von dem grauffen er milteflich vnd guetteflich emphanen ist, vnd von im gefrauet vnd gforderet, von was vrsachen er zue im kummen syge? Do fieng der priester an, dem grauffen sagen die erscheinung der heiligen jungfrowen vnd muetter Marien im totmoss vnd die zeichen die da gschehen sind, vnd wie er daselben wäre wonen mit grosser pin zittlicher narung vnd andern notturfftigen dingen, und hatt den grauffen Rudolfum, daz er von ansicht gottes vnd zue ablaß der selen seines vatters vnd muetter vnd aller seiner vorsearen vnd nachkummen, uff seiner miltefeit Etwas hillff und guez mitteilte der vorgnempten stat tottmauß, damit ein priester möchte sich uffenthalten und versehen die kilchen. Do aber der grauff was hören die zeichen vnd wunderlichen ding, die da warend gschehen in dem bow der kilchen im tottmauß, do sprach der grauff zum priester: „Her Dietrich, ir söld wissen, vnd welt ich nit gnad und hillff thuen der kilchen im tottmauß durch got vnd seiner heiligen muetter Marien, so welt ich doch der selben statt gnad thuen angesehen üwers bittz vnd diensten, die mir von üch zum dicfern maull gschehen sind. Denn ich vnd mine knecht hond mengmaull üwers brotts gnossen uff dem gelegt.“ Vnd frauet der grauff den priester: „Was wend ir, daz wir söllent thuen oder geben der kilchen unser lieben frowen im tottmauß?“ Der priester antwurt vnd sprach: „Ich bit üch, daz ir der vorgnempten kilchen gebent, die ich buwen han in der Er der heiligen jungfrowen und muetter Maria, den wald, der do würt gnempt im gheld, by dem bach gnempt twerr, das ist einenthalb des bachs, als twerr entspringet vnd für sich usgaut so verr als üwer gwalt ist.“ Darum der grauff Rudolfus der begird des priesters aller gernest vnd gunstlichen was verwilgen vnd gunnen den vorgnempten wald gegen der kilchen in tottmauß, als vorgeschrieben stautt, hant gaubet ewenentflich gott vnd der seligen jungfrowen Marien vnd der kilchen in tottmauß zu einer ablauffung seiner sel vnd aller seiner nachkummen.

Darnach fraget der grauff Rudolfus den priester Dietrich, was frucht er möcht haben oder davon kummen von dem vorgseiten wald in ghelde? Der priester antwurt vnd sprach:

„Ich mag kein frucht davon haben denn allein ich will machen ein Rütli da, von deren ich mög haben höw (Heu) minen tierlinen (Thierlein = Vieh).“ Vnd seitt der priester dem grauffen, daz da were ein knecht zue G e r e n s p a c h mit sinen kinden vnd mit dem zuenamen der hagenbach, der hette einen ymen (Immen = Bienen) in dem vorgenemten walde, vnd begeret der priester an den grauffen, daz er bütte demselben hagenbach und allen sinen nachkommen vnd allen dienen, die in nachkommenden zitten wurdint wonen im vorgsprochen walde, daz sy järlichen gebend den zehenden von dem ymen vnd von allen dingen, von dienen sitt und gwon ist, zue geben den zehenden, zue ewigen zitten der kilchen vnser lieben fromen im tottmauß. Vnd da verwilget der grauff Rudolff von habsburg den bitt des priesters, vnd hant das gestet vnd gevest mit sin gewalt. Vnd der ding sind zügens (Zeugen): Arnold ein edler man von Minselden, Heinrich Rutthart von herischwand, Conrat Schmit von zell vnd sine sün, Hans und Conrat Berchtold von segerdon, vnd vil ander erber lütt, dien woll ze glouben ist.“

(Aus einer St. Blasischen Pergamenthandschrift, abgedruckt in Jos. Vaber's Fortsetzung von Pahl's „Herda.“ Neue Folge. 1. Band. Freiburg, 1841. Verlag von Herder.

Gründung des Klosters Neuenzell.

„Die Freyherren von T ü f f e n s t e i n haben ire Behausung oder Schloß gehapt vsserthalb Gernwyl, an der Albhalben genannt, gegen Rueßwyl, nach an der Alb gelegen, an welchem orth noch das gemeur des Schloß zum thail stadt, aber vnbehauset und zergangen. Der zeit als sy da gehauset hand, habend sy vil gerechtighait gehept allenthalben vff dem Walde, an leutten und an guettern, als sollich hernach beschriben ist. Vnd haben namlich auch ain Sig gehapt mit einer behausung, da jetzt die Neuenzell stadt. Zu dem ist iren gesein der frey Wald, der zell Bruel vnd anders darumb gelegen, des sy in nung vnd in gewerr ingehapt hand von anfang ires geschlechts bis vff die zeit ir Stiftung der Zell, vnd als man in

alten geschrifften findt, die zaigen an, das vnder disen herrn von Tüffenstein gesin sind zwen Brueder, der ain Herr Hug, der ander Herr Diethelm, beid Freyherren von Tüffenstein. Dise zwen herren haben ingehept bey iren zeitten den freyen Waldt, auch etlich fiedhen, höff und guetter, so herumb den freyen Waldt gelegen sind, auch etlichß vff dem Werrenberg, etlich vnz an die Werr vnd gegen der Schluecht. In disen gezirckhen vnd gegnen haben sy vil gerechtighait gehapt an freyen vnd aignen leutten, vnd sunst an guettern vnd gerichtten. Dan die alten vrfhunden vßweisen, das die freyen leutt, so gewont haben von der Enge zu Schaffhausen biß in die Mezger Dum zu Straßburg, haben all in ire gericht gehört vnd jnen all gerechtighait von der aigenschafft als Hulden, Schweren, Libfâl muessen geben vnd thun.

Herr Hug der hat sein thail, was jm mit erblicher gerechtighait zugestanden ist, dem goghaus Sant Blasien geben, und ist darmit in das goghaus gangen, vnd den Orden angenommen, vnd sein leben allhie mit andacht verschliffen, vnd in ainem seligen end gestorben vnd bey andern freyherren und vom Adel begraben. Hern Diethelm ist zu seinem thail zugestanden der Zellbruel vnd der frey Waldt, da bawt er ain kilch zu der behausung, in der ehr sancti Cyriaci, sancti Georgii et sanctae Mariae Magdalенаe, vnd als die kirch gebawen und geweiht war, gab er jr den namen Neuenzell. Sölliche kirch vbergab er dem goghaus Stain ob Schaffhausen am Rhin, mit dem Zellbruel vnd dem freyen Waldt biß an den Schwarzenbach sampt etlichen guettern, so umb die kirch lagen. Darmit gab er auch alle die freyen leuth mit allen rechten vnd gerichtten, wie sy die von Tüffenstein ingehept vnd genossen hatten. Vnd stadt ordentlich, als er dise goggab übergeben habe, da hab er Zwing und Bann genamsset, wie sy dann zu disem haus vorhin gehört, namlich bis an den alten Winweg, so durch den Bruel uffgabt, von dem beschlechten Brunnen vnz an Sant Blasins Waldt, als die schneesleiffi gabt, vnd hat sollichß ernempt zu merer vrfhundert vor den erbarn leuthen darumb gessen, Heinrich Ruchen, Heinrich Eberstein, Arnold Federli, Burkhart sein brueder, Heinrich Weber und deren vil, mit disem bescheid, das sollichß alles nunner in

die ewigkait diser kirch vnd denen, so irer warten mit singen vnd lesen, zugehörig sein soll und pleiben. Vnd als er die gog- gab vbergeben hat, do hatt der Abbt zu Stain zwen gaislich münch vß seinem convent dahin gethon, dise stiftung mit bätten vnd anderm zu versehen, vnd ist diser freyherr in dasselbig klo- ster gangen und darin den Orden auch angenommen vnd mit strengen andächtigem leben da sein zeit verschliffen. Die zwen ersten Religiosen haben jr namen gehapt Heinrich vnd Rüpoldus.

Weiter so findt man beschriben, das graff Rudolf von Hapsburg nach etlichen jaren ain widerwillen gewonnen hat wider die münchen zu der Neuenzell, der ursach, das die herren von Tüffenstein jnen etwas in fründtschafft verwandt waren vnd sy ire herrligkhaiten dem graffen entzogen hatten vnd an die clöster gehenkht, dadurch der vnwill erwuchs. Vnd weret der haß vnd zankh etwas zeits biß die münch zu der Neuenzell daruß vertriben und hinweg zogen wider gen Stain. Daruff fuer der graff zu vnd nam Neuenzell in sampt allem dem, das darzu von denen von Tüffenstein ge- geben worden was.

Als nun söllichs beschehen ist von graff Rudolffen, do ist nach etlicher zeit ain thäding zwischen jm vnd dem Abbt von Stain von wegen der Neuenzell gemacht worden, das der Graff von Hapsburg sollt geben vnd erlegen für Neuenzell vnd zugehörd fünffhundert Markh silbers, und sollt also Neuenzell, der frey Waldt, die freyen leuth, die dörfer vnd höff darumb gelegen, der graffen von Hapsburg sein. Also ist söl- lichs an die graffen khomen mit gericht vnd recht, hieben, freyen vnd aigen leuthen, vom Werrberg vnz an die Werren vnd fürbaß vnz in das Breißgöw vnd an die Schluecht.

Weiter so wird angezaigt, wie graff Rudolf von Hapsburg disen khauff gethon, hab er das Hailthumb Sant Cyrillen haupt mit anderm Heilthumb hinuß lassen tragen gen Howenstein, da soll er morndrigs (Morgens darauf) wider vff dem fronaltar zu der Neuenzell gestanden sein. Da hat er söllichs widerumb lassen hinuß tragen, vnd das die nacht lassen verhuetten, do sind dieselben wächter all vnfinnig worden, vnd ist das Hail- thumb aber morndrigs widerumb zu der Neuenzell vff dem fronaltar gestanden, welches für den graffen khomen ist.

Do ist er des vbel erschrockhen seines fürnemens gegen der kirchen vnd der gaislichen bruedern, die da gewont haben, das ers vertrieben hat vnd also das gotzheuslin gelaidiget. Do hat er gleich vnd vnverzogenlich ainen Priester widerumb dahin geordnet, der da die kirchen versehe vnd da gott mit singen vnd lesen ewiglichen dienen sölle, vnd hat disem Priester vnd allen denen, so der kirchen dienen vnd warten, in ewigkhait geben vnd verordnet ab seinen freyen guettern, die er vff dem waldt gehept hat, vil zins vnd gülden zu Ober- vnd Nideralpffen, Niderwyl, Eschbach, Gais, Banholz, Birchingen, Brunadern, Happingen, Gerwyl, Rogel, Razingen, Streitmatt, Willasingen, Wittenschwand, Urberg vnd Wolpatingen. Weiter hat er an die kirch vnd allen denen, so jr wartten, zu den obgemelten gülden widerumb geben den großen Bruel an der Neuwenzell vnd den freyen Waldt bis an den Schwarzenbach, sich darvon vnd darauß zu erhalten.

Also ist der Freyherren von Tüffenstein guett vnd gerechtigkeit halb an das gotzhaus Sant Blasien, vnd das ander halbt hail an das gotzhaus Stain oder an die graffen von Hapsburg thomen. Vnd dieweil der Herren von Tüffenstein weiters meldung beschicht, so ist söllichs auch anzuzai gen. Man findt, das ainer diser zeit mit namen herr Hugo dem gotzhaus Sant Blasien vberantwort hab seinen hoff zu Tegerfelden von wegen des raubens von jm an dem gotzhaus beschehen. Dann nachdem die von Tüffenstein abgangen waren, vnd dieser Hug noch allein vorhanden, do beduret jn, das die guetter von sinen vorsehen an den gotzheuser thomen vnd etlich jn des graffen von Hapsburg handen waren. Da lehnet er sich vff wider das gotzhaus vnd wider den graffen, vnd hueb an vnd raubet, und nam was jm werden mocht. Das trib er bis das der graff sich auch wider jn uffmacht, vnd jn bekriegt vnd belegert. Vnd ist das Schloß Tüffenstein gewüßlich domals ze grund gericht. Da ward darunter mit jme gehandelt, das er dem gotzhaus für sein schaden den obgemelten hoff zu Tegerfelden vbergab. Was er aber dem graffen geben hab, waißt man nit. Denn das entlich die meinung gsin ist, das sich dieser Hug von Tüffenstein erst wider den graffen gesetzt hab und andere, so jme anhengig gewesen sind, vnd hat jme selbs, nachdem

Tüffenstein zerbrochen ward, ain vnderhaltung vnd behau-
fung gemacht an dem Urbach, in dem Bilssteinflue genannt,
vnder Urberg. Da sol er sich etlichß zeits erhalten haben vnd
darauß aber angriffen, geraubt vnd genomen, was er hat mö-
gen ankomen. Es sagen auch die vmbfassen, das noch guette
anzeigung siße in diesen felsen, das es ain zimliche bewonung
gewesen syg. Als nun diser von Tüffenstein nit hat wel-
len nachlassen, do ist von dem grafen von Hapsburg ver-
ordnet, das täglich vff in gehalten ist worden. Da het es sich
begeben, das ain einziger Reutter an der Alb vff in gewartet
und gehalten, der hat in erstochen."

(Neuenzell, das jetzige Pfarrdorf Unter-Isbach, liegt vom
Amtsorte St. Blasien 1½ Stunde südwestl. entfernt, in einem engen
Seitenthale — Obiger Aufsatz ist ein in Jos. Bader's Fortsetzung von
Pahl's „Herda" (1. Band, neue Folge, Seite 93 ff.) abgedruckter
Aufsatz aus dem liber originum monasterii S. Blasii des Abts Caspar
vom Jahr 1550, in ächt altschwarzwäldischer Schreibart.)

Die Nixen vom Schluchsee auf der Hochzeit.

Zwei Schwestern, zwei Nixen vom Waldschluchsee,
So duftig wie Thau, so zart wie der Schnee,
So leicht, wie die Nebel verwehen —
Die hüpfen zum Vater, dem Alten so grau:
„Ach Väterchen, laß uns hinab in die Au,
Zur Hochzeit möchten wir gehen!"

Der Alte nickte das bärtige Kinn
Und sprach: „Ihr Töchterlein, geht nur hin,
Und laßt es euch baß behagen;
Doch, kommt ihr zurück nicht zu rechter Zeit,
Eh' die Unke ruft und der Schuhu schreit,
Hat's Sterbestündlein geschlagen."

Da hüpfen die Nixen zur Grotte hinein,
Zu heben den Puz aus forallenem Schrein,
Und aus der kristallinen Truhe:
Ein seegrün schimmerndes Festgewand,

Korallen und Perlen und schiffenes Band
Und zierlich geflochtene Schuhe.

Nun tauchten sie auf aus Grotten so tief
Im See im Walde, der schweigend entschlief
Im abendlich hegenden Dunkeln,
Und huschten im rauschenden Schilfe hervor
Und eilten hinab durch das buschige Moor;
Die Spuren der Flüchtigen funkeln.

Die Pfeifen ertönten, die Zither erklang
Im Dorfe zum Tanze die Tenne entlang,
Und lustig schwirrten die Geigen,
Und Burschen und Jungfern, so schmuck zu erschau'n,
Und rüstige Männer und wackere Frau'n,
Die drehten sich flink in dem Reigen.

Da traten die Fräulein vom See herein
Mit leuchtenden Augen und glitzerndem Schein
Von seegrün schimmernder Seide,
Verneigten sich gegen der Gäste Schaar,
Und grüßten so freundlich das bräutliche Paar
Im hochzeitprangenden Kleide.

Wohl faßte die Burschen und Jungfern ein Graun,
Dieweil sie die Nixen vom See da schaun
In ihrem gespenstigen Glanze;
Doch zwei von den Burschen, wacker und kühn,
Die suchten sich ihrer Gunst zu bemühen
Und forderten feck sie zum Tanze.

Die Pfeifen ertönten, die Zither erklang
Zum Tanze die Tenne des Hauses entlang,
Wie tanzten die Nixen so schaulich!
Wie kosteten sie minnig im wechselnden Scherz,
Da ward es den Burschen so warm um's Herz,
Da ward es den Tänzern so traulich! —

Doch als es nun gegen die Mitternacht war,
Da wurden die Augen, sonst immer so klar,

Der Niren nun trüber und trüber:
 „Ach, lieben Freunde!“ sprachen sie leis,
 „Jetzt ruft uns des Vaters strenges Geheiß,
 Wir müssen zur Heimath hinüber.“

Die Tänzer baten so innig, so lang,
 Da widerstanden sie nimmer dem Drang,
 Und sprachen zu ihnen mit Leiden:
 „Ach, wie's vor der Strafe so sehr uns bangt!
 Ach, bis wir hinüber zum See gelangt,
 Geleitet uns freundlich, ihr Beiden!“

Drauf eilten sie fort von dem Hochzeitstanz,
 Und wie sie gingen im Mondesglanz,
 Da horchten die Schwestern mit Grausen:
 „Ach, hört ihr wohl, wie der Vater keift!“
 Die Burschen aber die Angst ergreift,
 Die hörten den See nur brausen.

Jetzt standen die Niren am schilfigen Rand
 Und reichten den Burschen die weiche Hand
 Und ließen sich herzlich küssen,
 Und lispelten: „Ach, wir werden vielleicht,
 Wenn nicht des Vaters Groll von uns weicht,
 Auf immer uns trennen müssen!“

„Doch bleibet jetzt hier am Ufer steh'n
 Und harrt, bis daß wir euch nicht mehr seh'n;
 Jetzt tauchen wir uns hernieder,
 Und wenn es tief unten tobet und bebt,
 Und wenn sich der See blutschäumig erhebt:
 Dann sehn wir uns nimmer wieder.“

Verschwunden waren die Niren im Nu,
 Die Wellen schlagen dem Ufer zu,
 Wo ängstlich die Burschen lauschen;
 Die Thurmuhr fern schlägt Mitternachtszeit,
 Die Unken rufen, der Uhu schreit, —
 Bang tönet des Schilfes Rauschen!

Doch horch! hat's nicht tief unten gedröhnt?
 Hat's nicht tief unten im See gestöhnt,
 Wie schmerzlich dumpfes Gewimmer?
 Und plötzlich seh'n sie, von Schreck erbebt,
 Wie sich blutschäumig die Welle hebt
 In Mondes verbleichendem Schimmer.

Wohl floh'n sie von Angst ergriffen fort,
 Wohl mieden sie fürder den einsamen Ort,
 Der Zeuge des Spud's gewesen;
 Doch sind seit jener Mitternachtszeit
 Von kranker Liebe und Traurigkeit
 Die Bursche nimmer genesen.

S. Schulz.

(Dieselbe Sage spielt noch an zwei andern kleinen inländischen
 Seen, im Schwarzwald und im Elsenzgau.)

Der Hauenstein.

Sehet dort auf jenen Höhen,
 An des Klausners Zelt vorbei,
 Trümmerndes Gemäuer stehen,
 Ragen in die Lüfte frei.

Gräßlich thut's dort oben hausen,
 Dumpfes Stöhnen wird gehört;
 Schauervoll vernimmt man's sausen,
 Wo das Bergschloß liegt zerstört!*)

Lang in dieses Schlosses Mitte,
 Hohen Muthes, ungeschwächt,
 Treu der alten, wackern Sitte,
 War ein ritterlich Geschlecht.

Lebte froh und lebte bieder,
 Bis, von Habsucht arg gefaßt,
 Die zwei letzten, welche Brüder,
 Mordbegierig sich gefaßt.

*) Wer bewundert nicht die grausenhafte Majestät dieser Strophe!!

Unfern von den grünen Wiesen,
Die hindurch ein Bach sich schmiegt,
Sich die Brüder niederstießen,
Wo die schmale Stelle liegt.

Drum verweilet tiefe Trauer,
Weilet immer grausend da,
In den Lüften Geisterschauer,
Wo die blut'ge That geschah.

Jährlich an demselben Tage
Flammen werden zwei gesehn;
Mit dem mitternäch't'gen Schlage
Gräulich hört man dort es gehn.

Und die Flammen kommen wieder
Wo geschah der Brudermord,
Bis sich gegenseitig Brüder
Retten einst das Leben dort.

König Ludwig von Bayern.

Die Burgfrau von Hauenstein.

I.

Von der Burg zu Hauenstein
Zieht der Herr hinab zum Jagen,
Läßt im Haus die Frau allein,,
Ohn' ihr seinen Gruß zu sagen.

Und er zieht mit finstern Muth
Fort und fort auf raschem Pferde,
Ob sich in der Morgengluth
Nicht sein Gram verlieren werde.

Von dem Schloß treibt's ihn davon,
Aus des schlimmen Weibes Nähe,
Lange, lange wünscht er schon,
Daß er nimmermehr sie sähe.

Und so will er auf die Birsch,
Fängt der Tag kaum an zu grauen,

Ob vom Rehbock oder Hirsch
Keine Fährte sey zu schauen.

Zieht er fort, steht gleich erfreut
Seine Frau auf hoher Zinne,
Spähend, ob geneigt die Zeit
Zu verbotnem Spiel der Minne.

So auch schaut sie fest in's Thal,
Reich geschmückt in Gold und Seide:
„Rehrt zu bald nicht, Herr Gemahl,
Zum Verdruß mir und zum Leide!“

Als sie sicher glaubt den Ort,
Spricht sie lachend, spött'scher Weise:
„Ist die Raze einmal fort,
Tanzen hopsa! gleich die Mäuse.“

Darauf öffnet sie die Thür,
Schnell, als ob sie Eile habe,
Und ein Knecht tritt ein zu ihr,
Wohlberedt, ein feiner Knabe.

Sicher sind sie vor Verrath,
Lauscher hegt nicht das Gebäude,
Wann der Herr spät Abends naht,
Scheinen züchtig wieder Beide.

Hoch in's Fenster doch herein
Schaut der Wald mit tausend Zweigen,
Schüttelnd sich, als sprach' er: nein!
Nimmer werd' ich das verschweigen!

Durch die schmucke Halle hin,
Ungefragt die Lüfte jagen;
Weib, sei keine Buhlerin!
Scheinen mahnend sie zu sagen.

Zornig rauschen über's Wehr
Unten tief des Rheines Wogen,

Schauen wollen sie nicht mehr,
Wie da Treubruch wird gepflogen.

Doch nicht stören läßt sie sich,
Ihrer Sünde zu genießen; —
Aber wirst, o Lied, du dich
Auch so freudig für sie schließen? —

II.

Rühn empor aus Felsengrunde
Steigt die Beste Hauenstein,
Unten liegt in halber Runde
Dran das Städtchen still und klein.

Aber wo des Waldes Buchen
Hinten an dem Schlosse stehn,
Will der Rühnste nicht versuchen,
In die Nähe hinzugehn.

Und an sonnighellen Tagen
In der warmen Mittagsstund'
Schallt es durch den Wald, wie Klagen,
Aus der Felsen tiefstem Grund.

Und wo licht der Wald sich findet,
Bietend freies Lager dar,
Hoch heran vom Abgrund windet
Sich ein riesig Schlangenpaar.

Und sie dehnen und sie strecken
Schillernd sich im Sonnenlicht,
Wer es wagt, sie aufzuwecken,
Der entrinnt dem Tode nicht.

Hoher Preis ist längst geboten,
Welchem es gelingen kann,
Dies Gewürme auszurotten,
Das viel Unheils schon gethan.

Endlich will das Kühne wagen
Einer armen Wittwe Sohn,
Daß der franken Mutter Klagen
Stillen mag der reiche Lohn.

Und des Nachts, ohn' längres Weilen,
Eilt er aus der Wohnung fort,
Und wo Tags die Schlangen weilen,
Legt er Keißig um den Ort.

Tags darauf, als sie sich reden,
Dehnen in dem Sonnenlicht,
Eilet er, ihn anzustecken,
Und rasch auf die Flamme bricht.

Rings sind sie von Glut umzogen,
Ringsum loht und brennt der Wald;
Und das Feuer hat erflogen
Hoch des Schlosses Giebel bald.

Buhlend hält die Frau umfassen
Da der Knecht, der schlimme Wicht;
Wie auch zischen Glut und Schlangen,
Sie allein nur hören's nicht.

Doch zum Fensterbogen schauen
Flammen schrecklich nun herein:
Können's Niemand wir vertrauen,
Wollen selbst wir Rächer seyn!

Und die glüh'nden Arme schlingen
Sie mit Macht um ihren Leib,
Und in tiefen Qualen ringen,
Schmachversühnend Mann und Weib.

Doch die Flammenzungen schlagen
Immer wilder um das Haus,
Bald in's Thal die Trümmer ragen,
Rings Entsetzen nur und Graus.

Unten todt die Schlangen liegen,
Oben ist es dumpf und still,
Wie wenn richtend Gott verfügen
Ob verstorbnen Sündern will.

Als der Herr die Jagd geendet,
Liegen sieht in Schutt sein Haus,
Hat er stumm sich abgewendet,
Reitend in die Welt hinaus.

Fern von dem entweihten Orte
Trägt er seines Schmerzens Wucht,
Doch er hat mit keinem Worte
Je der Sünderin geflucht.

Wagner von Laufenburg



Waldstädte und Umgegend.



Die Sage vom Schloß Bieladingen.

Oberhalb dem waldigen Thale der Hauensteiner Murg, ungefähr eine Stunde vor ihrer Ausmündung in den Rhein zwischen Laufenburg und Seddingen, liegt auf sonniger Höhe das Dörfchen Bieladingen und unfern davon, in wildromantischer Umgebung, befinden sich die Trümmer des gleichnamigen Schlosses der ehemaligen Herren von Bieladingen, die, wie die meisten dieser Adelsgeschlechter, schon vor dem 15. Jahrhundert erloschen und deren Namen nur diese Mauern und wenige Urkunden aus den Jahren 1268, 1297, 1314 und 1529 erhalten haben. —

Wenn der Besucher sich der Ruine naht, so wähnt er die zerrissenen Mauern und den hoch über den Wald emporragenden Thurm, der von steiler Felswand sich erhebt, jeden Augenblick zusammenstürzen und in das tief eingeschnittene, schluchtenartige Thal, durch welches die Murg in ihrem mit Felsblöcken angefüllten Bette tosend dahinschäumt, hinabsinken zu sehen. Möchte dieses auch von den zum Theil noch in halber Höhe stehenden Ring- und Burghof-Mauern eher eintreffen, so ist dies doch keineswegs der Fall bei dem aus mächtigen, theils länglich, theils viereckig behauenen Granitbruchsteinen aufgeführten Thurm, der 112 Fuß im Umfang und etwa eben so viel in der Höhe haltend, obgleich der schützenden Bedeckung beraubt und, wie ein Theil des übrigen Mauerwerks, mit Nadel- und Laubholz malerisch bewachsen, noch wenig Spuren drohenden Verfalles zeigt, und wenn nicht Menschenhände seine

Vernichtung herbeiführen, noch Jahrhunderte allen zerstörenden Natureinflüssen trogen wird.

Von diesem einstigen Schlosse hat man folgende Sage :

Die Bewohner dieser in frühern Zeiten von dichten Wäldungen umgebenen Burg waren Raubritter, die, begünstigt durch ihre Lage und so nahe dem durch Verkehr belebten Rheinthale, ein sträfliches, jedoch für sie einträgliches Gewerbe trieben. Einer derselben besaß eine Tochter, die allgemein als Musterbild weiblicher Vollkommenheit sowohl an Geist als Körper galt, ohne daß jedoch Bewerber um sie sich eingefunden und anzumelden getraut hätten, weil sie der Habsucht des Vaters willkommenene Beute geworden wären. — Auch der Sohn eines angesehenen, entfernter wohnenden Ritters hörte von der schönen Tochter des Belagerers im Murgthale und faßte den Entschluß, verkleidet und als armer Fremdling dieselbe zu sehen und kennen zu lernen. Es gelang ihm, in das Schloß aufgenommen zu werden und einige Tage Aufenthalt darin zu erlangen, während welcher Zeit er Gelegenheit fand, des Schloßbewohners einzige Tochter zu sehen, ja sie einmal selbst ohne Zeugen zu sprechen, wobei er sich zu erkennen gab und, hingerrissen von ihrer Schönheit und Huld, ihr offen seine innige Liebe gestand. Auch die Jungfrau schien für den schlanken kräftigen Jüngling Zuneigung zu fühlen und beide gelobten sich unverbrüchliche Treue. Der junge Ritter ging wieder in seine Heimath zurück und machte hierauf verschiedene Kriegszüge mit, nach deren Beendigung ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der holden Bewohnerin des Schlosses Wieladingen ergriff. Er gelobte eine wohlthätige Stiftung zu gründen, wenn er die Geliebte seines Herzens noch gesund und unwandelbar in ihrer Treue finden würde, doch als er daselbst ankam, fand er das Schloß zerstört, als gerechte Strafe für die verübten Raub- und Gewaltthaten des zügellosen Bewohners desselben; weil es, wie man ihm erzählte, der Ritter nicht habe übergeben wollen, sey es zuletzt angezündet worden, wobei sämtliche Bewohner, darunter auch die Tochter, theils durch das Schwert, theils in den Flammen ihren Tod gefunden. Als der junge Ritter den Tod seiner Geliebten vernahm, rannte er im ersten Anfall der Verzweiflung noch einmal zum zerstörten Schlosse zurück.

und stürzte sich von da in die Wellen der wildfluthenden Murg hinab, die ihn für immer verschlangen. Sein Geist soll aber bis heute in der Gegend umirren, denn oftmals sehe man eine edle Gestalt den Wald durchziehen und händeringend zur öden Burgruine hinaufjammern. Doch thue der Geist nie Jemanden Etwas zu Leid, es schiene vielmehr, als ob er die Menschen fliehe. Daß er so lange umgehe, sagen die Leute, käme daher, weil sein Gelübde zur Gründung einer wohlthätigen Stiftung nicht erfüllt worden sey.

Klein-Lausenburg.

Joseph Anton Rueb.

Hans zu der Gige.

Ungefähr $\frac{3}{4}$ Stunden vom Schlosse Wieladingen und $\frac{1}{4}$ Stund oberhalb dem Pfarrdorfe Murg, auf einem Vorsprunge der sogenannten Egghalde, von wo man lohnende Aus- und Niederblicke auf den unten dahin fluthenden Rheinstrom und jenseits desselben in das Frickthal und auf die Höhen des Jura genießt, sieht der Wanderer nur noch einige Mauerreste des ehemaligen Schlosses R i c h b e r g, von dem geschichtlich eben so wenig bekannt seyn wird, als von dem obgenannten. — Im Munde des Volkes hat sich von ihm noch folgende Sage erhalten:

Ein Ritter von diesem Schlosse, Namens Hans, trieb wie Jener von Wieladingen die Straßenräuberei, schlau und frech zugleich. Am liebsten zog er als Fiedler verkleidet auf den Straßen umher, spielte vorüberziehenden Kaufleuten auf und ließ sie dann durch seine Gefellen, die sich immer in der Nähe versteckt aufhielten und deren Pferde mit verkehrten Hufeisen beschlagen waren, damit die Verfolger irre geleitet werden sollten, berauben. Auch gebrauchte er seine Tochter als Lockvögelchen, um unerfahrene Jünglinge anzufirren und so von ihnen Geld zu erpressen. Hans, welchen das Volk seiner Fiedlerstreiche wegen „zu der Gige“ benannte, soll mit seiner Tochter ein schlimmes Ende genommen haben und noch jetzt könne man zuweilen ihre gespenstischen Erscheinungen sehen, so z. B. einen Reiter rücklings auf einem schnaubenden schwarzen Rosse eine Geige in

den Armen, oder beim Eingang des Schloßplatzes eine schwarzgekleidete Frauengestalt, eine mit Kostbarkeiten aller Art angefüllte Truhe bewachend und sehnlich auf Erlösung harrend, welche doch nur dann erfolgen könne, wenn sie von einem durchaus reinen Jüngling einen Kuß erhalte, welches Liebeswert dann mit dem reichen Schaze belohnt werde; doch so groß auch das Verlangen darnach sey, Keiner habe zu dem Erlösungskusse sich noch verstehen wollen, da Jeder, der diesen Versuch mache, aber hinsichtlich seiner Keuschheit sich nicht fleckenlos bewahre, einen schlimmen Ausgang zu gewärtigen habe.

J. M. Aueb.

Tänze auf Kreuzwegen.

Auf dem Hauensteinischen Schwarzwald und im benachbarten Frickthale geht folgende Sage im Volksmunde:

Wenn vor Zeiten in diesen Gegenden tugendhafte Mädchen zwischen dem Tage des Verlöbnißes und jenem der Trauung als Bräute starben, so mußten sie so lange ruhelos umherirren und auf Kreuzwegen ihre Tänze halten, bis ihr Bräutigam, der nicht mehr heurathen durfte, ebenfalls gestorben war. Auf diese Art wurden auch früh im Leben Getrennte dennoch im Tode wieder vereint. —

Wenn aber ein Mädchen starb, welches ihrem Verlobten untreu geworden war, so mußte ihr Geist an einem Kreuzwege so lange sich aufhalten, bis zur Mitternachtstunde ein Mann vorüberging, der, die Liebe seines treuen Weibes verschmähend, auf sündhaften Wegen wandelte und demselben Leid und Schmach zufügte. Das gespenstische Mädchen tanzte dann mit dem Unglücklichen so lange bis er todt dahinsank, woselbst er ruhelos bis zum Tode seines Weibes sich herumtreiben mußte.

J. M. Aueb.

Der Karsauer Wein.*)

Gehst je du durch Karsau,
 So nimm dich wohl in Acht,
 Daß du von Mann und Frau
 Nicht kriegst 'ne Prügeltracht.

Dazu bedarf's nicht viel,
 Und die hat man sogleich,
 Als wär' ein Kinderspiel
 Alldort der Knüttelstreich.

Halt' beide Taschen zu,
 Geh' stumm das Dorf entlang;
 Wärest noch so tapfer du,
 Beflügle deinen Gang.

Sonst rennt gleich Jung und Alt
 Herbei und schimpft und schreit,
 Und giebt ohn' Aufenthalt
 Hinaus dir schlimm Geleit.

Man sagt Karsau zum Tort,
 Sein Wein sey also gut,
 Wie er an keinem Ort
 Mehr solche Wunder thut.

Komm' eine Tasche nur
 Von Fern dem Wein dort nah',
 Sey plötzlich jede Spur
 Von ihr verschwunden da.

Sie ziehe sich durch ihn
 Zusammen also sehr,
 Daß, wer die Hand darin,
 Auch sie damit verlör'.

Gehst du nach Karsau je,
 Nimm Hand und Sack in Acht,
 Sonst bringt es dir nur Weh,
 Und du wirst ausgelacht!

Wagner von Laufenburg.

*) Karfau, ein, wie Sipplingen am Bodensee, durch die zusammenziehende Perle seines Rebensaftes berühmtes Dorf, 3 Stunden von Seddingen.

Die Wölfe.*)

Auf des Rheines blauen Wellen
Zieht dahin ein schnelles Schiff,
Zieht vorüber Städte, Burgen,
Dorf und Wald und Felsenriff.

Pilger sitzen viel darinnen,
Kommend von dem Gnadenort,
Rehren mit Gebet und Liedern
Wieder nach der Heimath Port.

Pilger sitzen auch darinnen
Muntern Schlages, frischen Bluts,
Denn das Bad, wo man genesen,
Läßt man immer frohen Muths.

Fröhlich sind von Herzen Alle,
Hundertdreißig zählt die Schaar,
Zwei nur scheinen bang und traurig,
Aller Erdenfreuden baar.

Weinend sitzt da eine Mutter,
Ach! von greisen Haaren schon,
Und mit jammervoller Miene
Neben ihr der franke Sohn.

Irr und wild sind seine Sinne
Wohl seit langen Jahren her;
Alle Bäder und Arzneien
Machen Den gesund nicht mehr.

Wie die Einen in dem Schiffe
Innig beten immerfort,
Und die Andern scherzen, lachen,
Sprechen Die kein einzig Wort.

*) So heißt eine für die Schiffer höchst gefährliche Stelle im Rheine, der sich hier durch mächtige Klippen Bahn brechen muß; zwischen Laufenburg und Seddingen.

Da erbrauset aus der Ferne
Wildes Tosen und Gefrach,
Wie wenn über Felsenflippen
Wellen stürzen wild und jach.

Und mit blödem Starren hebet
Sich der Kranke nun voll Hast,
Und mit flehenden Geberden
Er die Mutter fest umfaßt:

„Mutter! o dein Herz war immer
Fromm vor allen, treu und gut,
Warum hast du doch uns heute
Anvertraut der falschen Fluth?

„Weißt, o Mutter, du denn nimmer,
Daß Der wohl der schlimmste Feind,
Der im Herzen Tücke heget,
Und von Außen freundlich scheint?

„Hörst du nicht, o Mutter schallen
Dort von fern das Wolfsgeheul?
Ja, zum Fraß den schlimmen Wölfen
Werden Alle wir zu Theil.

„Mutter, o den Sohn, den franken,
Siehst du in so großer Noth!
Mutter, weißt du, wer kann heilen
Alle Krankheit? — nur der Tod!“ —

Immer jammert so der Kranke
Zu der greisen Mutter auf,
Und das Schiff, den Rhein hinunter,
Reißt der Wellen wilder Lauf.

In die Strudel lenkt der Schiffsmann,
Der hier die Gefahr nicht kennt,
In die Strudel, die man ringsum
Wohl mit Recht „die Wölfe“ nennt.

„Mutter, alle Krankheit heilen
 Kann allein der Helfer Tod!
 Horch! wie rings die Wölfe jappen!
 Weh dir, Schiff, in deiner Noth!“ —

Still — Gebet und frohe Lieder
 Sind mit Einem Mal verhallt;
 Fluthgebrause, Schiffesstrachen,
 Lauter Jammer nur erschallt.

Weh! geborsten ist das Fahrzeug
 Am verborgnen Klippenpfahl;
 All die Pilger sind versunken,
 Hundertdreißig an der Zahl.

Wagner von Laufenburg.

Der feurige Mann.

Ein Laufenburger Schiffer, Joseph Z i m m e r m a n n, fuhr eines Abends spät mit seinem Weibling (kleines Fahrzeug) von Seckingen heimwärts. Als er dem s. g. Scheffigen (Anlandungsplaz) gegenüber war, sah er den jenseitigen steilen Rain herunter einen feurigen Mann kommen, sich dem Ufer nähern und mit den Händen fortwährend winken und andeuten, er möchte ihn herüberholen. Der unerschrockene Schiffer, wohl überlegend, daß er keine andere Wahl habe, wenn er nach Hause wolle, fuhr hinüber, nahm ohne alle Umstände den ungebetenen Rufer auf den Bordertheil des Weiblings und ruderte mit ihm nach dem jenseitigen Ufer zurück. Dort angekommen wollte ihm Jener zum Dank die Hand reichen. Allein der Schiffer, wohl wissend, daß es auf diese Art um ihn geschehen wäre, reichte dem Feuermännlein statt der Hand das Ruder, in welches jener denn auch deutlich alle fünf Finger einbrannte. Selbst dem Boden des Schiffchens hatte derselbe, wo er saß, den ganzen Sitztheil vollständig eingebrannt.

So erzählen's noch viele Schiffer daselbst, wie sie es von ihren Vätern und Großvätern gehört haben.

J. H. Ruch.

Der Schatz bei der Brunnenstube.

Vor etwa fünfzig Jahren grub ein Bürger von Badisch-Laufenburg außerhalb dem Orte bei der Brunnenstube, auf einer Stelle, wo früher eine Schanze sich befand, Steine. Es war in der Frohnfastenzeit. Als er so den Schutt aus der Grube warf, stieß er mit der Schaufel den Deckel von einem Gefäße, aus dem ihm eine Menge kleiner und großer Silbermünzen entgegenblinkten. Im Begriff darnach zu greifen, hört er bei der Brunnenstube nießen, worauf er sich mit den Worten: „Helf Gott!“ umwendet, aber ringsumher Niemand entdecken kann. Zugleich vernimmt er einen dumpfen Ton und als er wieder in die Grube zurück blickt, ist der Hafen mit seinem reichen Inhalte spurlos verschwunden. — Man sagte ihm, daß, wenn er auf das verführerische Nießen nichts entgegnet hätte, ihm der Schatz zu Theil geworden wäre.

Der Mann grub noch öfters auf diesem Plage, aber er schürfte weiter nichts zu Tage, als einige vom Rost zerfressene Säbelklingen.

So erzählt der Sohn jenes Mannes.

J. A. Kuch. .

Der sich sonnende Schatz.

Auf dem rechten Rheinufer, zwischen Laufenburg und B i n z g a u, in dem felsigen Thale des Andelbaches, sollen bis zum dreißigjährigen Kriege mehrere Hammerwerke und sonstige Häuser gestanden haben, und wirklich findet man dortselbst noch Mauertrümmer und viele Schlacksteine. Aus jener Zerstörungszeit her, sagt man, liege daselbst viel Geld vergraben.

Einmal, in der Frohnfastenzeit, ging ein Bürger von Badisch-Laufenburg in genanntes Waldthal, um Holz zu holen. Es war um Mittag und sehr heiß; er setzte sich unter einer Eiche nieder, um auszuruhen. Plötzlich sieht er unfern von sich gewöhnliche Kohlen langsam aus dem Boden hervorstiegen, die allmählig bis zu der Größe eines Korbes anwuchsen. In demselben Augenblicke zeigte sich auf dem Kohlenhaufen eine ungeheure, sich ausbreitende Kröte, die ihn mit feurigen

Augen unbeweglich anstarrte. Mit unverwandtem Blicke staunte der Mann eine geraume Zeit diese wunderbare Erscheinung an, als plötzlich, wie weggewischt, Kohlen und Kröte in den Boden versanken. — Als er das, was er gesehen, bei seiner Nachhausekunft erzählte, sagte man ihm, daß er eine so schöne, sich selten ereignende Gelegenheit, reich zu werden, nicht hätte unbenützt vorbeigehen lassen und sich ohne alle weitere Umstände der Kohlen und Kröte hätte bemächtigen sollen. Jene Kohlen seyen ein Haufen Gold gewesen, den der Böse in Gestalt einer Kröte bewacht hätte, welcher aber leicht durch Befreizungen und passende Sprüche zu vertreiben gewesen wäre.

So erzählen noch Mehrere, die jenen Bürger gekannt hatten.

J. A. Neub.

Der gespenstige Pfaff.

Ein Mädchen von Badisch-Laufenburg mußte eines Abends noch spät nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Murg gehen. Es war heller Mondschein. Unfern des Dorfes, bei dem Kirchhof, erblickte sie eine schwarzgekleidete Mannsgestalt, die das Gesicht von der Straße abgekehrt und ein Buch unterm Arm hielt. In der Meinung, es wäre der Pfarrer von Murg, der noch so spät zu einem Kranken gerufen worden sey, grüßte sie höflich. Langsam wendete sich die Gestalt mit einem Gesichte wie Schnee so weiß, nickte ihr dankend zu und verschwand dann plötzlich. Das augenblickliche Verschwinden und das leichenblasse Angesicht des vermeinten Pfarrers machten dem guten Mädchen federleichte Füße, und außer Athem kam sie an dem Orte ihrer Bestimmung an, wo man sie fragte, was vorgefallen wäre. Sie erzählte; allein lachend erwiederte man, daß sie ohne Furcht hätte seyn sollen, denn die ihr erschienene Gestalt wäre der gespenstige Pfaff gewesen, der oft spät Abends im Mondschein dort spazieren gehe, doch nie Jemanden etwas zu Leide thue; sondern bloß wenn man ihn anrede, mit dem Kopfe nickt und sogleich verschwinde. Ohngeachtet dieser beruhigenden Erklärung wollte sie doch nur mit einem Begleiter den Rückweg antreten. — So erzählen noch Viele zu Laufenburg und Murg.

J. A. Neub.

Der heilige Fridolin.

Der heilige Fridolin war der erste der Irischen Glaubensboten, welcher den Rheinstrom überschritt. Er stammte aus einem berühmten adeligen Geschlechte und erhielt frühe in den Wissenschaften gründlichen Unterricht. In frommer Begeisterung verließ er allen irdischen Reichthum, um, selber arm, Andere geistig zu bereichern. Als Prediger des göttlichen Wortes zog er in den Städten seiner Heimath umher, und überall folgte ihm die größte Bewunderung und Verehrung des Volkes. So groß und segensreich seine Wirksamkeit war, so wurde Fridolin doch auf einmal höchst unzufrieden mit sich selbst. Er hatte an sich wahrgenommen, wie sehr ihm das Lob und die Bewunderung der Menschen gefalle, wie sehr sein Herz sich erfreue an der Ehre und dem Ruhme, der ihm zu Theil ward. Eitelkeit und Ruhmsucht ist die gefährliche Klippe für alle geistig reich begabten Menschen, es ist das Gift für alle Gediegenheit des Charakters, der Abgrund, in dem alle wahre Geistesgröße untergeht; die Eitelkeit nimmt den glänzendsten Handlungen allen wahren Werth, wie leider die Beispiele unserer Zeit fast jeden Tag es beweisen. Fridolin war stark genug, nicht nur den Feind in seinem Innern zu erkennen, sondern ihn auch kräftig zu überwinden. Er verließ schnell den Schauplatz seines Ruhmes, wo er so allgemein verehrt und geliebt war, floh nach Gallien, das er in verschiedenen Richtungen durchzog, bis er sich in Poitiers bleibend niederließ. In dieser Stadt war vordem ein Kloster des h. Hilarius, das aber um das Jahr 400 von den Gothen und Vandalen in der Völkerwanderung zerstört worden war. Fridolin wünschte nichts eifriger, als die Ueberreste von diesem Heiligen wieder aufzufinden und seine Kirche herzustellen. Er ging deshalb zu dem Frankenkönig Chlodowig, der um diese Zeit die Stadt Poitiers den Westgothen nach einer großen Schlacht abgenommen hatte. Chlodowig kam ihm freundlich entgegen und leistete ihm kräftige Beihülfe. Die Reliquien des heil. Hilarius wurden aufgefunden, und Fridolin wurde Abt in dem neu errichteten Kloster. Nach einiger Zeit erhielt er im Traume von dem Heiligen die Weisung, mit einem Theile der Reliquien nach Allemannien zu gehen; dort, auf

einer vom Rheine umflossenen Insel, sey das Ziel seines apostolischen Wanderlebens. Unter lautem Wehklagen der Bewohner von Poitiers, welche in ihm ihren Vater zu verlieren glaubten, verließ Fridolin die theure Stadt, und ging zuerst wieder zum König — (wahrscheinlich nicht mehr Chlodowig, welcher 512 starb, sondern zu dessen Nachfolger in Austrasien), und erhielt von ihm die Erlaubniß, auf der noch unbekannten Insel, wenn er sie aufgefunden habe, nach Gutdünken zu schalten. Fridolin zog Jahre lang umher, bevor er seine Insel fand: durch die Moselgegenden, durch die Vogesen, dann durch Burgund, die Schweiz, bis nach Chur, wo ein Bischof war. In allen diesen Gegenden hielt er sich an verschiedenen Orten eine Zeitlang auf, um Hilariuskirchen zu errichten, und fragte die Leute, ob sie von keiner Insel wüßten, die so aussehe, wie er im Traume sie gesehen habe? In Chur gab man ihm eine Richtung an, in der er fortwandern solle, dann werde er sie finden. Nach langem Umherirren gelangte Fridolin an den Rhein, und die ersehnte Insel lag vor ihm. Wie groß war seine Freude! Aber sie sollte nicht lange dauern. Als er froh und in Plane vertieft darauf herumwandelte, kamen die Bewohner des Rheinufer mit Prügeln daher, und jagten ihn unter Schlägen und Scheltworten wieder fort; sie hielten ihn für einen Dieb, der ihre Heerden, welche auf der Insel weideten, stehlen wollte. Fridolin wanderte noch einmal zum Frankenkönig und erzählte, wie es ihm ergangen sey. Der König ließ ihm nun eine förmliche Schenkungsurkunde ausfertigen, nach welcher die Insel ihm eigen gehören und Jeder mit dem Tode bestraft werden solle, der ihm feindlich in den Weg trete. Jetzt setzte sich Fridolin mit seinen Genossen ungehindert in den Besitz des Eilandes. Er nahm, bis dasselbe urbar gemacht war, seine Wohnung bei einem christlichen Landmanne an dem Rheinufer, Namens Woher, dessen Sohn und Tochter er taufte. Die Tochter wurde später die erste Vorsteherin des Frauenklosters. Nicht lange hernach starb sein Schutzherr, der Frankenkönig, und als dieß in der Gegend bekannt ward, empörten sich die heidnischen Landleute abermals gegen Fridolin. Da, erzählt nun die Legende, habe Fridolin durch ein mächtiges Wunder dem Rheine einen andern Lauf gegeben, was einen so mächtigen Ein-

druck auf die Leute gemacht habe, daß sie ihn um Vergebung angefleht hätten und Christen geworden seyen. Man kann nach so langer Zeit freilich nicht mehr wissen, was an solchen Sagen eigentlich Wahres ist; aber das ist gewiß, daß Fridolin durch das Wort des Evangeliums, wie durch seinen frommen Wandel, die wilden Bewohner an sanftere Sitten gewöhnt hat, und das ist viel bewunderungswürdiger, als eine so wunderbare Ingenieurarbeit, wie die Legende ihm zuschreibt. Fridolin baute eine Kirche des heil. Hilarius und dabei ein doppeltes Manns- und Frauenkloster, welches zwar Anfangs sehr ärmlich war, bald aber durch große Schenkungen von adeligen Familien, besonders vom Lande Glarus, sehr bereichert wurde. Von diesem Kloster aus geschah von nun an das Meiste zur Verbreitung des Christenthums und zur Errichtung christlicher Pfarreien. Man darf nämlich nicht vergessen, daß Fridolin nicht lange nach der Zülpicher Schlacht in das Land der Allemannen kam, und also noch keine Christengemeinde vorfand. Eine Menge von Kirchen und Gemeinden verdanken dem Fridolinskloster in Sädingen ihren Ursprung; so fast alle Hilarius- und Fridolinskirchen, z. B. in Bollschweil, Ebnat, Dauchingen, Fürstenberg, Haidenhofen, Zell im Wiesenthal und viele andere. Fridolin starb im hohen Alter, wahrscheinlich um's Jahr 550. Sein Andenken ist unter dem Landvolke jener Gegend in großem Segen geblieben; denn er hat reiche Saaten christlicher Bildung ausgestreut, und noch lange nach ihm hat seine Stiftung in diesem Sinne fortgewirkt.

3. A.

(Vergleiche damit: „Das Leben des heiligen Fridolin“ in Mone's „Quellenammlung der Babilchen Geschichte.“ Erstes Heft.)

Fridolin.

In des Markwalds dunkeln Schatten
Steigt ein Eiland aus dem Rhein,
Wo sich schwarze Tannen bücken
Ueber kahles Felsgestein.

Einst mit seinen Kindern hauste
Walter hier, ein edler Mann,
Treulich hing er noch den Göttern
Seiner Heimatberge an.

Seine Tochter Gela blühte
Einer Maienrose gleich;
Doch sie trug ein fremd Verlangen
In dem Herzen zart und weich.

Oft, wenn sie vom Rheingestade
Zu dem blauen Himmel sah,
Musste sie die Hände falten,
Wusste nicht, wie ihr geschah.

Einstmal, in des Herbstes Tagen,
Unter Bäumen gelb und roth,
Reichte sie den kleinen Schwestern
Mütterlich das Abendbrot.

Sieh, da kommt ein fremder Priester
Von den Bergen auf sie zu,
Aus dem edeln Antlitz strahlet
Eine wunderbare Ruh'.

Um ein Obdach will er bitten,
Aber Walter eilt daher,
Sieht ihn an mit finstern Auge,
Denn die Christen haßt er sehr.

Doch der Sohn der Fremde bietet
Ihm gar traulich seine Hand:
„Gönn' mir für heut ein Lager,
Denn ich komm' aus fernem Land.

„Wandernd muß ich Ihn verkünden,
Der vom Himmel niederstieg,
Der dem Tod den Stachel raubte
Und der Hölle ihren Sieg.

„Nimmer darf und werd' ich grollen,
Stößest du mich auch von hier;
Schlägst du mir die eine Wange,
Reich' ich still die andre dir.

„Dies ist meines Meisters Lehre;
Liebe war sein erst Gebot,

Liebe war sein schönes Leben,
 Liebe war sein schöner Tod.“ —

Vieles noch aus warmem Herzen
 Spricht der fromme Fridolin,
 Und es rühren seine Worte
 Walters felsenharten Sinn.

Und in Gela's reine Seele
 Fällt ein Strahl von Himmelslicht;
 „Wahrlich“ — ruft sie — „solche Worte
 Kommen von der Erde nicht!“

„Jezzo mag ich erst verstehen
 Thränen, die ich oft geweint;
 Immer sehnt' ich mich nach oben,
 Wo der Stern des Morgens scheint!“

Und sie hebt empor die Hände
 Und den Blick von Zähren feucht:
 „Weihe mich zu deinem Glauben,
 O, mein Herz, es faßt ihn leicht!“

Und der Priester schöpft vom Quelle
 Nah' bei Wodans Felsaltar,
 Läßt das Wasser niederträufeln
 Auf der Jungfrau blondes Haar.

Und ein fremdes Licht umstrahlet
 Plötzlich nun den Gottesmann;
 Walter wirft auf's Knie sich nieder,
 Nimmt die Taufe gleichfalls an;

Geht dann hin zu Wodans Eiche,
 Fällt sie mit dem scharfen Beil,
 Baut ein Münster auf der Stelle,
 Wo erschienen ihm das Heil.

Herrlich strahlen noch die Thürme
 Weithin über'n klaren Rhein,
 Und im Grab des Hochaltars *)
 Ruht St. Fridolins Gebein.

Alois Schreiber.

*) Zu Säckingen.

Der todte Zeuge.

Im siebenten Jahrhundert kam der heilige Fridolin aus Schottland an den Oberrhein, um auch in diesen noch heidnischen Gegenden die Lehre des Kreuzes auszubreiten. Auf einer grünen Aue, da wo jetzt die Stadt Säckingen sich erhebt, ließ er ein Kloster und ein Kirchlein erbauen. Die Landschaft umher gehörte zwei adeligen Brüdern, Namens Urso und Landolph. Ersterer schenkte zum Heil seiner Seele und mit des Bruders Einwilligung all seine Besitzungen dem Kloster und widmete den Rest seiner Tage frommen Bußübungen. Nach seinem Tode riß jedoch Landolph, über den die, so lang Jener noch lebte, unterdrückte Habsucht nun Meisterin geworden war, gewaltsam Alles wieder an sich, was der Verstorbene der Kirche geschenkt hatte. Da trat Fridolin unerschrockenen Herzens vor sein Angesicht und sprach: „Gib Gott zurück, was Gottes ist und laß ab vom unrechten Gut, denn sonst wird es dir und deinen Kindern nur Unheil zur Frucht tragen.“ „In acht Tagen“ — höhnte Landolph ihm entgegen — „hält der Landgraf ein Geding im Rheinthale zu Rankwil; dort wollen wir unser Recht suchen, und kannst du meinen verstorbenen Bruder als Zeugen stellen, so begeb' ich mich all' meiner Ansprüche!“

Da machte sich Fridolin auf und ging nach Glarus in die Schweiz, wo Landolphs Bruder, Urso, in einer Einsiedlerkapelle begraben lag. Dort warf er sich nieder zum Gebet, schlug sodann mit seinem Stabe dreimal auf die Platte der Gruft und rief: „Urso! Urso! Du bist zu Gericht geladen von deinem Bruder! Säume nicht zu erscheinen zur gesetzten Stunde, um mir als Zeuge beizustehen, damit kein Fluch deinen Namen und deine Ruhe bedrohe!“

Zu Rankwil saß am bestimmten Tage der Landgraf mit seinen zwölf Schöffen, um öffentliches Gericht zu halten. Fridolin und Landolph traten vor seinen Stuhl und brachten ihre Klagen und Einreden vor. — „Mein verstorbener Bruder hat keine Schrift über die Vergabung seiner Ländereien an's Kloster ausgestellt; nur sein eigenes Zeugniß kann hier gelten. Der ehrwürdige Vater Fridolin soll ihn also stellen, damit er Red' und Antwort gebe!“

Raum waren diese Worte über Landolphs Lippen, als es, wie mit Geisterhand, an der Pforte der Gerichtshalle pochte. Die Anwesenden überlief ein kalter Schauer, nur Fridolin blickte ruhig und vertrauensvoll nach der Thüre, die sich langsam öffnete. Und herein schritt Urso, umwallt von seinem langen Todtengewande, mit bleichen marmorstarren Zügen, doch bald belebte sich sein Auge und der farblose Mund erschloß sich zum Reden.

„Wehe dir, Bruder!“ — rief der Todte mit hohler dumpfer Stimme dem bebenden Landolph zu — „Wehe dir, daß du die Ruhe meines Grabes gestört hast, und dreimal Wehe dir ob des Frevels, den du ausüben willst am Eigenthume des Herrn aller Herrn. Mit deiner eigenen Bewilligung habe ich dem Kloster Fridolins meine Besitzungen geschenkt und ach! dennoch muß ich heute zeugen gegen dich. Der Richter entscheide nun!“

Landolph warf sich auf die Kniee. „Auch mein Eigenthum will ich nun der Kirche schenken,“ — rief er mit reuzerknirschtem Herzen — „und mein Leben unter Fridolins Gehorsam in einer Klosterzelle beschließen.“

Da lächelte der Verstorbene zufrieden und verschwand. Landolph aber that wie er gelobt hatte.

Alons Schreiber.

Dieselbe Sage in metrischer Fassung:

St. Fridolin und der Todte.

Fridolin, der fromme Schotte,
Trat vor Landolf hin, den Grafen,
Sprach: „Was Gottes ist, gib Gotte!
Ist dein Bruder nicht entschlafen?“

„Der zu seiner Seele Frieden
Meinem heil'gen Gotteshause
Gut und Habe zubeschieden,
Liegt zu Glaris in der Klause.

„Warum erndtest du die Felder,
Die dem Herrn zu schneiden wären?“

Warum fällest du die Wälder
Die dem Kirchenbau gehören?

„Wagst du's, einen Rausch zu trinken
Von dem rothen Ehrenweine,
Der im heil'gen Kelch soll blinken?
Kirchengut, ist es das deine?

„Laß von deines Bruders Gabe,
Wald und Feld und Garten räume!
Daß der Bruder in dem Grabe
Sanfter lieg' und heller träume.“

Aber Landolf sprach mit Lachen:
„Soll ich deinem Spruch mich beugen,
Muß mein Bruder erst erwachen,
Deine Worte selbst bezeugen.

„Kannst du ihn herauf beschwören,
Wenn zu Rantwil wird gerichtet,
Wohl dann mögen wir dich hören,
Sonst ist's Lug, den du erdichtet.“ —

Fridolin, auf solche Tücke
Würdigt er kein Wort zu sprechen,
Sieht in an mit einem Blicke,
Der durch Gräber könnte brechen.

Und von Sädingen am Rheine,
Aus dem Kloster, an dem Stabe,
Zog der Greis durch's Waldgesteine
Bis gen Glaris zu dem Grabe.

Und er tritt beim Abendschauer
In die düstre Waldkapelle,
Er durchbricht des Grabes Mauer,
Stellt sich auf die kalte Schwelle.

„Auf! erwach' in Gottes Namen!“
Ruft er — „Urso! wehr' den Tücken!“ —

Sieh! und aus dem Grabe kamen
Weiße Händ' und Haupt und Rücken.

Und als ob des Herrn Posaunen
Zum Gerichte schon gerufen,
Steigt der Leichnam sonder Staunen
Starr empor des Grabes Stufen.

Und ihm faßt die kalten Hände
Fridolin, fremd allem Schrecken,
Steigt mit ihm die Felsenwände
Auf, bis an der Gletscher Decken.

Durch das Hochgebirge schreitet
Der Lebend'ge mit der Leiche,
Und die Nacht den Mantel breitet
Um das Paar, das geistergleiche.

Wie der Morgen kaum sich hebet,
Steigen sie vom Felsgesteine,
Und der Senne sieht's und bebet,
Und ihm geht's durch Mark und Beine.

Aber Randolf im Gerichte
Sitzt zu Rankwil ohne Zagen,
Mit dem ersten Morgenlichte
Hat den Stuhl er aufgeschlagen.

Schöppen zwölf, des Rechtes Hüter,
Sitzen um ihn her, zu sprechen:
Jetzt erhält er doch die Güter,
Kein Verblichner kann sich rächen!

Horch! da pocht es an der Pforte,
Wie von eines Todten Knochen,
Reis und scharf, und hohle Worte
Werden draußen schon gesprochen.

Durch die Thüre kommt geschritten
Fridolin mit seiner Leiche;

Randolf, in der Richter Mitten,
Sitzt dem Bruder gleich an Bleiche.

Weh! und aus des Todten Kehle
Steigen Laute, halb verloren:
„Was beraubst du meine Seele,
Bruder?“ — weht's ihm durch die Ohren.

„Ja, ich zeuge diesem Frommen,
Daß mein Erb' ihm zugefallen;
Gib zurück, was du genommen,
Laß getrost in's Grab mich wallen!“

Randolf sank in's Knie mit Beben:
„Nimm dein Gut, Herr, und das meine,
Meinen Athem nimm, mein Leben!
Und behalte neu das Deine!“

Doch es wandte sich die Leiche
Mit dem Führer in die Berge,
Sehnte sich, die müde, bleiche,
Wieder in die Ruh' der Särge.

Wie des Abendlichtes Streifen,
Wie vom Mond zwei blasse Strahlen,
Sah man längs dem Berg sie streifen,
Bis sie in den Wald sich stahlen.

Und vom schrecklichen Gerichte
Eilet Randolf heim zum Rheine
Mit erbleichtem Angesichte,
Ordnet er zu Haus das Seine.

Setzt das Kloster ein zum Erben
Seiner reichen Doppelhabe,
Neigt das Haupt zum sanften Sterben,
Ruht beim Bruder bald im Grabe.

Gustav Schwab.

(Siehe Gustav Schwab's: „Der Bodensee nebst dem Rheinthale 2c.“)

Der Höllenbaden.¹⁾

Der Mond erglänzet helle
Wohl überm blauen Rhein;
Die sanften Wogen laden
Zur stillen Fahrt noch ein.

Säckingen liegt so stille,
Hart an des Stromes Bahn,
Mit seinem hohen Dome,
Mit seinem Kloster dran.

Da wandeln aus dem Garten,
— Schon Alles ist zur Ruh', —
Ein Mönch und eine Nonne
Dem nahen Ufer zu.

Sie halten sich umfassen
Als wie zum Liebesbund;
Sie Herzen und sie küssen
Sich auf den rothen Mund.

Sie steigen in ein Schifflein,
Gelehnt an's grüne Bord;
Das Ruder faßt die Nonne
Und schifft in Eile fort.

Wie nun der Mönch auch kosei,
Sie drauf kein Wort mehr spricht;
Wie er auch küßt und herzet,
Sie achtet dessen nicht.

Sie schifft nur sonder Rasten,
Sie wird so stark und kühn,
Bis weitab schon die Wellen
Den Rachen reißen hin.

Da schlägt von wilden Wogen
Ein Brüllen an ihr Ohr;
Da fährt aus seinem Tändeln
Erschreckt der Mönch empor:

„Um Gott! Was soll das werden?
Lenk' an das Ufer da!
Wir sind dem Höllenhafen
Vielleicht, ach! schon zu nah.“

Doch was er ihr mag sagen,
Die Nonne hört nicht drauf,
Treibt kräft'ger nur das Schifflein
In jachen Stromeslauf.

Da faßt der Mönch sie bebend,
Fleht auf den Knie'n sogar:
„O gieb, um alle Liebe,
Nicht preis uns der Gefahr!“

Da lüftet sie den Schleier —
Entsetzen ihn erfaßt;
Sie schaut ihn an so schrecklich,
Ihr Blick, er tödtet fast:

„Glaubst du, nur Zufall führte
So eilig uns herab,
Wo da der Höllenhafen
Dem Schiffer wird zum Grab?“

„Du hast mir schnöb' entrissen
Den Himmel meiner Brust,
Du hast mich hingegeben
Der Höl' um deine Lust.

„Du hast mich arg betrogen!
Zwar mein Gelübd' ich brach,
Doch zweimal es zu höhnen,
Hat dir beliebt, o Schmach!“

„Ich trage unterm Herzen
Von unsrer Schuld die Frucht;
Doch Elend mir zu häufen,
Hast du noch mehr versucht.

„Wie deine List geschlichen,
Die Kund' entging mir nicht,

Daß ich würd' eingemauert,
Beim nächsten Morgenlicht.

„Du warst zur Luft Geselle,
Du sollst's zur Qual auch seyn;
Drum lud ich dich mit Rosen
Zu dieser Fahrt noch ein.

„Kannst du den Himmel rauben?
Kennst du die Hölle wohl?
Horch! wie sie uns begrüßet,
Erbrausend dumpf und hohl!“

Der Mönch hat nichts gesprochen,
Erstarrt im Rahn er steht,
Er fühlt sich selbst verdammet,
Ob er's gleich nicht verräth.

Da zischt der wilde Strudel,
Klafft wie ein Höllenthor;
Es zackt aus seinem Schlunde
Der spitze Fels hervor.

Das ist der Höllenhaken
Mit seinem scharfen Zahn;
Hinein reißt er den Rachen,
Es ist um sie gethan.

Die Wogen murmeln wieder
Dumpf ob dem tiefen Schlund,
Und treiben, fest umschlungen,
Zwei Leichen von dem Grund.

Wagner von Laufenburg.

1) Name einer Stelle des Rheins, der hier in gewaltigen Schaum-
massen über Klippen herunterstürzt, in der Nähe von Rheinfelden.
Schon viele Schiffe sind allda verunglückt. So wurde am 28. August
1462 — berichtet u. A. auch Wurstisen's Chronik von Basel — ein
mit reichen Kaufmannsgütern beladenes Schiff, worin sich, außer einer
Menge von Einsiedeln zurückkehrender Wallfahrer, mehrere adelige und
geistliche Herren befanden, vom Strudel erfaßt und an den Klippen zer-
schellt, wobei alle sechzig Passagiere das Leben einbüßten. Man nennt
diese gefährliche Stelle auch „das Gewild.“



Breisgau.



Das Breisgau.

Du schönes Land! Mit stillem innigem Entzücken
Begrüß' ich dich, von deiner Berge Rücken
Zu Blüthenthälern fern den Blick gewandt.
Rings mich umhauchen aromat'sche Düste
Wie Engelslieder säuseln milde Lüfte;
Frei athmend träum' ich mich in deinen Himmelsrand,
Du schönes Land!

Du kräftig Land! — Wie deiner Riesenberge Urgebeine,
Steht fest im Volk die alte, treue, reine
Anhänglichkeit an's liebe Vaterland. —
Stolz wie die Tannen bei des Feldbergs Kronen,
Rühn wie die Gensfen in des Schnee's Regionen,
Sind deine Söhn' am Alb- und Dreisamstrand,
Du kräftig Land!

Du biedres Land! Gemüthlich wie in Theofrits Gesängen,
Ertönt die Lust von froher Hirten Klängen,
Wo Herzensgüte schlingt Ein Liebesband.
Und auch der Städte feineres Getriebe
Beut jedem Fremden Gastlichkeit und Liebe,
Und niemals drückt ihm H e u c h e l e i die Hand,
Du biedres Land!

Du Segensland! Was Nord und Süd nur Röstliches
gewähren,
Der Bäume Frucht, des Feldes goldne Aehren —

Erringt des Fleißes nimmermüder Stand.
 Auf Bergen zahlreich muntre Heerden weiden,
 Die Hügel sich mit Nebenlaub umkleiden,
 Und aus dem Schacht wird Salz und Erz gesandt, —
 Du Segensland!

Du theures Land! Nicht in Hesperiens Fabelauen,
 Nicht wo der Jungfrau Wolfengipfel grauen,
 Nicht an der Seine und Croatiens Strand,
 Wo in den wechselvollen Lebenstagen
 Den Sängers Dienst und Schicksal hingetragen,
 Sah Gutes er und Schönes so verwandt;
 Du theures Land!

Du glücklich Land! Dort wo der Ueberfluß sich stets ergießet
 Und die Genügsamkeit den Fleiß umschließet,
 Wo Lieb' und Treue wandeln Hand in Hand:
 Dort wo der Jugendfreunde Leben waltet,
 Und immer neuen Reiz Natur entfaltet,
 Dort möcht ich weilen bis zum Grabesrand,
 Du glücklich Land!

Zeng, 1828.

Hermann von Greiffenegg,
 Festungscommandant in Zeng, am Meeresgestad
 Croatiens, an der Türkischen Grenze.

(Siehe Freiburger Wochenblatt 1828.)

Die Wiese.

Wo der Denglegeist in mitternächtige Stunde
 Uffeme silberne Gschirr si goldeni Sägesse denglet,
 (Todtnau's Schnabe wüsse's wohl) am waldige Feldberg,
 Wo mit lieblichem Gsicht us tiefverborgene Chlüfte
 D'Wiese luegt, und heß go Todtnau aben in's Thal springt,
 Schwebt mi muntere Blick un schwebe mini Gidanke.

Feldbergs liebligi Tochter, o Wiese, bis mer Gottwölche!
 Los, i will di jez mit minen Liederer ehre,
 Und mit Gsang bigleite uf dine freudige Wege!

Im verschwiegene Schoos der Felse heimli gibohre,
 An der Wulke gsäugt, mit Duft und himmlischem Rege,
 Schlossch, e Bütscheli-Chind, in dim verborgene Stübli
 Heimli, wohlverwahrt. No nie hen menschligi Auge
 Güggele dörfe und seh, wie schön mi Meibdeli do lit
 Im chrystalene G'halt und in der silberne Wagle,
 Und's het no kei menschlich Ohr sin Othmen erlustert,
 Ober si Stimmli ghört, si heimli Lächlen und Briegge.
 Numme stille Geister, sie göhn uf verborgene Pfade,
 Us und i, sie ziehn di uf und lehre di lause,
 Gen der e freudige Sinn und zeige der nützligi Sache,
 Und 's isch au kei Wort verlohre, was sie der sage,
 Denn sobald de chascht uf eigene Füeßlene furtcho,
 Schlieffsch mit stillem Tritt us dim chrystalene Stübli
 Barfis use und luegsch mit stillem Lächlen an Himmel.
 O, wie bisch so nett, wie hesch so heiteri Aeugli!
 Gell, do usse isch's hübsch, und gell, so hesch ders nit vorg'stellt?
 Hörsch, wie's Läubli ruuscht und hörsch, wie d'Bögeli pfife?
 Jo, de seisch: „I hörs, doch gang i witer und blib nit.
 „Freudig isch mi Weg und alliwil schöner, wie witer!“

Nei, so lueg me doch, wie cha mi Meibdeli springe!
 „Chunn'sch mi über?“ — seits und lacht, und „witt mi, se
 hol mi!“

Alliwil en andere Weg, und alliwil anderi Sprüngli!
 Fall mer nit sel Reinli ab! — Do hemmers, i sags jo! —
 Hani's denn nit gseit? Doch gaudelets witer und witer,
 Groblet uf alle Biere, und stellt si wieder uf d'Beinli,
 Schliest in d'Hürst, — jez such mer eis! — dört güggelets use.
 Wart, i chumm! Druf rüests mer wieder hinter de Bäume:
 „Noth, wo bini jez?“ — und het sin urige Phatest.
 Aber wie de gosch, wirsch sichtli größer und schöner.
 Wo di lieblichen Othem weicht, se färbt si der Nase
 Grüner rechts und links, es stöhn in saftige Triebe

Gras und Ehrüter uf, es stöhn in frischere G'stalte
 Farbige Blüemli do, und d'Jumli chömmen und fuge.
 's Wasserfelzli chunnt, und lueg doch, 's Wuli vo Todtnau!
 Alles will di bschauen und Alles will di bigrüße,
 Und di fründlig Herz git Alle fründligi Rede:
 „Chömmet ihr ordlige Thierli, do hender, esset und trinket!
 Wilers goht mi Weg, G'segott, ihr ordlige Thierli!“

Nothet jez, ihr Lüt, wo üser Töchterli higohet!
 Hender gmeint an Tanz und zue de lustige Buebe?
 Z'Uzefeld verbei gohts mit biwegliche Schritte
 Zue de schöne Buechen*) und hört e heiligi Meß a.
 Guet erzoge ischs, und anders cha me nit sage.
 No der heilige Meß, so seits: „Jez willi mi schide,
 Ah i wilers chumm.“ — Jez simmer scho vornen an Schönaue,
 Jez am Chastel verbei, und allewil wilers und wilers
 Zwische Bergen und Berge im chuele duftige Schatte,
 Und an mengem Ehrüz verbei, an menger Kapelle.

Aber wie de gosch, wirsch allewil größer und schöner,
 Wo di lieblichen Dthem weihet, wie färbt sie de Nase
 Grüener rechts und links, wie stöhn in chräftige Triebe
 Neui Ehrüter do, wie schießen in prächtige G'stalte
 Bluemen an Bluemen uf, und geli, saftigi Wibe!
 Wo dim Dthem gwürzt, stöhn rothi Erdberi-Chöpfli
 Millione do und warten am schattige Thalweg.
 Wo dim Dthem gnährt, stigt rechts an sunnige Halde
 Goldene Lewat uf die Feldere Riemen an Rieme.
 Wo dim Dthem g'chüelt, singt hinter de Hürste verborge
 Freudig der Hirtebueb, und d'Holzart tönnet im Buechwald.
 's Mambacher Hütteli chunnt, und wullige Häli vo Zell her,
 Alles lebt und webt, und tönt in freudige Wise;
 Alles grünt und blüeht in tusigfältige Farbe;
 Alles isch im Staat, und will mi Meibdeli grüesse.
 Doch de bisch te Meibdele meh, jez sagi der Meibli.

Aber an der Bruckwoog, nit wit vom steinene Ehrüzli,
 Chresme d'Bäebli vo Zell hoch an de felsige Halde,

*) Eine Kapelle dieses Namens an der Wiese.

Guehen Engelsfüß, und luegen aben und stune.

„Toneli,“ — seit der Seppli — „was het echt d'Wiesen im Chöpfli,
 Rueg doch, wie sie stoht, und wie sie nieder an d'Stroß sigt
 Mit vertieftem Blick, und wie sie wieder in d'Höchi
 Schießt und in d'Matte lauft, und mittere selber im Champf'ich!“

Feldbergs Tochter, los, de g'falltsch mer numme noch halber!
 's goht mer, wie dem Seppli. Was bösch für Jesten im Chöpfli?
 Fehlt der näumis, so schweß, und hätttsch gern näumes, se
 sag mer's!

Aber wer mit seit, bisch du! Mit schwankige Schritte
 Lauffsch mer d'Matten ab in dine tiefe Gidanke
 Furt in's Wiesenthal, furt gegenem Hufemer Bergwerch,
 Und schangschiersch der Glauben und wirsch e lutherischer Cheger!
 Hani's denn nit gsait, und hani mers echter nit vorgstellt?
 Aber jez isch's so, was hilfst jez balgen und schmähle?
 Mendere hani's nit, se willi der lieber gar helfe!
 Debbe bringsch mer doch no Freud und heiteri Stunde!
 Halt mer e wenig still, i will di jez lutherisch chleide;
 's schickt si nümme, barfis z'laufe, wemme so groß isch.
 Do sin wisi Bauwelestümpf mit chünstlige Zwickle,
 (Leg sie a, wenn d'hasch!) und Schuech und silberni Kintli;
 Do ne grüne Noß! Vom breit verblenblete Lübl
 Fallt bis zu de Chnöblenen abe Fältli an Fältli.
 Sigt er recht? Thue d'Häftli i! und nimm do das Brusttuech,
 Sammet und roseroth. Jez flichti der chünstliche Zupse
 Us de schöne, sufer g'strehlte, flächsene Hoore.
 Obe vom wiße Acken und biegsam in d'Zupse verschlunge;
 Fallt mit beide Ende ne schwarze sidene Bendel
 Bis zuem tiefe Rodsaum abe. — G'fällt der die Chappe,
 Wasserblaue Damast und gstickt mit goldene Blume?
 Zieh der Bendel a, wo in de Ricklene burgohet,
 Unter de Zupse dure, du Dotsch, und über den Ohre
 Fürsi mit dem Letsch und abe gegenem Gesicht zue!
 Jez e side Fürtuch her, und endli der Hauptstaat,
 Zwanzig Ehle lang und breit, e Mailänder Halstuech!
 Wie ne lustig Gwülch am Morgehimmel im Frühling
 Schwebts der uf der Brust, stig mittem Othem und senkt si,

Wahlet der über d'Achsen und fällt in prächtige Zipfle
 Ueberrücken abe, sie rausche, wenn de'n im Wind gohsch!
 Het me's lang, se löst me's henke, hör' mi Lebzig.
 D'Ermel, denk wohl, henksch an Arm, wil 's Wetter so schön isch,
 Aß me's Hemd au sieht, und dine gattigen-Aermli,
 Und de Schiehut nimmsch in d'Hand am sidene Wendel;
 D'Sunne git eim wärmer und schint eim besser in d'Auge,
 Wer en in de Hände trait, und's stoht der au hübscher!
 Und de gfallsch mer selber wieder, chani der sage.

Wienes si jez freut, und wie's in zimpfere Schritte
 Tänzelet, und meint, es seig d'Frau Bögtene selber,
 Wie's si Chöpfli hebt, und jeden Augenblick z'ruß schießt,
 Deb me's echt au b'schaut, und öb men em ordeli noluegt!
 Jo, de bisch jo hübsch, und jo, du Märli, mer luege,
 Du Margrövermeidli, mit diner goldige Chappe,
 Mit den lange Zupfe und mit der längere Hoorschuer,
 Mit dem vierfach z'semmegesetzte flattrige Halstuech!

Aber rothet jez, wo's hofertig Zümpferli higoht!
 Denk wohl, uffs Plaz, denk wohl zuer schattige Linde,
 Oder in d'Weserei, und zue de Husemer Chnabe?
 Hender gmeint? jo wohl! Am Bergwerch wisperlets abe,
 Lengt e wenig duren und trüllt e wengeli d'Räder,
 Was der Blossbalg schnuse mag, aß d'Führer nit usgöhn.
 Aber 's isch si Blibes nit. In d'Husemer Matte
 Schießt's, und über d'Legi nab mit große Schritte go Farnau;
 Lauffsch mer nit, so gilt's mer nit, dur's Schopfemer Chilspel.
 Aber z'Gündehuse, wer stoht echt an der Stroße,
 Wartet, bis de chunnsch, und goht mit freudige Schritte
 Uf di dar, und git der d'Hand und fällt der a Buese?
 Chennsch di Schwesterli nit? 's chunnt hinte füre vo Wisleth.
 Uf und nieder hets di Gang und dini Gebehrde.
 Jo, de chennsch's, worum denn nit? Mit freudigem Brusche
 Nimmsch's in d'Arm, und losch's nit goh, gib Achtig, verdruck's nit!
 Jez goht's wieder witer's und allewil aben und abe!
 Siehsch dört vorne 's Röttler Schloß — verfallene Mure!
 In vertäfelte Stube, mit goldene Lisse verbendlet,

Hen sußt Fürste gwohnt, und schöni fürstligi Fraue,
 Heren und Heregfind, und d'Freud isch z'Röttle deheim gsi.
 Aber jez isch Alles still. Undenkliche Zite
 Brenne keine Liechter in sine verissene Stube,
 Glackeret kei Föür uf siner versunkene Föürstet;
 Gohet kei Ehrueg in Gheller, kei Züer aben an Brunne.
 Wildi Tube niste dört uf mosige Bäume. —
 Rueg, dört ehnen isch Mulberg, und do im Schatte verborge
 's Föhriß Hüsli und am Berg dört d'Höllstemer Ghilche.
 Steine lömmer liegen und fahre duren in d'Matte,
 Guete Weg isch au nit um, und weidle chasch laufe.
 Wenn's nit nidst gieng, i weiß nit, öbbi der noch käm.
 Unter Steine chunnsch mit dine bewegliche Schritte
 Wieder über d'Stroß. Jez wandle mer füren in's Rebland
 Neben Hanigen aben und neben an Hagen und Röttle.
 Rueg mer e wenig use, wer steht dört oben am Fenster
 In sim neue Ghäppli, mit sine fründlichen Auge?
 Reig di sin, zeig wie, und sag: „Gott grüßich, Her Pfarrer!“
 Jez goths Thuemrige zue, jez witer in d'Lörecher Matte.
 Siehst das ordelig Städtli mit sine Fenstern und Gieble,
 Und die Basler Here dört uf der staubige Stroße,
 Wie sie riten und fahren? Und siehst dört 's Stettener
 Wirthshus?

Worum wirsch so still und magst nit dure go luege?
 Gell, de siehst sel heilig Chrüz vo witem und trausch nit,
 Möchtisch lieber z'ruck, as fürst! Laß der nit gruse!
 's währt nit lang, so stöhn mer frei uf schwizrischem Bode.

Aber wie de gohst vom Bergwerch abe go Schopfe,
 Bis an Stetten abe uf diner steinige Randstroß,
 Bald am linke Bord, bald wieder ehnen am rechte
 Zwischenem Faschinat, wirsch allewil größer und schöner,
 Freudiger allewil und schaffig, was me cha sage.
 Wo di lieblichen Othem weicht, wie färbt si der Nase
 Grüener rechts und links, wie stöhn mit chräftige Triebe
 Neui Chrüter uf, wie prangen in höhere Farbe
 Bluemen ohne Zahl! De Summervögle thuet d'Wahl weh.
 Wechselst nit der Chlee mit goldene Chettene Blueme,

Frauemänteli, Hasebröbli, würzige Chümmi,
 Sunneblume, Habermark und Dolden und Ruchgras?
 Gligeret nit der Thau auf alle Spizen un Halme?
 Wattet nit der Storch uf hohe Stelze derzwische?
 Ziehn sie nit vo Berg zue Berg in lange Reviere
 Feisti Matte Stunde wit un Tauen an Tawe?
 Und derzwische stöhn scharmante Dörfer und Chilchthürm.
 's Brombacher Mummeli chunnt, es chömme Lörecher Rößli,
 Fresse der us der Hand und springen und tanze vor Freude,
 Und vo Baum zue Baum, vo Zell bis füre go Rieche
 Halte d'Bögele Judeschuel und orglen und pfe.
 D'Brombecher Linde lit, der Sturmwind het se in's Grab gleit.
 Aber rechts und links, wie schwanfen an flachere Raine
 Roden und Weizehalm! Wie stöhn an sunnige Halbe
 Neben an Neben uf! Wie woget uf höhere Berge
 Rechts und links der Buechwald und dunkleri Eiche!
 D's isch Alles so schön, und überall anderst und schöner!
 Feldbergs Tochter, wo de bisch, isch Nahrig und Lebe!

Neben an der ufen und neben an der abe
 Gigset der Wage, d'Geisle chlöpft un d'Säge se ruschet,
 Und de grüefisch alli Lüt und schwegisch mit alle.
 Stobt e Mühli näumen, en Dehli oder e Ribi,
 Drothzug oder Gerstestampfi, Sägen und Schmidte,
 Lengsch mit biegsamen Arme, mit glentfame Fingere dure,
 Hilffsch de Müllere mahlen und hilffsch de Meidlenen ribe,
 Spinnsch mer's Husemer Ise, wie Hans in gschmeidigi Fäde.
 Eicheni Plütschi versägsch, und wandlet's Ise vom Föürherd
 Uffen Ambos, lüpfisch de Schmiede freudig der Hammer,
 Singsch derzue und gersch fei Dank, „Gott grüefisch, Gott
 bhüetich!“

Und isch nänne ne Bleichi, se losch di das au nit verdrieße,
 Chunchisch e bizzele duren, und hilffsch der Sunne no bleiche,
 Aß sie fertig wird, sie isch gar grüefelig langsem!

Aber sollt eis, o Wiese, sage, wie's ander,
 Nu se sey's bekennt! De hesch au bfunderi Feste,
 's chlage's alli Lüt, und sagen, es sey der nit z'traue,

Und wie schön de seigsch, wie liebli dine Gibebrde,
 Stand der d'Wosget in den Auge, sage sie Alli.
 Eb men umluegt, chresmisch näumen über d'Faschine,
 Ober rupfsch sie us, und bahnsch der bsunderi Fuesweg,
 Bohl'sch de Lüte Stei uf d'Matte, Jaspis und Feldspat.
 Hen sie näume gmeiht, und hen sie gwarbet und gschöhet,
 Holsch's und treisch's de Nochbere duren Arfel um Arfel.
 's sagen au e Theil, de seigisch glüclli im Finde
 Uf de Bänke, wo nit gwünscht sin, aber i glaubs nit.
 Mengmol haseliersch, und 's mue der Alles us Weg goh;
 Debbe rennsch e Hüsli nieder, wenns der im Weg stobt.
 Wo de gohsch und wo de stohsch, isch Balgen un Balge.

Feldbergs Tochter, los, de bisch an Tuged und Fehler
 Zitig, chunnts mer halber vor, zum Manne, wie wär's echt?
 Zeig, was machsch für Neugli? Was zupfsch am sibene Bendel?
 Stell di nit so närrsch, du Dingli! 's meint no, me wuß nit,
 Aß es versprochen isch und aß sie enander scho bstellt hen?
 Meinsch, i chene die Holderstod, di chräftige Bursch nit? —
 Ueber hochi Felsen und über Stouden un Hede
 Eis Gangs us de Schwigerberge gumpet er z'Rhinef
 Aben in Bodensee, un schwimmt bis füre go Chostanz,
 Seit: „I mueß mi Meidli ha, do hülft nüt, und batt nüt!“
 Aber oben an Stei, se stigt er in langsame Schritte
 Wieder usem See mit sufer gwäschene Füesse;
 Tiefehofe gfallt em nit und 's Chloster dernebe,
 Furt Schafhuse zu, furt an die zackige Felse.
 An de Felse seit er: „Und's Meideli mueß mer werde!
 Lib und Lebe wogi dra, un Chrege und Brusttuech!“
 Seits, und nimmt e Sprung. Jez brutlet er abe go Rhinau;
 Trümmig isch's em worde, doch chunnt er witer's und witer's.
 Eglisau un Chaiserstuhl un Zurzi un Waldshut
 Het er scho im Aede, vo Waldstadt lauft er zu Waldstadt,
 Jez an Ehrenzsch aben in schöne, breite Reviere,
 Basel zu. Dört wird der Hochzitzedel geschriebe.
 Gelt, i weiß es! Bisch im Stand und läugnisch, was wohr isch?

Hätti z'rothe gha, 'swär z'Wil e schidliche Plaz gsi;
 's het schon menge Briggem si gattig Brüttli go Wil gführt,

Ufem Züri-Biet, vo Riestal aben un Basel,
 Und isch jez si Ma, und 's chocht em d'Suppen und pflegt em
 Ohne Widerred vo mine gnädige Here.
 Aber di Vertraue stobt zum Ehlat-Hüniger Pfarrer.
 Wie de meinsch, se göhn mer denn dur d'Riechemer Matte!
 Rueg, isch sel nit d'Ehlübi, un chunnt er nit ebe dört abe?
 Jo, er ischs, er ischs, mit sine blauen Auge,
 Mit de Schwiigerhosen un mit der sammete Chrege,
 Mit de cristallene Chnöpfen am perlesfarbige Brusttuech,
 Mit der breite Brust und mit de chräftige Stoge,
 's Gotthards große Bueb, doch wie ne Rothsher vo Basel,
 Stolz in sine Schritte un schön in sine Gibehrde.

O wie chlopft der di Herz, wie lüpft si di flatterig Halstuch,
 Un wi stigt der d'Röthi jez in di liebege Bache,
 Wie am Himmel 's Morgeroth am duftige Maitag!
 Gell, de bischem hold, un gell, de hesch der's nit vorgstellt,
 Und's wird der wohr, was im verborgene Stübli
 D'Geister g'sunge hen, und an der silberne Wagle!
 Halt di numme wohl! — I möcht der no allerlei sage,
 Aber 's wird der windeweh! Di Kerli, di Kerli!
 Försch, er lauf der furt, se gang! Mit Thränen im Aeugli
 Ruest's mer: „Bhüeidi Gott!“ und fällt em freudig an Buese.
 Bhüeidi Gott der Herr, und folg mer, was i der gseit ha!

J. Peter Hebel.

Die wunderbare Harfe.

Dört wohnt am Rhistrom en Edelma,
 Der het zwei jungi Töchterli gha.

Die ältschst isch schwarz wie der Bodem gsi,
 Die jüngschst se wiß wie der Sunneschi.

Die Schwester seit em Schwesterli do:
 „Chumm, lass is aben an Rhistrom geh!“

„Und wuschst du di au Nacht und Tag,
 Dim G'sichtli sel doch nüt batte mag.“

Un sie göhn, und sie stöhn am breite Strand,
Reit (wirft) d'Aeltscht ihr Schwesterli weg vom Sand.

„Lieb Schwesterli, hilf mer doch uf an's Land,
I will der au geh mi rothes Goldband!“

„Di rothes Goldband wirdi scho übercho,
Doch sottu uf Gotts grüener Erd nümme goh!“

„Hilf mer uf an's Land, lieb Schwesterli,
Mi Briggem (Bräutigam) soll der au gschenket si!“

„Di Briggem wirdi scho übercho,
Doch solltu uf Gotts grüener Erd nümme goh.“

„Se helfe min Aetti, isch frumm und guet,
Mi Hochzit trinki in chlorer Fluet.

„So helfe denn au mi Muetterli,
Mi Hochzit trinki im tiefe Rhi.

„Se helfe mi Briggem im grüne Land,
Mi Brutbett hani uf wisse Sand.“ —

Dört wohnt au e Spielma vom Rhi nit wit,
Und er goht an Strand, wo die Rüche lit.

Und er lengt sie usem Rhistrom rus,
Und macht si ne schöne Harfe drus.

Und er nimmt der Jungfrau schneewissi Brust,
Und die Harfe mueß stimme und chlinge lust.

Und er nimmt der Jungfrau Fingerli do,
Und macht si Harfeschrube dervo.

Und er nimmt der Jungfrau Goldlöckeli,
Die müen em Harfesaite si.

Zum Hochzithus treit er die Harfe do,
Wo die Brutlüt alle zsemme sin cho.

Und as er uf der Harfe der erste Schlag thut,
Die Brut sitzt im Brutstuhl gar wohlgemuth.

Und as er uf der Harfe der zweite Schlag thut,
Do fällt's sidene Gwand wohl ab von der Brut.

Und as er uf der Harfe der dritte Schlag thut,
Do lit im Brutstuhl todt die Brut.

Hoffmann von Fallersleben.

(Siehe Simrod's „Rheinsagen.“ 2. Aufl. Bonn, 1837.)

Der wilde Jäger.

Auch im Wiesenthal haust der wilde Jäger Habsberg.
Oft hört man ihn Nachts, wie er seine bellenden Hunde heßt,
durch die Lüfte fahren. Einmal zog er, am hellen Tag, un-
sichtbar durch den Wald bei Hägelberg, rief einem Bauer zu,
aus dem Wege zu fahren, und warf ihn, da derselbe nicht gleich
gehorchte, vom Wagen hinunter.

(Siehe Mon's Anzeiger. 3. Jahrgang 1835.)

Die Irrlichter.

Es wandlen in der stille helle Nacht
Wol Engel um, mit Sterneblueme b'chrönt,
Uf grüne Matte, bis der Tag verwacht,
Und do und dört e Betzitglocke tönt.

Sie spröche mitenander deis un das,
Sie machen öbbis mitenander us;
's sin gheimi Sache, niemes rothet, was?
Druf göhn sie wieder furt und richte's us.

Und stoht ke Stern am Himmel un ke Mon,
Und wemme nümme sieht, wo d'Nußbaum stöhn,
Mü'en selli Marcher usem Füür an d'Frohn,
Sie mü'en den Engle zünde, wo sie göhn.

Un jedem hangt e Bederthalben a,
Un wenn's em öd wird, lengt er ebe dri,
Un blüßt e Stückli Schwefelschnitten a,
Und trinkt e Schlückli Treberbrentewi.

Druf puzt er d'Schmören amme Tschäubli ab,
Hui, flakeret's in lichte Flammen uf,
Und hui, goht's wieder d'Matten uf und ab,
Mit neue Ehräste, d'Matten ab und uf!

S'isch chummlicher so, wenn eim vorem Fuß
Un vor den Auge d'Togge selber rennt,
Aß wemme sie mit Hände trage muß,
Und öbbe gar no d'Finger dra verbrennt.

Un schritet spot e Mensch dur d'Nacht derher,
Un sieht vo witem scho die Kerli goh',
Un betet lisli: „Das walt Gott der Her“ —
„Ach bleib bei uns —“ im Wetter sin sie do.

Worum? Sobald der Engel bete hört,
So heimelet's en a, der möcht derzu.
Der füürig Marcher blieb' jo lieber dört,
Un wenn er chunnt, so hebt er d'Dhre zu.

Un schritet öbsch e trunke Ma dur d'Nacht,
Er fluecht und sapermentet: „Chrüz und Stern!“
Und alli Zeichen, aß der Bode chracht,
Sell hörte wol der füürig Marcher gern.

Doch wird's em nit so gut. Der Engel seit:
„Furt, weidli furt! Do mag i nit dervo!“
Im Wetterleich, sen isch der wüt und breit
Rei Marcher me, und au sei Engel do.

Doch goht me still si Gang in Gottis G'leit,
Un denkt: „der chönnet bliben oder cho,
Ne jede weiß si Weg, und 's Thal isch breit.“
Sell isch's vernünftigt, und sie lön ein go.

Doch wenn der Wunderwis ein öbbe brennt,
Ne lauft im Uhyverstand den Engle no,
Sell isch ene wie Gift und Poperment,
Im Augenblick se lön sie alles stoh.

Z'erst sage sie: „Denkwol es isch si Weg,
Er goht vorbei, mer wenn e wenig z'ruck!“

So sage sie, un wandle still es Weg;
Und siber nimmt der füürig Ma ne Schluck.

Doch folgt mer witerß über Steg un Bort,
Wo nummen au der Engel goht und stoht,
Se seit er z'legt: „Was gilt's, i find' en Ort,
Du Lappi, wo di Weg nit dure goht?“

Der Marcher muß vora, mit stillem Tritt,
Der Engel hinterher, un lauft me no,
Se sinkt me in e Gölle, 's fehlt si nit;
Jez weisch di B'richt, und jez chasch wieder goh!

Nei, wart e wenig, 's chunnt e guti Lehr!
Bergiß mer's nit, schreib's lieber in e Buch.
Zum Erste sagi: Das walt Gott der Her!
Isch allemil no besser, aß e Fluch.

Der Fluch jagt d'Engel mittem Heil dervo;
Ne christli G'müeth und 's Bete zieht sie a,
Und wemme meint, me seh ne Marcher cho,
's isch numme so d'Laterne vorne dra.

Zum Anderen, un wenn en Ehrema
Ne G'schäft für ihn ellei z'verrichte het,
Se loß en mache, was goht's di denn a?
Un los nit, wemme mit dem Nachbar redt!

Un goht me der us Weg, se lauf nit no!
Gang diner Wege furt in Gottis G'leit!
's isch Uhverstand, me merkt's enanderno,
Und 's git en Uehr. — Sag, i heig der's gseit!

J. Peter Hebel.

Der Fischer an der Biese.

Kein Sternlein glänzt, schwarz ist die Nacht,
Es rauschen dumpf die Wellen,
Und einsam hält der Fischer Wacht
Bei munteren Forellen.

Rings Alles still; kein Laut, kein Wort
Dringt zu des Fischers Ohren,
Er sitzt an seinem feuchten Ort
In Schlummer halb verloren.

Bald regt er sich und reibt die Hand
Und streckt die kalten Glieder;
Das Feuer glimmend auf dem Sand
Belebt er emsig wieder.

Erschrocken richtet er sich auf,
Er höret nahe Schritte,
Zwei Männer nehmen ihren Lauf
Zu seiner kleinen Hütte.

Die Fremden treten bald herbei,
Zwei mächtige Gestalten,
Die Mäntel lassen keinen frei
Mit ihren weiten Falten.

Der Fischer ruft die Männer an:
„Was habt ihr hier verloren?
Ihr seht, ich bin kein tauber Mann,
Laßt mich nur ungeschoren.“

„Dein Feuer führte uns zu dir,“
Sprach einer von den Beiden,
„Wir möchten kurz verweilen hier,
Wenn du es gern magst leiden.“

„Ihr seid verirrt, wie ich wohl denk,
Seid nicht auf rechtem Wege . . .
Bei Nacht da sieht man nicht die Ränk'
Der Pfade und der Stege.“

„So ist's, und wenn es dir beliebt,
So reich' uns deine Hände,
Du bist der Pfade wohl geübt,
Und leit uns an das Ende.“

„Thust du es, wird dich nimmermehr
Die rasche That gereuen,

Kennst du nach Basel sichere Fähr'?
Der Lohn wird dich erfreuen!"

„Nach Basel? nun ich frage nicht,
Woher ihr seid gekommen.
Ich thue schweigend meine Pflicht,
Mög's euch, ihr Herrn, nur frommen.

„Doch ruht erst eure Glieder aus,
Laßt mich ein Mahl bestellen.
Kommt hier in dieses kleine Haus;
Belieben euch Forellen?"

Bald stand ein köstlich Fischgericht
Auf einem Tisch von Weiden.
Es säumten sich die Fremden nicht,
Es schmeckt gar wohl den Beiden.

Der Fischer sah beim Feuerschein
Den Männern in die Augen:
— Das müssen hohe Herren seyn,
Die nicht zu Fischern taugen!

Allein er hat ein treu Gemüth,
Er fragt nicht nach dem Stande,
Er hilft, wo er Gefahren sieht,
Trägt nicht: aus welchem Lande?

Die Fremden hatten sich erquickt,
Sie standen auf vom Tische,
Die Hand des Fischers ward gedrückt,
Gesankt ihm für die Fische.

„Nun Alter, leit' uns sichern Weg,
Geh's auch durch Sumpf und Pfühle,
Wir folgen über Pfad und Steg;
Wann sind wir denn am Ziele?"

„Wir gehn den nächsten Weg dahin,
Erreichen's in zwei Stunden.
So wahr ich Christ und ehrlich bin,
Wird sicher es gefunden."

Der Fischer tritt nun rasch voran,
Es folgen ihm die Beiden.
Nächst an der Wiese zog die Bahn,
Bedeckt von hohen Weiden.

Durch Sümpfe geht's und über Stein,
Gleichviel, es geht doch weiter.
Und endlich hält der Fischer ein,
Es halten die Begleiter.

„Gelöst, ihr Herrn, ist nun mein Wort!
Ich that nach euerem Willen,
Mög' nun das reiche Basel dort
Euch andre Wunsch' erfüllen.“

„Wohlan, du bist ein Ehrenmann!
Du sollst nun auch erfahren,
Wem treue Dienste du gethan —
Sieh mich, den Mann von Jahren!

„Ich bin Karl Wilhelm, dein Markgraf —
Mich freut's, daß noch vorhanden
So biedre Männer treu und brav
In meinen obern Landen.

„So Männer, die den Fremdling gern
Mit Wort und That berathen,
In deren Brust die Falschheit fern:
Sind Zierden in den Staaten.

„Trägst du auch noch so rauh Gewand,
Ich weiß was drunter wohnet.
Nimm, Wadrer, deines Fürsten Hand,
Und sag', was dich belohnet.

Der Fischer wirft sich auf ein Knie,
Er küßt des Fürsten Hände:
„Belohnung, Herr? So sei sie die,
Daß ich mich Euch verpfände.“

„Gut, komm nach Basel in mein Haus
Nach deinem Wohlgefallen;

Du gehest ein und gehest aus
Gleich meinen Rätthen allen."

Und in des Fischers Augen treu
Erglänzen Freudenstrahlen.
„Herr Markgraf, diese Ehre sey
Mir mehr als alle Ehren!"

Wohl alle Wochen einmal trug
Nach Basel er Forellen,
Dem Herrn Markgrafen nach Befug
Dieselben zu bestellen.

Der kräftigste, der schönste Fisch,
Den nur die Wiese nährte,
Der mußte auf des Herren Tisch,
Den hoch der Fischer ehrte.

Und es verstrich geraume Zeit —
Der Fischer an der Wiese
Verlebte in Zufriedenheit
Die Tage still und süße.

Da kam einmal ein schöner Brief
Von Fürstenhand geschrieben.
„In meiner Seele bist Du tief
Mit Deiner Treu' geblieben.

„Ich will Dir keinen großen Lohn
Für Deine Treue schenken,
Nimm nur, Du wadrer Landessohn!
Von mir ein Angedenken.

„Für Dich und für Dein ganz Geschlecht,
Das lange sich nicht schließe,
Empfange Du das Fischerrecht
Dort in der muntern Wiese."

Zu Maulburg in der Kirche steht
Ein Grabstein für den Braven;
Bis einst des Richters Ruf ergeht,
Wird er getrost dort schlafen.

Der Schütze von Schopfheim.

Hoch auf des Berges Rücken
Da liegt bemoost Gestein,
Das sollen von dem Schlosse
Steinegg die Trümmer seyn.*)

Sie blicken still und traurig
Herab in's Wiesenthal;
Die liebe Abendsonne
Grüßt sie mit ihrem Strahl.

Dort auf der hohen Beste
Lebt' einst ein Schwesternpaar,
Mildthätig und bescheiden
Und sittsam immerdar.

Als ihres Lebens Abend
Zu nahen sich begann,
Verließen sie die Stammburg
Mit Dienern und Gespann.

Sie wohnten dann zu Schopfheim
In ihrem eignen Haus,
Und stellten Schloß und Güter
Dem jungen Vetter aus.

Sie speisten da die Armen
Und halfen Jedem gern,
Und dienten mehr mit Werken
Als Worten Gott dem Herrn.

An einem Sommertage
Lustwandelnd in dem Wald,
Im eifrigen Gespräche
Verirrten sie sich bald.

*) Bei dem Weiler gleiches Namens zwischen Säckingen und Schopfheim.

Die Sonne war gesunken
Hinab die Bergeßfluh,
Die Schwestern fanden nimmer
Den Weg der Heimath zu.

Und beide knieten nieder,
Zum Himmel stieg ihr Fleh'n:
„O laß uns, Allerbarmmer,
Den sichern Ausgang seh'n!“

Raum richten vom Gebete
Sie wieder sich empor,
Da sprang aus dem Gebüsch
Ein Ungethüm hervor.

Sie schrieen auf, daß gellend
Es in die Ferne drang,
Und hielten sich einander
Umschlossen todesbang.

Doch in dem Augenblicke
Erscholl ein Büchschenschuß —
Durchbohrt zu ihren Füßen,
Das Thier verenden muß.

Die Schwestern sanken nieder
Wie Marmorbilder bleich,
So findet sie der Schütze
Und er erkennt sie gleich.

Bald ruft er in das Leben
Sie wiederum zurück,
Und segnend auf dem Manne
Verweilt der Schwestern Blick.

„Dankt Gott! ihr seid gerettet,
Da seine Hand mich hier

Zust noch zur guten Stunde
Geführt in dies Revier."

Dort lag in seinem Schweiße
Der Rieseneber kalt,
Der hatt' in diesen Gründen
Längst seinen Aufenthalt.

Der Jäger führt die Frauen
Zurück auf sicherem Pfad.
Von Lohn will er nichts wissen,
Der wahre Kamerad :

„Dafür wollt ihr mich lohnen,
Daß ich, was Pflicht, geübt?
Was ich, that ja ein Jeder
Für euch, so allgeliebt.

„Da soll mich Gott behüten!
Belohnung nehm' ich nicht;
Ein Schuft nur läßt sich zahlen
Für die gethane Pflicht."

So sprach der Schütz von Schopfen,
Der Mann so schlicht und gut;
Sein Namen ist verklungen,
Doch nicht sein Edelmuth.

Die Schwestern aber schenken
Dafür dem Schützenstand
Ein Stück vom schönsten Walde
Als ihres Dankes Pfand.

Der „Schützenwald“ grünt lustig
Bis auf die heutige Stund,
Und immer neu floriret
Der edle Schützenbund.

Lörrach's Ursprung.

Lörrach, einst Hauptort der Herrschaft Rötteln und der Landgrafschaft Sausenberg, vom Jahr 1809 bis 1815 Hauptstadt des bad. Wiesentkreises, bildet jetzt den Mittelpunkt der oberländer Gewerbs- und Handelsthätigkeit, wozu es seine günstige Lage im Wiesenthale ohnweit Basel, in einer schönen und fruchtbaren Gegend, von selbst erhoben hat. Die älteste Geschichte dieses Ortes liegt sehr im Dunkeln, und läßt sich das Ermittelte auf folgende Notizen zurückführen. Kaiser Ruprecht erhob das Dorf Lörrach, das im elften Jahrhundert den Herrn von Rötteln gehörte, im Jahr 1463 zu einem Marktflecken. In früherer Zeit soll der Ort eine Burg gehabt und mehreren freiherrlichen Geschlechtern, worunter das von **Eptingen** als das bedeutendste genannt wird, zu Lehen gegeben worden seyn. Auch Herren von **Lörrach** gab es hier, von denen übrigens die Geschichte nichts Bemerkenswerthes überliefert hat, und die schon im 15. Jahrhundert spurlos untergegangen sind. Von dem Burgeschlosse, das hier zu Lehen diente, weiß man nicht einmal die Stelle, wo es erbaut war. Ob die Stadt von einer solchen Burg ihren Namen erhalten habe, ist zweifelhaft. Gewiß ist, daß die Lerche das alte Wappen der Stadt war. Im Jahr 1682 wurde **Lörrach** von Markgraf **Friedrich Magnus** zur Stadt erhoben, und 8 Jahre darauf (im J. 1690) wurde die von Markgraf **Friedrich V.** im J. 1650 in Rötteln errichtete „Landschule“ von dort als Pädagogium nach **Lörrach** verlegt, nachdem schon vorher die Behörden, sonst in Rötteln ansässig, hierher verpflanzt worden waren, wodurch der Urbanisirung des Ortes eine breitere Grundlage gegeben ward.

Burg Rötteln.

Am breiten Ausgang des Thals, zwischen der Aander und Wiese, prängt auf waldigem Hügel die Burg Rötteln hervor, weithin die Gegend beherrschend und ihr erster Schmuck. Nur wenige Schlösser am Rheinstrome können sich, was die Schönheit der Lage betrifft, mit dem Rötteler messen. Ehrwürdig durch Alter und Geschichte schaut von seinen Zinnen ein Stück des Mittelalters, wohl ein Jahrtausend groß, herab ins Thal, vergraben an seinem Ursprung im Staub der Documente; die frühere Zeit bis hinauf ins Grau des Alterthums mißt hier kein Auge, ihrer Thaten auch noch so kundig. Wer nur darauf verfallen konnte, dies Schloß, das an jedem Stein den teutschen Ursprung verräth, oder auch nur den wohlerhaltenen äußersten Thurm, der gerade am lautesten gegen das Römerthum zeugt, in die Zeit des beherrschenden Alterthums hinaufzücken zu wollen! An Thürmen und Thoren, an Fensterischen, Einfriedigungen u. s. w. sieht man unschwer, sowie an der unterscheidenden Vorburg, die Wahrzeichen des teutschen Ritterthums, das einst Tage hohen Glanzes hier verlebte. Längst ist die goldene Pracht zerstoßen, die Zinnen sind eingefallen, die Säle sind Wohnstätten des kriechenden Gewürms geworden, und im Burghof wächst Gras für mackernde Ziegen. Von hier aus genießt der Beschauer einen reizvollen Ausblick. Durch das Thalgelände zieht sich ein bunter Wechsel von Dörfern und Weilern, von schattigen Höhen und fruchtbaren Feldern hin, ein lachendes Landschaftsbild, von einem engen aber goldenen Rahmen eingefast. Links haftet der Blick über Schopfheim hinaus an den Riesen des Schwarzwalds; rechts ab fällt das Auge über Lörrach mit seiner weinhügeligen Umgebung, nachdem die altehrwürdige Schweizerstadt voll Reichthum und aristokratischen Stolzes sich hinter des Thales weitauslaufenden Armen vornehm der Perspective entzogen, auf die Bergreihe des Jura hin, die sich hereinzieht durch die Schweizergesilde, und das nahe baselische Landschaftsgebiet, reich von Burgen behangen und mit lieblichen Thälern geschmückt, quer durchwindet. Dem geschärften Auge liegen selbst die mit ewigem Eise bepanzerten Gletscher, wenn die Strahlen der Sonne den hüllenden Wolfenschleier

verdünnen, nicht zu ferne. Wie ein Silberfaden schlängelt sich die Wiese über den bunten Teppich des Thales hin, Namen und Ruf und reiche Nahrungssäfte ihm bietend und stürmisch entgegen schwellend dem prachtvollen Strome, an dessen Ufern der römische Kaiser Probus (reg. 267 — 282 n. Chr.), siegreich gegen die Deutschen am Rheine, wie gegen deren Stammgenossen — die Perser, durch seine Legionen die ersten Nebenpflanzte. Einer der mächtigsten Dynasten im (vormals bekanntlich den schwäbischen Landen zugehörenden) Breisgau war im elften Jahrhundert der Freiherr von Rötteln, von dessen Geschlecht die Geschichte wenig Kunde gibt. Einer dieses Geschlechts, Dietrich von Rötteln (Rötelein)*) verwaltete das Schirmamt über die diesseitigen Güter der Kirche St. Alban zu Basel; sein Name vererbte sich, nach der Sitte der damaligen Zeit, bis in's vierte und fünfte Geschlecht; das ganze Geschlecht aber erlosch schon dritthalbhundert Jahre nach ihm.**)

Nach der Theilung der badischen Lande kam Rötteln unter Markgraf Ernst an die jüngere, oder (wie sie später auch hieß) die protestantische Linie (Baden-Durlach) im Jahr 1535. Unter Ernsts Sohne, Karl II., wurde 1556 die lutherische Confession durch Basler Theologen, insbesondere durch den gelehrten Dr. Sulzer, in der Röttler Herrschaft und der obern Landesgegend eingeführt. Mehrere badische Markgrafen, unter andern der aus dem dreißigjährigen Kriege bekannte Georg Friedrich, wohnten auf dem Schlosse, auch liegen mehrere derselben in der Rötteler Kirche begraben. Ueber das Alter dieser Kirche, geschmückt mit den Rötteln'schen, Badenweiler'schen und Badischen Wappen, gibt es keine documentirte Gewißheit. Das Schloß Rötteln war häufig kriegerischen Anfällen ausgesetzt. Sogar die Basler, und diese zuerst, belagerten es 1333, jedoch erfolglos: wie denn die eisernen Waffen Basels bis auf die neueste Zeit herab fast immer unterlegen sind. Im 30jährigen Kriege, wie schon vorher im Bauernkriege, hatte Rötteln viele Drangsale zu überstehen. Im Orleans'schen Successionskrieg ward es nebst den Schlössern zu Badenweiler und Sausenburg von den Franzosen 1678

*) Der Name kommt vom „rothen Leuen“ den er im Wappen führte.

**) Siehe J. Bader's „Badische Landesgeschichte“ S. 109.

erobert und zerstört. Seitdem liegt es in Ruinen, die noch Zeugen sind von seiner ehemaligen Größe und Herrlichkeit. Der einst bedeutende Marktflecken Rötteln (eine Stadt ist Rötteln nie gewesen, wie Manche irrtümlich behauptet haben), unweit des Schlosses liegend, ist von der Zeit an zu einem bedeutungslosen Dörfchen, durch nichts mehr ausgezeichnet als durch einen reizenden Pfarrsitz, herabgesunken. Dagegen ist aus seinen Trümmern wie eine Colonie die Stadt Lörrach entstanden, die bis dahin nur ein Marktflecken war.

Niedligers Tochter.

Spinnet, Töchterli, spinnet, und Zergli, leng mer der Haspel!
D'Zit vergoh, der Dbed chunnt und 's streckt si in's Früejjohr.
Bald gohts wieder use mit Hauen und Rechen in Garte.
Werdet nur flißig und brav, wie's Niedligers Tochter!

In de Berge stoht e Huus, es wachse jez Wesme
uffem verfallene Dach, und 's regnet aben in d'Stube.
Frili 's isch scho alt, und sin jez anderi Zite,
Weder wo der Simme-Frig und 's Eveli g'huust hen.
Sie hen 's Huus erbaut, die schönsti unter de Firste,
Und ihr Name stoht no näumen am rueßige Tremel.
Het me gfrogt, wer sin im Wald die glücklichsten Ehlüt,
Het me gseit: „der Simme-Frig und 's Niedligers Tochter!“
Und 's isch dem Eveli grothe mit gar verborgene Dinge.

Spin net, Ghinder, spinnet, und Zergli, hol mer au Trieme! —
Mengmol, wo der Frig no bi den Eltere glebt het,
Het en d'Muetter gno, und gfrogt mit biwegliche Worte:
„Hesch di no nit anderst bsunne? G'falle der 's Meiers
Matte no nit besser zue siner einzige Tochter?“
Und der Frig het druf mit ernstliche Worten erwiedert:
„„Nei, sie g'falle mer nit, und anderst b'sinni mi nümme.
's Niedligers suferi Tochter zue ihre Tugede gfallt mer.““ —
„D'Tugede loß den Engle! Mer sin jez no nit im Himmel!“ —
„Lönt de Ghüeihe 's Heu ab's Meiers grasige Matte!““ —
„D'Muetter isch e Her!“ — „Und soll au d'Muetter e Her sy,

Muetter hi und Muetter her, und 's Töchterli willi!'" —
 „'s Meideli soll's gwiß au scho triibe, d'Nochbere sage's." —
 „Sel isch en alte B'richt, und dorum chani's nit wende.
 Winkts mer, se mueß i cho, und heißt es mi näumis, so thuenis.
 Luegt's mer no gar in d'Augen, und chummi em nöcher an Buese,
 Wird's mer, i weiß nit wie, und möchti sterbe vor Liebi.
 's isch ke lieblicher Gschöpf, aß so ne Herli, wo jung isch.'" —

Näumis het d'Muetter gwüßt. Me seit, das Meideli seig gwiß
 In sim zwölfte Johr e mol elleinig im Wald gsi,
 Und hab Erberi g'suecht. Uf eimol hört es e Ruusche,
 Und wo's um si luegt, se stoht in goldige Hoore,
 Nummen en Ehle lang, e zierlig Frauveli vor em,
 Inneme schwarze Gwand und g'stickt mit goldene Blueme
 Und mit Edelgstei. „Gott grüß di, Meideli!" seit's em,
 „Spring nit furt, und förch mit nit! I thue der fei Leidli."
 's Eveli seit: „Gott dank der, und wenn du 's Erdmännli's *)
 Frau bisch,

Willi di nit förche!'" — „Jo freili," seit es, „das bini. —
 Meideli, los und sag: channsch alli Sprüchli im Spruchbuech?" —
 „Jo, i cha sie alli, und schöni Gibetli und Psalme.'" —
 „Meideli, los und sag: gohst denn au flißig in d'Ehliche?" —
 „Alli Sunntig se thueni. I stand im vorderste Stüehli.'" —
 „Meideli, los und sag: folgst du, was 's Muetterli ha will?" —
 „He, wills Gott der Her, und froget 's Muetterli selber!
 's chennt ich wohl, i weiß es scho, und het mer scho viel gseit.'" —
 „Meideli, was hest du g'seit? Bisch öbbe 's Niedligers Tochter?
 Wenn de mi Gotte bisch, se chumm au zue mer in d'Stuebe!"
 Hinter der Brumberi-Hurst gohts uf verschwiegene Pfade
 Tief dur d'Felsen i. Hätt 's Frauveli nit e Laternli
 In der Linke treit, und 's Eveli sorgli am Arm g'fuehrt,
 's hätt der Weg nit gfunde. Jez goht e silberni Thür uf.
 „O Her Jesis, wo bini? Frau Gotte, bini im Himmel?" —
 „Nei doch, du närrisch Chind. In mi'm verborgene Stübli
 Bisch, bi diner Gotte. Sig nieder und biß mer Gottwilche!
 Gell, das sin chospere Stei an mine gligrige Wände?
 Gell, i ha glatti Tisch? Se sin vom suferste Marfel.

*) Aus der Haselhöhle.

Und do die silberne Platten, und do die goldene Teller!
 Chumm, is Hunigschnitten und schöni gwundeni Strübli!
 Magsch us dem Chägeli Milch? Magsch Wi im chrystalene
 Becher?" —

„Nei, Frau Gotte, lieber Milch im Chäheli möchti.“

Wones gesse het und trunke, seit em si Gotte:

„Chind, wenn d'flüssig lehrsch, und folgsch was 's Muetterli ha will,
 Und chunnsch us der Schuel und gohsch zuem heilige Nachtmohl,
 Willi der näumis schide. Zeig, wie, was wär der am liebste?
 Wärs das Trögli voll Plunder? Wärs do das Rädli zum
 Spinne?" —

„Bald isch's Plunder verrisse, Frau Gotte, schenket mer's
 Rädli!" —

„'s Rädle will gspunne ha. Nimm lieber's Trögli voll Plunder!
 Siehsch die sideni Chappe mit goldene Döpfene gsprenget?
 Siehsch das Halstuech nit mit siebefarbige Streife,
 Und e neue Rock, und do die gwässerti Hoorschuer?" —

„Jo, 's isch mer numme z'schön. Frau Gotte, schenket mer's
 Rädli!" —

„Willsch's, se sollsch's au ha, und chunnts, se halt mer's in Ehre!
 Wenn de 's in Ehre hesch, solls au an Plunder nit fehle,
 Und an Segen und Glück. I weiß em verborgeni Ehräste.
 Sieder nimm das Rösli und trag mers sorglich im Buese!
 Aß denn au öbbis hesch von diner heimliche Gotte!
 Los, und verlier mers nit! Es bringt der Freuden und Gesundheit.
 Wärsch mer nit so lieb, i chönnt der jo Silber und Gold ge.“
 Und jez het sie's ghüßt, und wieder usen in Wald gfuehrt:
 „Bhüet di Gott, und halti wohl, und grüeß mer di Muetter!" —
 So viel isch an der Sach, und deshalb het me ne nogseit,
 D'Muetter seig e Her, und nit viel besser ihr Meidli.

Nu das Meideli isch mit si'm verborgene Blüemli
 Hübscher vo Tag zue Tag und alliwil lieblicher worde.
 Und wo's us der Schuel mit andere Chindere cho isch,
 Und am Ostertag zuem Nachtmohl gangen und heim chunnt,
 Nei, se bhüetis Gott, was stobt im heitere Stübli?
 's Rädli vo Birbaumholz, und an der Chunkle ne Riste

Mitteme zierlige Band us rosiger Siden umwunde,
 Unte ne Fetschli dra, und 's Gschirli zuem Neze vo Silber,
 Und im Ehreß e Spüehli, und scho ne wengeli g'spunne.
 D'Gotte het der Anfang gmacht mit eigene Hände.
 Wie het mi Eveli gluegt! Was isch das Eveli gsprunge!
 Gsangbuech weg und Maie weg und 's Rädli in d'Arm gno,
 Und het's g'hüßt und druckt. „D liebi Frau Gotte, vergelts
 Gott!“

's het nit z'Mittag gesse. Sie hen doch e Hammen im Ehöl gha.
 's isch nit usen in's Grünen mit andere Ehindere gwandlet,
 Gspunne hets mit Händ und Füesse; het em nit d'Muetter
 's Rädli in Chaste gstellt, und gseit: „Gedenke des Sabaths!
 Isch nit Christus der Her hüt vo de Todten erstande?“ —
 Nu, di Rädli hesch. Doch Eveli, Eveli, weisch au,
 Wie mes in Ehre haltet, und was d'Frau Gotte wird gmeint ha
 Frili weisch's, worum denn nit, und het sie 'm verheißt:
 „Wenn de 's in Ehre hesch, solls au an Plunder nit fehle
 Und am andere Sege;“ se het sies g'halte wie's recht isch.
 Het nit in kurzer Zit der Weber e Trogete Garn gholt?
 Hets nit alli Johr vom finste gliichliche Fade
 Tuech und Tuech uf d'Bleiche treit und Strängli zuem Färber?
 He, me het jo gseit, und wenns au duffen im Feld seig,
 's Rädli spinn elleinig furt, und wie si der Fade
 Unten in d'Spuehle zieh', wach's unterm rosige Bendel
 D'Riste wieder no, — sell müest mer e hummliigi Sach sy; —
 Und wer het im ganze Dorf die suferste Ehleider
 Sunntig und Berchtig treit, die reinlichsten Ermel am Hemd gha,
 Und die suferste Strümpf und alliwil freudigi Sinne?
 's Frauweli im Felsseg'halt si liebliigi Gotte.
 Drum het's Simme's Frig, wo's achtzeh' Summer erlebt het,
 Zue der Muetter gseit mit ernstlige Mine und Worte:
 „Numme 's Niedliger's Tochter zue ihre Tugede gfallt mer!“
 Muetterherz isch bald verschreckt, zwor sotti's nit sage.
 Wo sie wieder e mol vo's Meiers Tochter und Matte
 Ernstlig mittem redet, und wills mit Dräue probiere:
 „'s git e chräftig Mittel,“ seit sie, „wenn de verbert bisch.
 Hemmer für's Niedliger's g'hunst? Di, Vater setzt di ufs
 Pflichtheil,

Und de besch mi Sege nit, und schuldig bist du dra." —
 „Muetter," erwiedert der Stimme, „soll Euer Sege verscherzt sy,
 Stand i vom Eveli ab, und gehri vom Vater ke Pflichtheil.
 3' Stette*) sitzt e Werber, und wo men uffeme Berg stobt,
 Lütet d'Türkeglocke an allen Enden und Orte.
 Bluet um Bluet, und Chopf um Chopf, und Leben um Lebe.
 Färbt mi Bluet e Türkesäbel, schuldig sin Ihr dra!"

Wo das d'Muetter hört, se sitzt sie nieder vor Schrecke:
 „Du vermessene Chind, se nimm sie, wenn de sie ha witt!
 Aber chumm mer nit go chlage, wenn's der nit guet goht." —
 's isch nit nöthig gsi. Sie hen wie d'Engel im Himmel
 Mit enander g'lebt, und am verborgene Sege
 Wo der Gotte hets nit gfehlt im hüßliche Wese.
 He, sie hen so z'legt vo's Meiers grasige Matte
 Selber die schönsti g'meibt, 's isch Alles endli an Stab cho,
 Und hen Freud erlebt an frumme Chinden und Enkle. —
 Thüent jez d'Räder weg, und Zergli, der Haspel uss Chästli!
 's isch afange dunkel und Zit an anderi G'schäfte.

Und so hen se 's gmacht, und wo sie d'Räder uf d'Site
 Stellen, und wen go, und schüttle d'Agle vom Fürtuech,
 Seit no's Breneli: „So ne Gotte möchti wohl au ha,
 Wo eim so ne Rad chönnt helfen und so ne Rösli."
 Aber d'Muetter erwiedert: „'s chunnt uf kei Gotten, o Breni,
 's chunnt uf 's Rädli nit a. Der Flis bringt heimliche Sege,
 Wenn de schaffe magsch. Und besch nit 's Blüemli im Buese,
 Wenn de züchtig lebsch und rein an Sinnen und Werke?
 Gang jez und hol Wasser und glitsch mer nit usen am Brunne!"

J. Peter Febel.

Die Häfnet-Jungfrau.

Better, wo simmer doch echterst? Bald glaubi, mer seige
 verirret.

's schlacht kei Uhr, me hört ke Guhl; es lütet ke Glocke;

*) Pfarrdorf Stetten, eine halbe Stunde von Lörrach.

Wo me löst, und wo me luegt, se findt me fe Fuesstritt.
 Chömmet do das Wegli ab! Es isch mer, mer seige
 Nümme wit vom Häfnet-Bugg. Suft grusets mer, wenni
 Drüber mueß; jez wäri froh. Der Sunne no möcht es
 Schier gar Zehni sy. Sel wär fei Fehler, mer chäme
 Allwil no zitli gnueg go Steine bis Mittag. —
 Geltet, was hani gseit! Gottlob, do simmer am Häfnet,
 Und jez weißi Weg und Steg. Der hent doch au betet
 Hüte früeh, wills Gott, und hentich gwäschen und d'Hoor
 gstrehlt

Mittem Richter? Mengmol müen au d'Finger der Dienst thue,
 Und der sehnt mer schier so us. Jo, Better, i warnich,
 Wemmer bim Brunne sind, me würdich wäschen und strehle.
 's stobt im Wiesethal und in den einsame Matte
 No ne Huus, me seit em numme 's Steinemer Schlößli. *)
 's thuet de Hamberchs-Lüten und 's thuet de Buure, wo
 gfrohnt hen,

Bis es gstanden isch mit sine Staflen am Giebel,
 Au fei Zahn meh weh. Doch liege sie rüehig im Bode,
 D'Häfnet-Jumpfere nit, wo vor undenkliche Zite
 In dem Schlößli ghuset het mit Vater und Muetter.
 's isch e Zwingher gsi, und 's het des Frohnes fei End g'ha,
 Bald uss Tribe, bald zuem Bauen oder an Acker,
 z'Nacht zuem Hüeten in's Feld, und het der Zwingher und
 d'Zwingfrau

Nüt meh gwüest, isch d'Tochter cho, ne zimpferig Dingli
 Mitteme Zuckergsicht und marzipanene Hälkli.
 Bald het ein go Basel müessen oder no witerß,
 Salbe hole, das und deis zuem Wäschen und Strehle,
 Schueh mit gstickte Bluemen und chosperi goldene Chappe
 Mit Chramanzlete drum und sideni Hentschen und Bendel.
 Meinetder denn, sie wär e mol go Steine in d'Chilche
 Uffem Bode gange mit ihre papierene Schuhne?
 Derliger, bim Bluest, vom thüürste, wo me cha finde,
 Hen sie müesse spreite vom Schlößli bis füren an Steine
 Und durs Dorf an d'Chilchhofstür und übere Chilchhof,

*) In der Nähe des Dorfes Steinen, zwei Stunden nordöstlich von Lörrach. Die hier erzählte Sage lebt noch im Munde der dortigen Landleute.

Und am Möntig wäschen. Am nächste Samstig het Alles
 Mueße sufer sy, wie neu vom Weber und Walfer.
 's isch emol en alte Ma, 's heig Niemes si Heimeth
 Wüsse welle, neben an dem Derlinger-Tueßweg
 Gstanden an der Chilchhofthüre. „Loset, i warnich
 Zumpferli,“ heig er gseit, „'s isch mit dem Plägli nit z'spasse.
 Gohet mer so in d'Chilchen und über die graßige Gräber?
 Wie heißt's in der Bibel? Der werdets iemerst nit wüsse:
 Erde sollst du werden, aus Erde bisch du genommen!
 Zumpfere, i förch, i förch!“ — Druf seig er verschwunde.
 Sel mol uf Derlinger-Tuech in d'Chilche gangen und nümme!
 Nei, 's mueß Flanell her am nächste Sunntig mit rothe
 Bendle rechts und links und unten und obe verbendlet.
 O, wie mengmol hen doch d'Lüt im Stille der Wunsch gha:
 „Nähm di numme ne Ma im Elsis oder im Brisgau,
 Ober wo der Pfeffer wächst! Es sott der so gunnt sy.“
 Aber 's het sie Niemes möge. D'Muetter isch gstorbe,
 Der Vater au, sie liege nebenenander,
 Und 's chunnt z'lest e Gang, wo 's Töchterli füren in Chilchhof
 Au se Flanell bruucht und eineweg d'Schühli nit wüest macht.
 Hen sie nit im Todtebaum vier Richter ins Grab treit?
 's seig nit briegget worde. Ne Vater unser hen frilig
 Alli betet, und gseit: „Gott geb der ewige Friede!“
 Drum der Tod söhnt Alles us, wenns numme nit z'spot wär.
 Aber der alt Ma seig eismol wieder am Chilchhof
 Gstanden und heig gseit mit schwere bidütsfeme Worte:
 „Hesch nie das Plägli birührt, so soll di das Plägli nit tole.
 Wo du ane ghörsch, weiß numme 's Geitligers Laubi.“
 's isch so cho. Der ander Morge, women ins Feld goht,
 Stohet der Todtebaum vor usse nebe der Chilchmuur.
 Wer verbei isch, het en gseh, und 's heißt no dernebe,
 's seige Grappe gnueg druf gessen und heigen am Tuech pidd;
 Wie mes macht; wenn näumis isch, se lüegt me no meh dra,
 Jo, me hets wieder probiert, me het sie no tiefer vergrabe,
 An en andere Plaz. 's het Alles nit ghulfen und battet.
 Endli seit der Bogt: „Me müen go 's Geitligers Laubi
 Froge, wo si ane ghört.“ Me rüstet e Wage,
 Wettet d'Stieren i, und leit der Todtebaum ufe.

„Laufet, wo der went!“ Sie hen sie nit zweimol so heiße.
 Uf und furt zuem Häfnet-Bugg. Dört blibe sie b'hange,
 Z'allerndöchst am Brunne (der wüßsets) womer vorbei sin.
 In dem Brunne sitzt sie. Doch stigt sie an sunnige Tage
 Mengmol usen ans Land, strehlt in de goldige Hoore,
 Und wenn Räumer chunnt, wo felle Morge nit betet
 Oder d'Hoor nit gstreht, und wo si nit gwäschen und puzt het,
 Oder junge Bäum verderbt und Andere 's Holz stiehl,
 Seit me: sie nehm en in d'Arm, und ziehnen aben in Brunne. —
 Better, i glaub sel nit. Me seit so wege de Ehinde,
 Äß sie süßerli werden und niene näumis verderbe.
 Better, wär es so gschörl, bim Bluest, euch hätt si in d'Arm gno,
 Wo mer neben abe sin, und gwäschen im Brunne,
 Und au wieder gstreht e mol. — Nei loset, was hör i?
 's lüet z'Steine Mittag. Bal simmer duffen im Freie.
 D'Zit wird eim doch churz im Laufe, wemmen au näumis
 Mitenander z'rede weiß und näumis z'verzähle.
 Seigs denn au nit wo hr, es isch nit besser, wenns wo hr isch.
 Sehnt der jez dört 's Schlößli mit sinen edige Gieble?
 Und das Dorf isch Steine. Do füre zieht si der Chilchweg.
 J. Peter Sebel.

Der Statthalter von Schopfheim.

Better Hans Jerg, 's dunnet, es dunneret ehnen am
 Rhistrom,
 Und es git e Better! I wott, es zög si vorüber.
 's chunnt so schwarz, — nei lueget, wie's blitzt, und loset, wie's
 windet,
 Wie's im Chemi tost, und der Guhl uffem Chilchethurm gahret!
 Helfs Gott! — 's chunnt allwil nöcher und allwil stäcker.
 Ziehnt doch d'Läden a, der Glast möcht d'Auge verblende,
 Und jez holet's Chrüßli und siget do ummen, i willich
 Us den alte Zite vom Statthalter näumis verzehle.
 Friedli het me nem gseit, und het's e seltsame Bueb ge,
 Isch's der Friederli gsi in seiner Jugeb, das weiß i!
 Aber schöner as er isch fen dur's Wiesenthal g'wandlet,

Woner no Burechnecht bim alte Statthalter gsi isch.
 Chrusi Lööli het er gha und Auge wie Chole,
 Baße wie Milch und Bluet und rundi chräftige Glieder.
 's Meisters Breneli het an ihm si eigeni Freud gha,
 Er am Breneli au, doch isch er numme der Chnecht gsi. —
 Nei, wie macht's, und nei, wie schüttet's! Bringet der 's Chrusli
 Und e Ränstli Brod dezue? Jez siget und loset! —
 Vor fünfhundert Johren, i ha's vom Aetti erfahre,
 Isch e schwere Chrieg und sin Panduren im Land gsi.
 Drunter ischs und drüber gange, was me cha sage,
 Rich isch richer worden an Geld, an Matten und Hochmueth,
 Arm isch ärmer worden und numme d'Schulde hen zuo gno.
 Menge brave Ma hets nümme chönne prestiere,
 Het si Sach verloren und Hunger glitten und bettlet;
 Mengi hen si zsamme grottet zwische de Berge.
 Z'legt het no der Friede ne Paß Maroden im Land glo,
 Gföhrli Bolch mit Schwerd und Büchse, listig und unheim;
 's sin bitrüebte Zite gsi, Gott well is biwahre!
 Sell mol het e Buur uf der Egerte nieden an Farnau
 Hus und Schüre gha und Stiere, 's wärich fe Tropfe
 Wasser uffene gstanden, und uf de Matte vo Farnau
 Bis go Huse Tensch an Tensch und Schmehlen an Schmehle
 Het der Uehli gmeiht, und 's Heu uf d'Egerte heimgfuehrt;
 Aber e wüfte Ma zue dem, wie's fen meh in siebe
 Here Ländere git; im Welschland isch er so worde.
 Hätt em der Statthalter z'Schopfe nit 's Breneli endli zur
 Frau ge,
 's Breneli voll Verstand, und wie der Morge so lieblich:
 's het's fe Magd im Hus bis Betzit chönnen erlide,
 Und fei Chnecht hett' zuenem dingt. Es chunnt eim e Bettler,
 Und me git em fe Brod, se seit me doch öbben im Friede:
 „Helfich Gott!“ — Er nit! „I will der 's Bettle verleide!“
 Het er gseit, „und gang, wils Zit isch! Flich mi der Teufel!“
 Und die arme Lüt hen's Gott befohlen und briegget.
 Jedem chunnt si Zit! So öbbe ne Wuche vor Wienecht
 Het der Uehli gmezget, und het er gwurstet bis z'Obe:
 Het er z'Nacht si Chrüegli glüpfet bim brotene Ribbli.
 „Breni, gang in Cheller,“ und: „Breni leng mer z'trinke!“

Het er meh as zwenzig mol mit brochener Stimm gseit.
Gsinnet hen sie 'nemol uf siebe Mos und e Schöpli.

Aber wo meinetder, mög sel Zit der Friederli gsi sy?
Debben im Fuetergang? Bi's Meisters Stieren und Rösse?
Hender gmeint, so wohl! Scho z'Fasnecht isch er im Meister
Us de Hände gwütscht, suß hätt en der Statthalter ghüblet.
Het er näumis bösgeset, se willi 's nit verrotte;
Was gohts mi denn a? Furt isch er! Ueber e Monet
Het mer ke Spur meh gha, bis öbben afangs Aprille
Stoht er bi den arme Manne zwische de Berge.
Schön an Wuchs und Gesicht, und fründli gege de Lüte,
Muethig wie ne Feu, doch voll verborgene Bsinning,
Hen sie'n alli gern, und sage: „Sei du der Hauptma!
Was de seisch, das thüemer, und schickis numme, se göhmer,
Hundertfüßig Ma und siebenesibezig Buebe!“
Und der Friedli seit: „D'Marodi wemmer verfolge!
Wenn e riche Buur die Arme ploget und schindet,
Wemmer em der Meister zeigen, aß es en Art het,
Bis au wieder Recht und Gsesz und Ordning im Land isch.“
Helfis Gott der Her! — Jez rüest der Hauptma sim Böschli:
„Manne, was fange mer a? I hör, der Uehli het gmesget.
's wär e Site Speck wohl us der Bütene z'hole
Und e Dozzet Würst. Wie wärs? Doch 's Breneli duurt mi.
Beser ischs, es göhn e Paar, und singe ums Würstli!
Saget, i löß en grüessen, er solls im Friede verzehre
Und mer vo der Sau doch au 'ne Mästerli schicke.
Hemmer nit Menge Hirz us sine Gärte verschüchet?
Hemmer uf sine Matte ne Habermark-Störzli vertrette,
Oder e Bäumlü gschüttelt? Isch sine Chnechte und Buebe
Nummen au so viel gscheh? Sie hen doch g'hüetet und g'wässert
Z'Nacht um Eis und früeh vor Tag; sie chönne nit chlage.
Leget em's ordlig ans Herz, i wünschich gueti Berrichtig!“
Seits und 's göhn drei Bueben, und chömme mit Säcke zuem
Uehli.

„Guten Obe!“ — „Dunderschieß! Was hender, was wender?“ —
„He, mer chömme do abe vom Sattelhof.“ „Zeiget, wie sinder!“
— „So het use Meister gseit, so sagemer wieder.“

Schlimmer Wis isch, wo sie cho sin, 's Breneli näumi
 Duffe gsi, doch d'Ehnecht sin uffem Dfebank glege,
 Und der Uehli, voll Wi, git grobi Reden und Antwort.
 „Saget eurem Meister, — (es isch mit Ehre nit z'melde),
 Meister hi und Meister her, und wer isch der Meister?
 's lauft so Waar jez gnueg im Land, wo bettle und stehle,
 Schereschlifer, Hasebinder, alti Soldate,
 Sägefäller, Zeinemacher und anderi Strolche.
 Wemmen alle wott ge, me müest no mittene laufe.
 Packerich, jez isch's hochi Zit!“ — „He jo, der Gottswille!
 Nummene Hämpfeli Mehl, und nummen au so ne Würstli!“ —
 „Wart du Siebescheger, e Ribbestückli wird guet sy!
 Jobbi, gang an d'Stud, und leng mer der Fareschwanz abe!
 Wenderich packe jez gli, i frog, ihr lustige Strolche!“ —
 Jo sie hen sie packt, doch hinterne schliche vom Dfe
 D'Ehnecht zur Thüren us, und suche 's Breneli duffe.
 „Meisterne, jez isch's gfehlt, jez Meisterne helfet und rothet!
 Das und das isch gscheh, sie hent's nit an is verdienet.
 Hemmer 's Wasser g'chert, und hemmer de Hirze g'hütet
 Z'Nacht um Eis, und früeh vor Tag, mer chönne nit chlage,
 Runteräri, sie hennis ghulfe, gell aber, Jobbi?
 Aber chömmemer wieder, se werde sie anderster rede.“
 's Breneli löst und löst, es macht bidenklich Mine;
 's Breneli bindet d'Chappen, und schüttlet 's Mailänder
 Halstuech,
 's Breneli chnüpft am Füertuechbendel — „Sepli, spann's
 Ross a,
 Und e Welle Strau, besch ghört, und loß mer der Meister
 Nüt eninne werden, und gang ein d'Farnauer Stroß uf,
 Rueg, ob Alles sicher isch, und niene ke Bolch stobt!“
 Sieder chömme d'Vuebe mit leere Säcke zuem Friedli.
 Taufsig Sapermost! wie sin em d'Flammen ins Gesicht cho,
 Wo ner sie frog: „Was hender?“ und wo sie 'ne deutliche
 B'richt gen:
 „Nüt, und wüßetder was? Göhnt Ihr enandermol selber!
 's isch em Uehli z'heiß, der sollet cho, go nem bloße!“ —
 „'s isch e Wort, i gang!“ seit jez der Hauptma und funket,
 „'s soll ihn nit lang brenne, 's isch chüel im Farnauer Chilchhof!

Uehli, du hesch's lezt im Räf, sel chani der sage!"
 Seits und pfist in Wald, und gschwinder as me ne Hand chert,
 Pfists vo Wald zue Wald an allen Enden und Orte,
 Und es lauft derher von allen Orten und Ende.
 „Allo frisch, bergab! Der Egerten-Uehli het gmezget,
 's goht in eim jez hi, mer mezge hinecht der Uehli!
 's duurt mi frili si Frau, 's wird uding ab is verschrecke." —
 Jez chunnts schwarz bergab, wohl über Studen und Hecke,
 Nebe Reibbeck aben ins Tanners Wald, und vo dörtweg
 Rechts und links ins Farnauer Holz, was gischmer, was hesch mer!
 D'Wälber fahre mit Schlitte voll Spöh' der Wiese no abe,
 Sehns und huure nieder am Steinebrückli und bette:
 „Alli guete Geister!" und „Heilige Muetter Gottis!"
 Aber wo der Hauptma bi Farnau unsen an Wald chunnt,
 Dufflet er: „Buebe z'ruck! I hör e Wägeli fahre!
 's chönnt d'Factorene sy, sie isch der Remtig go Basel,
 Und der müent sie nit verschrecke, lönt mi ellei goh!"
 Seits, und wiener chunnt, wütschts übers Wägeli abe,
 Und goht uffen dar, und lueget em fründlig in d'Auge.
 „Friedli, bischs?" — „I mein's emol!" — „Se bisch mer
 Gottwilche

Unterm freie Himmel und unter de liebe Sterne!
 Gell, i darf di duze? Was wirsch doch nummen au denkt ha
 Ob mim trugige Ma und sine trugige Rede.
 Lueg, i cha nit derfür, wo's z'spot isch, seit mers der Seppli
 Dussen am Wasserstei. Es wär just anderster gange.
 D, de glaubsch nit, wieni g'stroft bi. Besseri Zite
 Hani g'lebt ins Vaters Hus. Jez sin sie vorüber.
 Chumm, do bringi der näumis, e Säckli voll dürri Chriesi,
 Schöni Gumpist-Aepfel, und au e Bizzeli Geis-Chäs,
 Do ne Säckli Haber-Mehl und do no ne par Würstli,
 Und e Vogel voll Bi, gib achtig, as es nit gäutschet,
 's isch fei Bunte druf, und au ne Rölleli Tabak.
 Chumm e wenig absitz, bis do die Wälber vorbi sin,
 Und bis ordli, hesch g'hört, und nimm di Gwissen in Dbacht."
 Aber der Friedli schwört: „Bi Gott, der Uehli mueß sterbe!
 „'s isch nit Gnab!" — Doch 's Breneli seit: „Jez los mer e
 Wörtli:

Gschwore hesch, und so, wenns Zit isch, sterbe mer alli,
 Und der Uehli au, doch loß du lebe, was Gott will,
 Und denk an di selber und an die chünstige Zite.
 So blibsch nit wie de bisch, und so ne Lebe verleidet.
 Bisch nit im Land deheim, und hesch nit Vater und Muetter?
 Debbe möchtsch au heim, den erbsch en ordeli Güetli
 In der Langenau, und gfallt der e Meidli, de hättchs gern,
 Ischs bim Metti nit Rei, de chasch no Stabhalter werde.
 Nimm, wie müests der werden, an so ne Missethat z'denke,
 Und mi 's Here Stab mit bluetige Hände z'regiere!
 Halts im Uehli z'guet! Si Grobheit nimm für en Ehr uf,
 's isch zwor keine gsi, doch denk au, aß er mi Ma isch!
 Schlacht's nit z'Schöpfen Delfi! 's isch Zit, se sag mer, witt
 folge?"

Aber der Friederli stoht, er stoht in schwere Gidanke,
 Und het d'Auge voll Wasser, und möcht gern schweigen, und
 cha nit.

Endli bricht em's Herz. „Nu so denn, wenn d' mer e Schmutz
 gisch!

Bhüetdi Gott der Her, und so, i will mi bifehre.
 Buebe, jez packet uf, mer wen im Friede verlieb neh!
 Göhnt e Paar uf d'Möhr und schießet näumen e Hirzli!"
 Seits, und goht in Wald, und lueget an Himmel und briegget,
 Bis si d'Sternen ins Morge-Liecht tunken und drin verlösche.
 Endli goht er au, doch luege mengmol enander
 D'Mannen a, und sage: „Was fehlt doch echterst im Hauptma?"
 Aber 's Statthalters Tochterli lit jez bim Uehli und stoßt en:
 „Schnarchle mer doch nit so! Me cha so nit nebe der schlofe!"
 Und der Uehli zuckt und streckt sie: „Breni, wie isch mer?" —
 „He, wie wird's der sy?" — „I ha ne bluetige Traum gha.
 Breni, 's goht nit guet, i ha mi selber seh meßge.
 Hen sie mi nit verstoichen, und in der Büttene brüeiht,
 Mittem Messer gschabt? De glaubsch nit, wie's mer so weh
 thuet!"

Aber 's Breneli seit: „He, 's macht nüt. Ghunnt der uit
 mengmol

Debbis für? Jez isch es d'Sau, drum hesch di seh meßge."
 Aber 's Uehli's Schloß isch us und schweri Gidanke

Chämpfe bis an Tag mit sine zerrüttete Sinne,
 Bis er 's Chaffi trinkt, bis 's Breneli Suppen ischnidet,
 Bis en alte Ma verzagt zur Stube-Thür itritt:
 „„Chümmi, Redholder-Beri! Will Nieme nüt chrome do
 inne?““ —

„Nei, der löset nüt!“ — „„Drum ischs mer au nit ums Löse!
 Chönni, Meister Uehli, mit euch e wengeli rede?
 Isch das eni Frau, se mag's sie's hören, es schadt nüt.
 Nechti fabri selb feuft mit Waar der Wiese no abe,
 I, mi Rößli, mi Bueb, und 's Richterlis Rößli und Matthis.
 Womer an Farnau chömme, se stohts voll Mannen und Buebe
 Links im Wald, und an der Stroß e lustigi Kerli.
 's stoht e Wibsbild binem, es mag e suferi gsi sy,
 Wenni's unter Hundert sieh, se willi's erchenne,
 Het der Mond nit gschienen, und hani d'Auge nit bemer?
 So viel hani ghört: 's isch gfluecht, der Uehli mueß
 sterbe!

Woni neben abe gang, se seit ers zuem Wibsbild.
 Witer's weiß i nüt, und witer's channi nüt sage;
 Warten isch nit guet, me löst, und wandlet si's Wegs furt.
 Bhüetich Gott, i gang, und thüent jez selber, was guet isch. — ““
 Wie het 's Breneli glost! Doch bhaltet's verständigi Bsinig.
 Hesch en denn nit gmerkt, es isch em nummen um Brenz gsi?
 Aber 's Uehlis G'hör isch weg, er lit in der Ohmacht,
 D'Auge stöhn verkehr't, me sieht fast nüt meh vom Schwarze,
 D'Zungen isch em glähmt, sie lueget vor usen, und chölschblau
 Isch er bis an Hals. Me holt der Meister vo Hage,
 Holt vo Zell der Doktor-Friedli, 's isch em nit z'helfe.
 Friedli, du hesch d'Wohret gseit, der Uehli mueß sterbe.
 Vormittag ischs so, und Nomittag ischs anderst.
 Schwege lehrt er nümnen, und siechet ebe so ane,
 Bis am dritte Tag, uf ei mol schnappt er, und endet;
 Und am Zistig d'ruf, se singt's haupthöchlige; Mitten
 Wir im Leben sind“ — d'Stroß uf zum Farnauer Chilch-
 Hof.

Furt treit hen sie en, sell isch gwiß, doch heißt es, en Andre
 Heig en gholt, und 's gang zue Ziten e bluetige Eber.
 Göhntder z'Nacht vom Bergwerch heim, und hentder uf d'Site

Gladen, und der sehnt en Eber mit bluetige Wunde,
 Gähnt em still usweg. Es isch der Egerten-Uehli.
 Sehnt der nüt, sen isch ers nit. I ha nen no nie gseh.

Aber wer wird jez mit Zuespruch 's Breneli tröste?
 Groß isch 's Leid lust nit, und siebe Woche no Pfingste
 Rüest me 's wieder us. Mit wem? Der werdet nit froge.
 Grüseli het der Vater gmacht, und gschworen: „I lid's nit!
 So ne vertlaufene Burst mit miner lübbliche Tochter,
 Mit mi'm Fleisch und Bluet? I führ di selber ins Zuchthus.“
 Aber was ischs gsi? — Es isch die einzige Tochter,
 Und isch Frau für ihns, und mag er rothen und warne,
 Muß ers ebe lo gscheh, — doch hets em nümnen ins Hus dörfst,
 Hets au nümme bitrette, bis no Micheli si Vater
 I'Wil dur d'Wiese rittet, er het e Wage voll Wi chaust.
 Groß isch's Wasser gsi, und finster, wo sie derdur sin,
 Und chunnt usem Weg, und 's tribt en oben und abe
 Bis er abem Choli fällt und nümnen ans G'stad chunnt.
 An der Schore-Bruck dört hen sie 'n mornderigs gfunde.

Aber jez zieht üser Paar im Friede go Schopfe
 Und nimmt B'siz vo Hus und Guet; der Friedli wird Burger,
 Führt si ordelig uf, er cha guet lesen und schribe, —
 Helfs Gott! — und stigt nootno zu Würden und Ehre.
 Wer wird Chilche-Lueger, und wer wird Weibel, und wer stoht
 Bald am Rothhus-Fenster und lächlet güetig, wenn öbbe
 Mittem Huet in der Hand e Langenauer verbei goht?
 Isch's nit mi Her Frieder mit finer lodige Stirne? —
 Nei, wie machts, und nei, wie schüttets, loset doch numme,
 Fangt's nit vornen a? — I'lest sage d'Burger: „Der Hügli
 Cha jo nit G'schriebes lese, wie chaner denn Statthalter blibe?
 's wär für Ihn, Her Frieder, und Er mueß d'Burger regiere.
 Er isch e brave Ma, in alle Stücke biwandert,
 Und Si Frau, Statthalters Bluet, mit Tugend bihaftet,
 Isch die gueti Stund, und gscheit, no gscheiter as Er schier.
 Säger nit lang Nei, 's nuzt nüt, mer lön is nit b'richte.“
 „Nu, se sagi Jo, 's regiere chunnt mi nit suur a.“
 Dreimal chlöpft der Hurlibaus — nei loset wie's schüttet,

Pueget, wie's dur d'Ehlimse bligt! — Im Pflueg und im
Engel

Hen sie tanzt bis tief in d'Nacht, und gessen und trunke.
Bohr isch's, e brävere Ma hätt d'Stadt nit chönnen erhise,
Und im Breneli gunni 's au. In d'Schopfemer Ehilche
Het er en Drgli gschafft, vor sine Ziten isch nüt gsi
(Z'Huse stobt sie no); d'Marodi het er vertribe,
Und uf d'Burger Obsicht treit, und g'rothen und g'warnet.
Aber si Frau und er, sie hen in Frieden und Liebi
Mit enander g'lebt, und Guts an Armen erwiese,
Jo, und 's isch em e Muetter zue siebe Ehindere worde.
Helfis Gott! — und 's stammt von ihnen im Schopfemer
Ehilchspiel

Mengi Famili her, und blüeht in Richthum und Ehre.
Helfis Gott, und b'hüetis Gott! Ins Here Gotts Name!
Das het chlöpft, und das het gmacht, 's isch weger e Schlag g si
Mengi Famili, se sage — die wenigste wüsse's meh selber.
Wer sie sin, und wie sie heiße, das willi jez iage.
Zwor isch 's Ehrüegli leer — nei loset, was git's uf der
Gass duß?

Better Hans Jerg, 's stürmt! Furio! 's lauft Alles der
Drau zue.

J. Peter Febel.

Auf der Gebelshöhe bei Schopfheim.

In des Eichenwaldes grüner Stille
Hingelagert in das frische Moos,
Lausch' ich dir, Natur in holder Fülle,
Aller Sorgen ist die Seele los.
Von der Höhe da hinab zu schauen
In das Thal mit seinen reichen Auen:
Unnennbare Wonne, süße Lust,
Strömt, ein volles Meer, durch meine Brust.

O Natur, wie lieblich, wie erhaben
Bist du, und wie unaussprechlich reich!

Deinen Reizen, deiner Milde Gaben,
 Welche Mutter käme dir da gleich?
 Wer Natur zur Freundin nicht erkoren,
 Ist zum halben Leben nur geboren.
 Keiner blüht kein Glück, als nur allein,
 Innig dir, Natur, vertraut zu seyn.

Wonnig Bild, du Wiesenthal da drunten!
 Lieblicher im Abendsonnengold!
 Wie ein Silberband den Kranz durchwunden,
 Windet sich durch deine Matten hold
 Unsers Feldbergs muntre Tochter, Wiese,
 Und ihr Rauschen klingt so heimisch, süße.
 Ihrer Sprache, ihrer Wellen Ton,
 Lauscht so gern des Wiesenthales Sohn.

Drüben in der Ferne dort, welch Blinken?
 Alpen, Alpen! eine Zauberwelt
 Seh' ich hoch im Himmelsraume winken,
 Von der Sonne letztem Strahl erhellt.
 Alpen, könnt' ich mich hinüber schwingen!
 Meiner Sehnsucht wird es nie gelingen.
 Ferne her grüß' ich euch tausend Mal
 Wenn ihr hold mir winkt im Purpurstrahl.

Gottes Welt in stiller Abendstunde,
 Wie erfüllt mit Freude sie das Herz!
 Blätter säuseln feiernd in der Runde,
 Betend steigt die Seele himmelwärts.
 Bist du trostlos unter deinen Mühen,
 Aufwärts zu den Höhen mußt du fliehen!
 Unnenbare Wonne, süße Lust,
 Gottes Frieden strömt in deine Brust.

Ach, und hier — im Schatten dieser Eichen,
 Auf der Höh', die Hebel's Namen trägt,
 Wo die Lüfte Geisterlauten gleichen:
 Wie wird zaubrisch hier das Herz bewegt!
 In dem Lied der Amseln, Nachtigallen,

Hör' ich, Sänger, deine Lieder schallen;
 Wenn sie schweigen, murmelt sanft der Bach
 Hebel's heitre Melodien nach.

Wenn die Klänge so vorüber schweben
 Wie vom Paradies ein Ahnungshauch,
 Ach, wie fühl ich dann die Brust sich heben,
 Und ein Lied sang' ich so gerne auch!
 Was dem Bach, der Nachtigall gelungen,
 — Hebel's Weise haben sie gesungen —
 Was die Bäume säuseln um mich her:
 Meinem Lied gelingt es nimmermehr.

Reinhard Reigel.

Dorf Eichen und sein See.

Lange vor der Reformation, zu einer Zeit, wo in dem befestigten Nachbarstädtchen Schopfheim ein Nonnenkloster war, bestand der Ort nur aus vier zum Kloster gehörigen Höfen, welche isolirt von einander lagen und wovon der Eine unter dem Namen der Freihof noch besteht und durch ein altes gothisches Thürmlein sein Alter bewährt. Der übrige Theil des Ortes war meistens Feld und Wald, besonders war aber die Anhöhe, auf welcher die Kirche steht, und von wo aus man die schönste Aussicht in das Wiesenthal genießt, mit vielen prächtigen Eichen bewachsen. Auf dem Gipfel dieses Hügels hatte einst ein Mann, Namens Pancratius, Vater einer zahlreichen Familie, beschäftigt eine Eiche zu fällen, das Unglück, von solcher erschlagen zu werden. Seine Kinder und Freunde hieben nun zum Andenken an dessen tragisches Ende ein großes viereckiges Loch in den unteren Theil des Stammes, fügten ein Bildniß des heiligen Pancratius hinein, stellten es dort auf, und wallfahrteten am Todestage jenes Unglücklichen dorthin, um für sein Seelenheil zu beten. Nach und nach kam dieser Bildstock in einen wunderthätigen Ruf; man baute eine Kapelle dazu, welche dem heiligen Pancratius geweiht wurde, und eine Menge Wallfahrer stellten Pilgerschaften dahin an. Es hieß dann nur, man wolle „zur Eiche“ wallfahren;

daher der Name des allmählig dort entstandenen Dorfes. Am merkwürdigsten ist es aber durch den nach ihm benannten „Eichener See,“ der nur eine Viertelstunde östlich vom Dorf entfernt, 1434 Fuß über dem Meere liegt und über 7 Morgen Flächenraum hat. Er ist theils von Wald, theils von Ackerfeld umgeben, ohne sichtbaren Zufluß von Wasser. Seine Farbe ist blaugraulich; die Haupteigenschaft dieses Sees ist aber, daß er sich in gewissen Perioden abwechselnd füllt und wieder ganz verliert. Mehrere Jahre hindurch steht er wasserleer, so daß sein Bett dann benützt wird, um Feldfrüchte darin zu pflanzen. Er steht unleugbar mit unterirdischen Höhlen, wahrscheinlich mit denen von Hasel in Verbindung, denn er füllte sich auch zur nämlichen Zeit, als in den Jahren 1799 und 1800 mehrere Erdeinbrüche zu Hasel vorkamen, fünfmal so mächtig an und schwoll so hoch empor, daß er auf der Seite nach Eichen hin auszubrechen drohte. Wirklich geht auch im Volke die Sage, daß er, einer alten Prophezeiung zu Folge, einst sein Bett durchbrechen, und die Vorstadt von Schopfheim unter Wasser setzen werde. Gewöhnlich füllt er sich nach langem Regenwetter, wenn die unterirdischen Höhlen voll Wasser sind. Ist sein Becken wieder trocken, so erblickt man darin weder Löcher noch Rißspalten. Seit mehreren Jahren aber war er nicht mehr mit Wasser angefüllt und scheint es auch nicht mehr werden zu wollen.

(Vergleiche darüber die Artikel in K o l b s und in S h n s Lexikon von Baden.)

Der Eichener See.

(Erzählung nach einer Volksage.)

Außerhalb der verschütteten Gräben und Mauern der ehemaligen Feste Schopfen (jetzt Schopfheim) erheben sich uralte Linden, in deren Schatten die Kinder einen angemessenen Tummelplatz fanden, und worunter auch die Erwachsenen an schönen Abenden oder Sonntagen sich zu geselligen Spielen vereinigten.

Ein milder Septembertag war vorüber, das Geräusch der Geschäfte verstummt, und eine ruhige Stille lag über dem Thal. Durch die Zweige der hohen Linden flüsterte ein leiser Hauch,

sanft, wie die Sprache der Liebe. — Herzinnig nun schlang ein Jüngling ein holdes Mädchen, mit dem er seit etlichen Minuten unter den Linden lustwandelte.

„Katharina,“ sagte der Jüngling, „würdest du mit Johannes, dem Wirth zum fliehenden Hirschen, glücklicher seyn, als mit Georg, dem schlichten Weber?“

„Welche Frage, Georg, nachdem ich dir schon einen Kuß gegeben! Ist er dir nicht das Zeichen meiner Liebe, Schwur und Pfand meiner Treue? Mit dem Manne bin ich glücklich, den ich liebe, mit einem andern gewiß nicht. Und weißt du schon, was mein Vater heute zu mir gesagt hat?“

Sie standen gerade neben einer Bank, die sich rings um einen dicken Lindenstamm hinzog; Georg setzte sich nieder und zog Katharina auf seinen Schoos. „Rede mein Herz, rede,“ sprach er, und legte seinen Arm über die Schulter der Geliebten.

„Nahe sind wir am Ziele, Georg, näher als du glaubst; unser Glück ist nicht mehr ferne. Heute, als der Vater zu Mittag gegessen und alleine noch am Tisch saß, rief er mich zu sich. Das Herz klopfte mir; doch nahm er freundlich meine Hand und hieß mich sitzen. Katharina, sagte er, ich weiß es, daß du den Georg liebst, den Wirth aber, den Johannes, nicht leiden magst. Du erhältst jetzt auch meine Zustimmung. Deiner Großmutter hast du es zu verdanken; sie hat den Johannes auskundschaftet; er sey im Geheimen ein nichtswürdiger Mensch und habe auch andere Mädchen schon betrogen. Sein neues Wirthshaus in der Vorstadt draußen, die immer mehr Häuser bekommt, gefällt mir zwar, aber ich will doch nicht, daß du die fliehende Hirschwirthin werdest. Wenn sich der Georg immer so gut hält, so sag ihm, daß er frei in unser Haus kommen darf, ich werde nimmer so unwirsch mit ihm reden. Ich fiel meinem Vater um den Hals und sprang hernach zur Großmutter, sie zu küssen.“

Von dem süßen Glücke naher Zukunft übermannt und von der Freude unerwarteter Wendung berauscht, preßte Georg die Geliebte an seine Brust und bedeckte ihr Gesicht mit heißen Küssen. „Kein Mensch ist reicher, keiner glücklicher, als ich; Katharina, durch dich bin ich es!“ rief er jubelnd. „Aber auch deine Tage will ich verschönen, dein Leben verfügen, mein theu-

res Mädchen, durch unverwelfliche Liebe und ewige Treue, glaub es mir, Katharina!" Und abermals küßte er den kleinen Mund der Holden.

Die nahe Thurmuh'r kündete gerade die neunte Stunde, und Katharina mahnte an die Heimkehr. „Noch Eins!" sagte der glückliche Georg. „Morgen ist Sonntag und der Tag scheint sonnenhell zu werden; wir machen einen Spaziergang an den Eichener See und feiern dadurch den ersten Tag unserer gekrönten Liebe. Und wenn der kleine Weidling auf dem See frei ist, so kann er uns eine Stunde hin und her tragen." Katharina nahm den Vorschlag an und entfernte sich an dem Arme ihres Geliebten, nach dem Hause ihres Vaters gehend. Hinter der Linde trat eine Gestalt hervor, als die Beiden fort waren. „So, so!" rief dieselbe; „wartet, ich will mich schon rächen!"

Auf einer Anhöhe, zwischen dem Wiesen- und Wehrarthale befindet sich ein merkwürdiger See, der etliche Jauchert Land bedeckt. Das Wasser aus demselben verschwindet gänzlich, ohne daß man einen sichtbaren Abfluß kennt. Das Land, wenn es wieder trocken ist, wird dann angepflanzt und gibt reichlichen Ertrag. Gewöhnlich im Spätjahr erscheint der See wieder. Man weiß nur, daß sich das Becken mit Wasser füllt; aber Niemand kann mit Gewißheit sagen, da oder da ist es hervor- gebrochen.

An diesem See stunden am Sonntag Nachmittage Georg und Katharina. Der Jüngling band den Weidling los und vergnügt stiegen Beide hinein. Mit starker Hand stieß Georg den Rachen vom Land, daß er lustig über das Wasser hinschaufelte. Welch' Entsetzen! Plötzlich brach die eine Seite des Fahrzeugs zusammen. Mit einem gellenden Schrei, den Katharina ausstieß, sank sie, von Georg umarmt, in die Tiefe des Wassers. Nach einigen Minuten wurden Beide wieder sichtbar. Mit aller Kraft und Anstrengung suchte der Jüngling, Katharina mit dem einen Arme über dem Wasser haltend, das Ufer zu erreichen. Vergebens; er sank und mit ihm sein Theuerstes. Das liebende Paar fand vereint ein großes, nasses Grab, aus welchem sie nimmer zum glücklichen Leben emporstiegen. —

Aus dem Walde, der an den See stößt, trat Johannes, der Wirth zum fliehenden Hirsch. „Ich habe mich gerächt!" sagte

er, und sein wüßtes Auge sah scheu nach der Stelle, wo seine unglücklichen Opfer untergesunken waren. Der furchtbare Mensch hatte in der Nacht vor dem Sonntag den Weibling so geschickt durchsägt, daß es ohne genaue Untersuchung nicht bemerkt werden konnte, so, daß sich das Fahrzeug durch die Last von zwei Menschen nach und nach auseinander fügen mußte.

Jedermann bedauerte mit aufrichtigem Herzen die zwei Verunglückten und suchte den vom höchsten Schmerz erfüllten Vater Katharina's zu trösten. Allgemein schrieb man das Unglück dem Zufall, oder der Gebrechlichkeit des Weiblings zu.

In der Nacht, die auf diesen Sonntag folgte, wedte ein furchtbares Geschrei die Bewohner der Vorstadt Schopfheims. Es kam aus einem Fenster des Wirthshauses zum fliehenden Hirschen. „Rettet mich, ihr Leute, rettet mich! Seh't ihr nicht das Gewässer? Der See ist ausgebrochen — dort kommt er ja — Alles ist verloren! Sie schöpfen ihn aus, weil ich sie hinein geworfen — die Vorstadt wird untergehen!“ Der Schreier wollte durch's Fenster auf die Straße, aber ein hinzutretener Knecht hielt ihn zurück. Unten versammelte sich eine Menge Menschen. „Was ist dem Hirschenwirth geschehen — ist er wahnsinnig?“ fragte man sich unter einander. Dem Statthalter, der auch unten stand, war aber das Wort: „weil ich sie hineingeworfen!“ nicht entgangen. Er trat zu dem Hirschenwirth ein. Ein schrecklicher Traum hatte die Sinne des Missethäters verwirrt. Er antwortete auf seine Frage; aber in Einem fort schrie er: „Hätte ich den Georg und des Müllers Katharina nicht hineingeworfen, so könnten sie den See nicht ausschöpfen, und die Vorstadt und mein Haus gingen nicht unter. Rettet mich aus dem Wasser!“

Man wußte genug. Am andern Morgen wurden die einzelnen Stücke des Weiblings zusammen gefischt. Die Untersuchung brachte die That völlig an den Tag.

Reinhard Reipel.

Der Lütplager.

Im dreizehnten Jahrhunderte hauste ein Ritter Runo auf der nun schon längst in Trümmern liegenden Feste Bärenfels.

Er war ein harter, böshafter Mann, und sein Aeußeres, seine rothen struppigen Haare, sein tückisches Gesicht, entsprachen vollkommen dem Inneren. Weil er durch seine in der Umgegend ausgeübten Gewaltthatigkeiten eine wahre Plage der Leute geworden war, hieß man ihn auch allgemein nur den „Rütplager“; bald fiel es ihm ein, seine Dienstmänner nach Hasel hinabzusenden, um das Beste, was die armen Bauern besaßen, von ihnen einziehen oder gewaltsam hinwegnehmen zu lassen; bald zwang er das Volk zu den härtesten Frohndiensten; bald entführte er einem Vater die reizende Tochter, kurz, er häufte Sünde auf Sünde. Nach seinem Tode sahen ihn die Leute öfters in Gestalt eines ungeheuern ziegelrothen Raters zu gewissen Zeiten in der Nähe seines verfallenen Schlosses umherschleichen und manchmal plötzlich von Hunden verfolgt werden; noch jetzt scheut man sich nächtlicher Weile den Ruinen zu nähern, wo man wildes Hundegebell und ängstliches Rausengekreisch zu vernehmen glaubt; dann pflegt man zu sagen: „der R u n o rührt sich wieder.“

(Vergl. Pfarrer J. S ch n e i d e r's Werken: „Das Badische Oberland.“ 2c. Lörrach, 1841.)

Die Erdmannshöhle bei Hasel.

Das Pfarrdorf Hasel liegt in einem freundlichen Seitenthälchen der Wiese, am Haselbache, von S c h o p p h e i m nur anderthalb Stunden östlich entfernt, ist ziemlich alt und gehörte wahrscheinlich in früheren Zeiten den Herrn von Bärenfels, deren Burgüberreste in der Nachbarschaft aus dem Wald emporragen. Etwa 500 Schritte südlich von Hasel liegt die E r d m a n n s h ö h l e, ein würdiges Seitenstück zu der berühmten B a u m a n n s h ö h l e im Harze, und das Ziel zahlreicher Ausflüge der fremden Touristen und der Bewohner der Umgegend. Wer sie zu sehen wünscht, muß sich dieselbe vom Schullehrer des Ortes zeigen lassen, welcher den Schlüssel zu ihr in privilegirter Verwahrung hat und die Besuchlustigen mit besondern Ueberkleidern versieht, weil man dort sonst leicht die eigenen verderben und sich gefährlich erkälten kann. Das Ganze besteht

aus mehreren Haupthöhlen, Grotten und Seitengängen voll durcheinandergestürzter Felsenmassen; Wände und Decken aber sind aus Stalaktiten (Tropfsteinen) gebildet, welche die abenteuerlichsten Fantasiesspiele der Natur vorstellen. Einer dieser Stalaktiten, der *Mantel* genannt, soll bei 6 Centner schwer seyn; andere bilden an einer Seitenwand die sogenannte *Orgel* und auf einer andern Wand sind die Tropfsteine so gruppiert, daß sie wie eine *Kanzel* aussehen. In der Tiefe rauscht ein starker Bach durch die Haupthöhlen; eine entferntere Höhle führt zu einem kleinen unterirdischen See, welcher jedes weitere Vorbringen hemmt. Die interessanteste Höhle ist diejenige, welche die, gleichfalls aus Stalaktiten gebildete „*Fürstengruft*“ und den „*Sarg*“ enthält.

Die *Erdmannshöhle* war in früheren Zeiten wenig bekannt; erst zu Anfange dieses Jahrhunderts wurde sie genauer untersucht und zugänglich gemacht, so daß im Jahre 1811 die Frau Großherzogin *Stephanie* dieselbe in Augenschein nehmen konnte. Die ganze Gegend von Hasel scheint von unterirdischen Gängen durchzogen zu seyn; so findet sich z. B. selbst unter dem Pfarrhause des Ortes eine weite, geräumige Höhle, die sich unter dem Haselbache bis zur Kirche hinzieht. Einsenkungen des Bodens zeugen an verschiedenen Punkten dieser Gegend vom Daseyn vieler derartiger Höhlen, wie überhaupt die Bäche zwischen der *Wehra* und *Wiese* von *Hasel* an bis zum *Rheine* in unterirdischer Verbindung zu stehen scheinen. Auch der Bach, welcher die *Erdmannshöhle* durchfließt, hat keine sichtbare Ausmündung, sondern scheint unter der Erde bis zum *Rheine* fortzugehen. Ebenso mag der *Eichener See* (siehe den Artikel) mit dieser Höhle in geheimem Zusammenhange stehen. Eine Beschreibung der *Erdmannshöhle* mit sechs Kupferstichen wurde von Landkommissär *Lembke*, (Basel, 1803, Fol.) herausgegeben.

Die Einbildungskraft des Volkes, überall leicht angeregt zu eigenen abenteuerlichen Schöpfungen, wo die Natur in fühnen Fantasiesspielen sich ergangen, hat auch dieses merkwürdige Schachtlabyrinth mit, denselben entsprechenden Wesen bevölkert, nämlich mit dem zwerghaften *Gnomengeschlechte*, welches fast in allen Hauptgebirgen, wie z. B. im *Niesengebirge*, im *Harz* u.

eine so bedeutende Rolle spielt. Die Haseler Höhle ist der Sitz einer Menge von Erdmännlein und Erdweiblein, und hat ersteren ihre Benennung zu verdanken. Scheu geworden aber vor den überall eindringenden Lichtstrahlen der aufklärenden Neuzeit, haben sich diese, übrigens größtentheils gutmüthigen und harmlosen Geschöpfe, in die entlegensten unterirdischen Abgründe und Felsengrotten zurückgezogen und lassen sich höchstens nur noch vor den gezeigten Augen eines Frohnfasten- oder Sonntagskindes sehen.

Aber vor etlichen hundert Jahren, da war es anders; da pflogen diese Gnomen und Gnominen lebhaften freundlichen Verkehr mit den Bewohnern der Oberwelt, so damals auch frömmere und naturandächtiger waren, als in unsern religionshadrigen, wenn gleich helleren Tagen. Damals kamen sie oft zu den Leuten hervor aus ihren grotesken Felspalästen, sie besuchend in Haus und Feld, in Küchen und Spinnstuben, gerne bereit, in allerlei Wirthschaftsgeschäften hülfreiche Hand zu leisten, zuweilen mit Gold und kostbaren Steinen wadern, unverschuldet in Armuth gerathenen Leuten wieder aufzuhelfen, zuweilen auch nützlichen Rath ertheilend und zur Abwechslung den Burschen und Mädchen Abends schöne Märchen erzählend, — poesievollere Mysterien als die von Paris. Und dagegen sprachen die harmlosen Wesen keine weiteren Gefälligkeiten von den Landleuten und Gebirgsbewohnern an, als die Erlaubniß, in strengen Wintern, wenn die Kälte selbst bis in die tiefsten Palasthallen der Unterwelt drang und die Quellen und Bäche und Schwaden darinnen zu Eis und Reif sich gestalteten, in einem Eckchen der Wohnstube, beim warmen Ofen, auf einem Bündelchen Stroh oder selbstmitgebrachtem Bergflachse (Asbest), die Nacht zubringen zu dürfen.

Diese Gäste — so erzählt uns im Biesenthal noch manch altes Mütterchen — sollen allerliebste Miniaturgeschöpfe, kaum ein Paar Spannen hoch, doch meist ungemein zierlicher Gestalt und sanfter, einnehmender Gesichtsbildung gewesen seyn, nur hätten sie das Eigenthümliche gehabt, daß man niemals Füße an ihnen bemerken konnte. Um sich nun zu überzeugen, ob sie solche wirklich besäßen oder nicht, geriethen einmal einige junge vorwitzige Bursche von Hasel auf den Einfall, auf dem ganzen

Bege, von der Erdmannshöhle her bis zum Dorfe, Asche zu streuen, um zu sehen, welche, oder ob gar keine Spur von Fußtritten die Zwergchen darin eindrückten. Die sonst so gutmüthigen Gnomen aber, als sie, wie gewöhnlich im Begriff, ihre abendlichen Besuche im Dorfe zu machen, diese List gewahr wurden, geriethen darüber in einen solchen Unwillen, daß sie sich bei den Haslern seither nicht wieder sehen ließen. Lange Zeit noch darnach hörte man tief unten aus dem Boden hervor ein dumpfes Brausen, Schnauben und Gemurmel; die einzige Art, wie die armen Gnedten ihrem Unmuthе Lust zu machen pflegten.

H. Schlr.

(Ueber die Erdmannshöhle vergleiche Remble's obenangeführte Monographie und den Artikel Hasel in dem Kolb'schen Lexikon von Baden.)

Die Erdmannshöhle.

(Erzählung mit Zugrundlegung der Volksage von den Erbmännlein.)

Die Maisonne schien lieblich. Im Thal entfaltete sich der Frühling mit freundlicher Milde, die Erde mit Blumen und tausendfachen Reizen ausschmückend. Ueppig strebten die Saaten empor und frisch kleideten sich die Wiesen, durch welche der Storch behaglich dahin schritt.

Es war ein Sonntag; vertraulich stunden die Leute des Dorfes Hasel vor ihren Häusern beisammen, angelockt von der Frühlingswärme, plaudernd oder mit kleinen Kindern spielend. Mädchen, Hand in Hand, hüpfen über die Gasse dem grünen Walde zu, Erdbeeren und Maiblumen zu suchen. Diesen nach zogen die jungen Bursche, mit Querpfeifen versehen, im Schatten einer Linde Tänze und Märsche zu blasen, nach fröhlichem Brauch. Alle kamen jedoch bald eilfertig zurück; denn ein Trupp Reiter mit glänzenden Panzern und farbigen Federbüschen bewegte sich durch das enge Thal herauf dem Dorfe zu. Neugierig stellte sich Jung und Alt an die Straße und erwartete den schönen Zug. Die Reiter kamen, sieben an der Zahl, zogen aber ohne Halt vorüber.

„Da ist der Herr von Deflingen,“ sagten Einige, „er

wird seine Braut abholen, des reichen Dietrich's von Rötteln Tochter."

So war es. Bernhard von Detslingen hatte um die Hand der schönen Helena, der jüngsten Tochter des Freiherrn von Rötteln geworben, und da ihm freundliche Zusage geworden, kam er jetzt, die Geliebte heimzuführen in die wohnliche Burg seiner Väter.

Als der Zug hinter einer Anhöhe verschwunden und somit den Zuschauern aus den Augen war, saßen einige ältere Männer auf einem Baumstamm, der unter einem schattigen Kirschbaume lag, zusammen. „Der von Detslingen ist ein wackerer Ritter," — sagte der Vogt, der unter ihnen war; — „mein Seel, der hält seine Leute in der Zucht! Und doch sind ihm Alle treu und ergeben. Das ist ein Regiment!"

„Besser Vogt," — entgegnete ein älterer Bauer, — „solch ein Regiment solltet Ihr auch eingeführt haben in Eurer Gemeinde, es würde euch sicher Niemand darum tadeln!"

„Bist, alter Greinert, Ihr redet frei mit mir!" — fuhr der Vogt auf; — „Wißt Ihr doch wohl, daß ein Vogt sich nicht jede Rede gefallen lassen muß, absonderlich von Einem, der unter ihm steht."

Der Alte erwiderte ruhig, sich gleichsam rechtfertigend: „Wohl darf es nicht ein Jeder wagen, Euch ein Wort zu sagen; aber Ihr wißt ja, Eurer Ehefrau Bruder, der Stephan, hat mir vor Kurzem so ganz ohne mein Wissen den schönen Eichbaum weggenommen, an welchem die großen Blätter gewachsen, welche ich vor den Mund nahm, wenn er sich zu ungelegener Zeit öffnen wollte. Und so ist es eigentlich nicht meine Schuld, daß Ihr mich frei reden hört."

„Ich weiß, daß Ihr mir Anzeige gethan; die Sache will ich schon finden!" warf der Vogt dazwischen.

„Ei Vogt, werdet nicht unwillig und ereifert Euch doch nicht!" fuhr der Greinert fort. „Ich wollte im Grunde von meiner eigenen Sache gar nicht reden; vielmehr ist das etwas Unerhörtes, daß man die armen Erdmännlein, die von unsern Voreltern so hoch in Ehren gehalten wurden, in jetzigen Tagen nicht selten beleidigen läßt, ohne die Boshaften zu bestrafen. Die kleinen Wesen thun uns vielfältig Gutes, und des

Uebels, das sie uns zufügen könnten, wäre gewiß nicht wenig; Ihr allein, Vogt, könntet das anders machen durch ein gut Regiment!"

Die meisten der anwesenden Bürgerleute stimmten dem Redner vollkommen bei; der Vogt aber, ein Pöcklein in das Weite summend, stellte sich, als ob er das Gerede nicht vernommen.

„Habt Ihr auch schon gehört, wie es dem von Bärenfels ergangen?“ fragte ein Anderer, dem Gespräch einen andern Gang zu geben.

„Wir wissen's nicht,“ — riefen Alle, — „erzähle!“

Der Bauer klopfte seine Tabackspfeife aus und berichtete:

„Der stolze Herr von Bärenfels jagte nahe an den Forsten des Deslingers mit zwei Gefellen. Es traf sich, daß ihnen ein Erdmännlein begegnete. Der übermüthige Bärenfels ließ seine Hunde darauf los und hatte seine Freude daran, wie die Unthiere das arme Männlein jagten und ängstigten, und wie es sich jämmerlich gebedrte und schrie. Da sprengte der edle Ritter von Deslingen daher, welcher die grausame Jagd gehört hatte und schlug einen der Fanghunde des Bärenfels' nieder. Die beiden Herren geriethen darüber in einen harten Streit, wobei der Bärenfels den Kürzern gezogen hat. Das Erdmännlein soll dann zu seinem Retter gesagt haben: „es wolle ihm sein Erbarmen schon vergelten.“

„Ja das wird es gewiß!“ sagten Etliche, als der Erzähler geendet hatte.

„Aber der unmenschliche Bärenfels wird seinen Lohn auch bekommen!“ sprach der alte Greinert, den Zeigefinger hebend.

Die Fenster der Burg Bärenfels glänzten von den Strahlen der Abendsonne, die nicht mehr hoch über den Bogesen stand, und den Widerschein der gemahlten Scheiben sah man von unten aus dem schmalen Thale, das frühe schon im Schatten begraben lag, während die Tannen auf den Höhen sich noch im Sonnenlichte wiegten. Das Schloß wurde von dem noch unverheiratheten Ruprecht und seiner Schwester Adelgunde bewohnt, welche Geschwister frühe schon ihre Mutter,

vor elf Monaten aber den Vater verloren hatten. Finster und in sich gekehrt schritt Ruprecht den Laubengang im Garten, der auf der westlichen Seite das Schloßgebäude umgab, auf und ab, indessen die Schwester ihre Lieblinge, die Aurikeln, mit Wasser begoß. Der junge Mann sah oft auf den Pfad hinüber, der von Norden herab in die Burg führte, und blieb zuweilen stehen, als ob seinen Blicken Jemand begegnen müßte. Dann wandte er sich etwas barsch zu seiner Schwester: Heute kommt der Steinegger, der Bruno; du wirst Sorge tragen für ein ordentliches Abendessen. Ich wünsche aber, daß du dich gegen ihn beträgst, wie es einem Schwesterlein geziemt, wenn ein Freund des Bruders das Haus besucht. Längst schon hätt' ich es gerne gesehen, du wärest dem Freunde um etwas geneigter begegnet. Ohne Zweifel ist dir seine Werbung um deine Hand kein Geheimniß mehr, und ich bin's zufrieden."

Mit einem Blick, aus welchem Schmerz und Angst hervorleuchteten, schaute Abelgunde zu ihrem Bruder auf: „Fordere Alles, gib mir den Tod — nur nicht einen Gemahl, den ich nicht lieben kann. O Ruprecht, gedenke der schönen, glücklichen Tage unserer Jugend! Hat mich deine Liebe nur darum gerettet, als ich einst schwindelnd in unsres Brunnens furchtbare Tiefe zu stürzen drohte, — um mir das Schrecklichste zu bereiten: das Leben mit einem Manne zu theilen, den keine That ehrt."

„Bruno von Steinegg ist ein adelig Blut, und hält Freundschaft mit mir!" sagte ungeduldig und schneidend der Bruder.

Indem er sich umdrehte, ward er einen Reiter gewahr, der den Waldpfad herab auf das Schloß zu ritt. Er eilte an die Zugbrücke, und empfing mit freudigen Worten und Gebärden seinen Freund von Steinegg.

Die Beiden stiegen Arm in Arm die steinerne Wendeltreppe hinauf, und setzten sich oben in ein Gemach um einen großen Holztisch, während ein Diener wohlgefüllte Pokale Marktgräser vor ihnen aufpflanzte. Der Bärenfels verschloß vorsichtig die Thüre, damit die geheime Berathung, die nach allen Anzeigen gepflogen werden sollte, durch keinen Unberufenen gestört würde.

Der Abend war indessen hereingebrochen und den westlichen Horizont umsäumte mit lieblichen Gestalten das Abendroth. Abelgunde befand sich in der Küche, beschäftigt mit der Zurichtung

des Mahles. Mit Schauder und Grauen gedachte sie des Gastes, der heute wieder in die Burg gekommen. „Es ist kein gutes Zeichen,“ waren ihre Gedanken, „daß Dieser wieder eingesprochen. Wolle Gott nur Böses verhüten!“ — Ruprecht trat zu ihr und befahl, das Essen aufzutragen, worauf er sofort in den Burghof hinunter eilte, und sechs seiner handfestesten Leute zusammen rief. „In einer halben Stunde seyd bereit, wohlbewaffnet und im Sattel!“ war sein Befehl. „Und damit euch der Muth nicht fehle, findet ihr auf Eurer Stube zwei Flaschen für den Mann.“

Abelgunde wurde von ihrem Bruder mit ungeschwisterlicher Strenge genöthigt, bei Tische zu erscheinen.

„Laßt Euch lang' nicht sehen, Fräulein!“ redete mit rauher Stimme der Steinegger sie an. „Erlaubt auf Eure Gesundheit zu trinken, herzlichste Braut!“ fuhr er fort, und leerte unmanierlich einen beträchtlichen Becher.

„Ich danke Euch, Herr,“ entgegnete Abelgunde mit niedergesenktem Blicke. „Doch mögt Ihr künftig Euch des Gelüstes enthalten, mich Eure Braut zu heißen.“

Mit finsterner Miene heftete der Bruder seine Augen verweisend auf die Schwester: „Ich hab's ihn geheissen!“ fuhr er sie barsch an.

„Bruder, Bruder, also doch!“ flehte das Mädchen. „Du verhandelst das Leben deiner Schwester, ihr Glück, ihre Ruhe, um dir den guten Willen eines Menschen zu erkaufen. —“

„Hoho!“ lachte der Steinegger auf, „meine Sachen stehen nicht grün. Aber nicht wahr, hold' Liebchen, die Zeit bringt Rosen?“

„Ja, ja, deren Dornen mir das Herz durchbohren werden!“ fügte das Fräulein seufzend bei.

Der derbe Gast bemühte sich, Abelgundens Hand zu ergreifen:

„Wenn Ihr einmal auf meinem Felseneste thront, wird es Euch schon behaglich dünken; nur Muth gefaßt! Ihr könnt von dort in das Wiesenthal hinab lugen und hundert schöne Dinge beschauen, oder zur Kurzweil die Storcheneier auf dem Kirchturm zu Schopfheim durch das Fernglas zählen, das mir vorige Woche, zwar unfreiwillig, ein Reisender geschenkt hat.“

Vielleicht hätte der Steinegger noch lange seine rohe, verwundende Sprache fortgeführt; aber als eben die Glocke sieben Mal anschlug, stund der Bärenfeller rasch auf und ging schweigend hinaus, seinem Mitgenossen nachwinkend.

Wie von einem Gespenste verfolgt, verließ Adelgunde nun ebenfalls das Gemach, und flüchtete sich in ihre stille, einsame Kammer. Dort warf sie sich auf die Kniee und betete lange und inbrünstig. Sie hörte noch das Niederrasseln der Zugbrücke und wie sich eine Schaar Reiter entfernte. „Bewahre seine Hände vor Unthat!“ rief sie zum reinen Himmel hinauf.

Die Burg Bärenfels hatte unter Anderem auch einen Thurm, dessen grausenvollste Gemächer tief in der Erde sich befanden. Raun schlichen die unheimlichen Windzüge der Mitternacht durch des Schloßhofs Räume, als eine weibliche Gestalt schnell und leise aus der Hausthür trat, und sich nach der Seite bewegte, auf welcher der Thurm sein schwarzes Dach zeigte. Alle Mannschaft der befestigten Burg hatte sich bereits dem Schlafe übergeben; nur vor der Kerkerthüre, die zunächst der Zugbrücke war, schritt die Schildwache auf und ab. Ehe diese ihr: „Wer da!“ rufen konnte, flüsterte eine Stimme: „Sey ruhig, Burkhard!“ Der Wächter schien die Sprache zu kennen und die Gestalt, welche auf ihn zukam; denn er blieb stille stehen. „Adelgunde!“ rief er ganz leise, als das Mädchen nahe an ihn herantrat, „was gedenkst du hier zu thun, in der Stunde der Mitternacht?“ — Burkhard, der frühe Waise geworden, war ein naher Verwandter des Bärenfels; wiewohl arm und ohne Stammschloß, bewahrte der rechtliche Jüngling ein kostbares Kleinod: ein reines Herz. Adelgunde, mehr die Tugend liebend, als das Gold, erkannte in dem heiteren Jugendgenossen den würdigsten Freund, dem sie heimlich ihre volle Neigung geschenkt, ja, den sie aufrichtig liebte, obgleich ihr Bruder ihn zu so niederem Dienste anhielt.

„Schmachtet nicht seit etlichen Stunden eine Unglückliche da drunten, mein Freund?“ fragte leise das Mädchen.

„Es ist so!“

„Ach Gott, so hat mein Auge mich nicht getäuscht!“ seufzte Adelgunde.

„Und was willst du thun?“

„Sie retten will ich!“ lautete bestimmt die Antwort. „Aber sage mir vorerst, wer die Arme ist, oder woher die Schrecklichen sie brachten!“

„Ich kann weder das Eine noch das Andre sagen; denn die Knechte, die mit Ruprecht ausgezogen waren, schwiegen allesammt; sie wissen vielleicht selbst nicht, wen sie gefangen.“

„So hast du keinen Theil an der Schandthat?“

„Gottlob, nein!“

„Ich danke dem Himmel darum, und bin mit dir versöhnt, Burkhard! Aber nun laß mich vollbringen.“

Ohne weitere Umstände eilte Adelgunde an die Gefängnißthüre, zog einen Schlüssel hervor, und wollte sie öffnen.

Burkhard verhinderte sie. „Es kann nicht geschehen, meine Liebe! Der Gefangenen Entkommen ist mein Tod. Du bringst ein furchtbares Unglück über dich und mich!“

„Höre,“ sagte Adelgunde leise: „der wüste Steinegger nennt mich seine Braut; mein Bruder hat mich an ihn verkauft. Ich verlasse gern die Wohnung meiner Eltern, um einem traurigen Schicksal zu entgehen. Mit der Unglücklichen fliehe ich selbst, gerade nach Desslingen hinüber. Jener Edle wird uns Schutz gewähren; bis der Tag anbricht, sind wir dort. Hast du mich je geliebt, so folge mir. Aber verhindere mich, wenn du willst, daß ich des Steineggers Gemahlin werden soll!“

Mächtig wirkten diese Worte, mit solchem Ernste gesprochen, auf Burkhard. Er ließ es geschehen. Adelgunde verschwand hinter der schweren Kerkerthüre und in tausend Aengsten erwartete Burkhard das Kommende.

Niedergesunken auf elendes Stroh lag in dem feuchten, engen Steingewölbe, das von der Blendlaterne, die Adelgunde geheim bei sich trug, nur wenig erhellt wurde, ein Frauenbild. Aengstlich erhob die Arme das bleiche Haupt und, Verzweiflung in den Blicken, richtete sie dieselben starr nach der Eingetretenen. Diese leuchtete tiefer mit der Laterne und fuhr vor Entsetzen zurück, nachdem sie der Gefangenen Antlitz gesehen.

„Ihr hier, Helena! Freundin aus glücklicher Kinderzeit!“ rief das Fräulein von Bärenfels.

„Habt Erbarmen, Adelgunde! rettet mich und führt mich zu Bernhard, dem Geliebten, erst seit drei Tagen mir Vermählten!“

— Ein Thränenstrom, nicht der erste, entstürzte den Augen der Unglücklichen.

„Ich komme Euch zu retten, Helena! Wir wollen jetzt nicht länger berichten oder klagen. Der Augenblick ist kostbar. Folgt mir ungesäumt!“

Wie ein Schiffbrüchiger das rettende Brett umflammt, faßte Helena des Fräuleins Arm, an dem sie hinausgezogen wurde aus den schauerhaften Gängen des Thurmes in die freundlichen Räume der Schöpfung.

Die zwei Freudinnen näherten sich wortlos einem engen Pförtchen, zunächst dem Hauptthore. Adelgunde besaß einen heimlichen Schlüssel. Das Pförtchen wurde leise aufgethan, und schnell huschten sie Beide hinab in den Garten.

Burkhard sah sich eine Weile um — es war Alles ruhig — rasch eilte er den Fliehenden nach, zugleich von Außen das Thörlein verschließend; eine List, durch welche die Verfolger mindestens einige Zeit aufgehalten würden. Der Garten war mit einer hohen Mauer umgeben. Inwendig von der Mauer herab hing eine Strickleiter; dieselbe benutzend erreichten die Flüchtlinge das Freie. Helena wollte niederknien und dem Himmel ihren Dank opfern; aber das Fräulein von Bärenfels ergriff ihre Hand: „Noch sind wir nicht außer Gefahr, Helena! Ein dankbarer Blick nach Oben ist das kürzeste Gebet. Laßt uns von dannen eilen!“ Sie schlugen einen wildverwachsenen Pfad ein, der sich südlich hinab bog.

Erst als sie eine ziemliche Strecke von Bärenfels entfernt waren, erlaubte sich Adelgunde, einige Fragen an Helena zu richten, ihre Gefangennehmung durch Ruprecht und den Steinegger betreffend. Aus den gegebenen Antworten erfahren wir etwa Folgendes:

Bernhard von Dellingen, erst seit Kurzem Helenens Gemahl, zog mit seiner geliebten Gattin nach seinem Stammschloß. Unterhalb Hasel fiel plötzlich ein Haufe, gleich Räubern, über den kleinen unvorbereiteten Zug. Das bis zur Ohnmacht erschrockene Weib wurde aus den Armen Bernhards gerissen, der; von einem gewaltigen Hiebe getroffen, niederstürzte, und die Unglückliche auf einem schnellen Rosse davon geführt.

„Ach, wenn die Unholde den Geliebten getödtet hätten,

oder wenn er hilflos unter brennenden Schmerzen sein theures Leben verseufzen müßte!" schloß Helena, und fing an zu weinen.

„„Welche Unthat!““ rief Burkhard, indem er wie zur Rache die Faust hob. „„Aber hattet ihr denn keine Knechte mit euch?““

„Wohl, zwei begleiteten uns; ihr Widerstand war jedoch fruchtlos.“ entgegnete schluchzend Helena.

„„Gott tröste euch!““ ermutigte Adelgunde; „„Doch könnt' es noch möglich seyn, daß euer Gemahl von den freigebliebenen Knechten gerettet wurde.““

„O Gott, wäre dem so!“ rief Helena aus und faltete die Hände.

Burkhard, welcher der Erste im Zuge war, blieb plötzlich stehen. „„Habt ihr das Lichtlein da drinnen nicht gesehen?““ frug er seine Begleiterinnen kaum hörbar.

Helena und Adelgunde schreckten zusammen. Ein wunderbar gestaltetes Männlein stand unfern von ihnen im Dickicht, und während es ein gar helles Lichtlein in der Hand empor hielt, winkte es mit der andern freundlich den erschrockenen Wandlern zu. Sie würden aber sicherlich der Lockung nicht gefolgt seyn, wäre nicht in mäßiger Ferne hinter ihnen ein Rauschen hörbar geworden, mit menschlichen Stimmen untermischt.

„„Mein Gott, sie verfolgen uns!““ jammerte Adelgunde. Immer freundlicher und emsiger winkte das Männlein; immer näher kam der Lärm. „„Es mag ein guter Geist seyn,““ sagte dann entschlossen Burkhard, „„wir wollen ihm folgen. Meine Mutter hat mir oft von jenen Erdmännlein erzählt, die den Menschen, welche ihnen vertrauen, kein Leides thun.““ Er schritt beherzt voran. Die Damen hingen sich fest in seine Arme und folgten ihm. Vor einem Felsen blieb das Männlein stehen, und indem es mit der Hand daran pochte, öffnete sich ein schmaler Gang, und hinein in das Innere der Steinwand, die sich sogleich wieder verschloß, traten die Drei, voraus das Männlein mit der kleinen Leuchte.

Ein Wasser, hell und munter rauschend, floß durch die Höhle. Zu beiden Seiten erhoben sich, glänzend von buntem Lichtstrahl, wunderbar gebildete Steinmassen. Burkhard und seine Begleiterinnen fühlten ein unheimliches Bangen, als sie die Höhle

durchschritten; aber bald ergriff ein heiliger Schauer ihre Seele. Denn jetzt traten sie über einen schmalen Steg und weit öffnete sich die Grotte zu einem großartigen Dome. Zur Seite rechts zeigte sich eine Kanzel, wie keines Menschen Hand solche bauen könnte, und links erhob sich eine Orgel mit unzählig vielen großen und kleinen Pfeifen. — Wie noch heute, wenn ein Wanderer die Höhle besucht, er die unnachahmlichen Gebilde mit Bewunderung anstaunt: so blieben jene ersten drei Besucher überrascht stehen, und wagten kaum zu athmen vor mächtiger Bewunderung. Das Erdmännlein winkte, und führte seine Begleiter etwas seitwärts, an eine Stelle, wo es trocken war. Aber wer beschreibt das Erstaunen der Drei, als ihre Blicke auf einen jungen Mann fielen, der ruhig auf einem Mooslager schlummerte! Mit einem Schrei, in welchem Schmerz und Freude zugleich sich ausdrückten, stürzte Helena zu dem Schlafenden nieder; es war Bernhard von Desslingen. Inzwischen hatte sich der kleine Mann entfernt. Ein leiser, anmuthiger Gesang wogte harmonisch durch die Höhle. Bernhard bewegte seine Hand: — „Schöner Traum!“ lispelte er kaum hörbar; „ich sah dich, Helena, mein süßer Engel!“ Bald darauf schlug er die Augen auf. Helena, sein Engel, ruhte an seiner Brust. — Wer beschrieb die Scene solch eines Wiedersehens!

„So hat der Traum, der so lieblich mich umschwebte, sich erfüllt!“ — rief Bernhard endlich. „Helena, was ich gelitten, seit ich dich verloren hatte: — der Schmerz hält gleich die Waage mit der Wonne, dich wieder in meine Arme schließen zu können.“

Nach der Erzählung des Desslingers hatte ihn bei dem räuberischen Ueberfall ein furchtbarer Schlag vom Steinegger zu Boden geworfen, worauf er sich jedoch bald wieder aufgerafft, habe, um dem Bärenfels nachzueilen. Aber von einer Schwäche befallen, die von dem Blutverlust aus der Kopfwunde herrühren mochte, sey er bewusstlos niedergesunken. „Ich erwachte in dieser Höhle wieder;“ — schloß er seine Erzählung „das gute Männlein, dem ich einst einen Dienst erwiesen, hat mich hierher gebracht. Es hat mich gepflegt und gewaschen mit heilendem Wasser. Ich bin nun völlig genesen.“

Helena erzählte nun auch ihre Geschichte, und erwähnte dankbar

ihrer Retterin Adelgunde, und ihres Begleiters, welche Beide bisher von Bernhard noch nicht bemerkt worden.

„Ich kenne des Fräuleins edles Herz, aber nimmermehr wascht der Schwester Liebe den Schimpf ab, den der Bruder mir angethan!“ sagte Bernhard.

„Gewähret uns Schutz, Ritter!“ flehte Adelgunde, „und nehmt uns auf in eurer Burg, wenn Ihr dahin gelangt seyd.“

In wenigen Minuten wußte Bernhard der Bedrängten Anliegen und errieth ihre Neigung.

Das Männlein trippelte herzu, und winkte bedeutsam. Das Licht in seiner Hand verschwand; aber herein in die Finsterniß drang durch eine ziemliche Oeffnung das freundliche Tageslicht und mit unbeschreiblicher Empfindung begrüßten die unterirdischen Wanderer den lichten Tag. „Habe Dank, guter Geist, der du die Höhle bewohnst, für deine Güte! Treulich hast du dein Wort gehalten, als du zu mir gesprochen: „Ich will dein Erbarmen vergelten.““ Empfange in dem aufrichtigsten Dank meines Herzens den schönsten Lohn, den mein Vertrauen zu geben vermag!“ So rief Bernhard von Desflingen mit bewegter Stimme in die Höhle zurück, und trat dann in das Freie, mit ihm die Uebrigen.

Es war heller Tag. Da und dort arbeiteten die Leute auf ihren Feldern, und sahen neugierig dem Zuge nach. Der Ritter durfte hoffen, ungefährdet seine Burg zu erreichen, die nur etwa eine Stunde entfernt lag. Schon winkte ihnen das sichere Schloß entgegen, als ein Gewappneter auf den Zug hersprengte. Adelgunde erkannte in ihm einen Diener ihres Bruders.

„Ich bringe traurige Nachricht, Fräulein!“ rief der Kommende; „Euer Bruder und der Steinegger sind verunglückt. Auf dem nächtlichen Zuge, den sie Euch zu Ehren gestern um Mitternacht unternommen, hat ein Felsstück, das hoch herab stürzte, den Steinegger zerschmettert, und Euer Bruder, meinen Herrn, gar übel zugerichtet. Letzterer läßt Euch bitten, seinen letzten Wunsch zu gewähren und ungesäumt heim zu kommen.“ Adelgunde hörte die letzten Worte nicht mehr; ohnmächtig fiel sie in Bernhards Arme.

„Das hat der kleine Mann gethan!“ rief Bernhard. „Er hat sich und uns schrecklich gerächt.“

Nur langsam erholte sich Adelgunde von ihrer Ohnmacht. „Laßt mich zu ihm eilen, denn ich bin Schuld an seinem Tode!“ rief sie; „aber der Himmel ist mein Zeuge, nicht mit Vorbedacht!“ Und zu Burkhard gewendet: „Du darfst mich nicht begleiten, dein Anblick würde den unglücklichen Bruder noch mehr reizen.“

Bernhard ließ sein vertrautestes Pferd vorführen; darauf entfernte sich das Fräulein, von einem Diener gefolgt.

Furchtbar verstümmelt, mit fast unerträglichen Schmerzen, lag Ruprecht von Bärenfels auf seinem Bette. Ueber ihn neigte sich schluchzend und jammernd die Schwester. Er schlug die Augen auf, und sprach mit zitternder Stimme: „Kommst du, mir zu vergeben, Adelgunde? Bete für meine arme Seele. Der Arm des Höchsten hat mich strafend erreicht!“

„Du sollst nicht sterben, Bruder!“ rief Adelgunde, heftiger weinend, und Stirn und Mund des Unglücklichen küssend.

„Schwester, noch sind zwei Knechte des Desflingers gefangen, — in dem geheimen Verließ unter dem Kellergewölbe — befreie sie!“

Adelgunde schauderte. Zugleich trat Burkhard ein. „Wie konnte ich zurück bleiben?“ sprach er, „Pflicht und Gewissen rufen mich hierher.“

„Ich will dir vergeben,“ sagte mit schwacher Stimme Ruprecht, als er Burkhard reden hörte. „Du bist unser Better, — sey du meiner verlassenen Schwester — —“ die Sprache verstummte, sein Leben erlosch.

Der treuen Schwester Thränen flossen reichlich und inbrünstige Gebete begleiteten die geschiedene Seele hinauf, wo Gottes ewig erbarmende Liebe wohnt.

Burkhard nahm den Namen Bärenfels an, und lebte in glücklicher Ehe mit Adelgunde.

Die beiden benachbarten Rittersfamilien hielten unzertrennliche Freundschaft. Ein Befehl, den der Desflinger an seine Untergebenen ergehen ließ, lautete: Niemand darf, bei schwerer Strafe an Leib und Geld, einem Erdmännlein künftig etwas zu Leide thun.

Die gestörten Schatzgräber.

Ungefähr eine Viertelstunde nordwestlich von dem nach Wiesleth eingepfarrten kleinen Dorfe Enkenstein, drei Viertelstunden von Schopfheim, befinden sich auf einem Bergkuppe die noch wenigen Mauerreste einer Burg, welche den ehemaligen Herren von Enkenstein gehörte und von wo eine reiche Aus- und Fernsicht in das idyllische Wiesenthal und über die Vorberge des Schwarzwaldes hinweg auf die Vogesen und die gletscherblijende Alpenfette der Schweiz zu genießen ist. —

Innerhalb der Burgmauern soll von einem der frühern Schloßbesitzer ein bedeutender Schatz vergraben worden seyn, welcher unablässig von einem schwarzen zottigen Hund bewacht wird, den früher s. g. Frohnfasten-Kinder auch gesehen haben wollen. Da es sonach innerhalb der Ruine und in deren Umgebung nicht geheuer seyn mag, geht man zu gewissen Zeiten nicht gerne dorthin, obgleich der zu hebende Schatz Manchen dazu verlocken möchte, und wirklich soll im vorigen Jahrhundert einmal etlichen jungen rüstigen Burschen, die keinen Zweifel in ihre Herzhastigkeit und das Gelingen setzten, die Lust angekommen seyn, durch Hebung des Schazes auf leichte Art reich zu werden. — Um wo möglich sicher das Bagstück zu bestehen und den Zweck erreichen zu können, verschafften sie sich nicht ohne langes Umherforschen ein durchaus schwarzes Böcklein als Sühnopfer, machten sich mit den nöthigen Zauberformeln und Gebeten bekannt und hingen geweihte Heiligenbilder an die Brust. In einer Freitagsnacht zur Geisterstunde begannen sie, still und stumm, wie die schauerliche Natur um sie her, die Arbeit, und betrieben sie mit solcher Emsigkeit, daß ihnen der Schweiß von Stirn und Wangen floß. Doch die Sterne schienen nicht günstig zu leuchten. Schon hatten sie eine Stunde lang unausgesetzt gegraben und schon stießen sie auf eine dumpf-tönende Stelle, als es auf dem Kirchturm zu Wiesleth Ein Uhr schlug und eine Eule dicht ob ihren Köpfen freischend hinweg flog. Plötzlich erbehte der Boden unter ihren Füßen und die tiefe Stille verwandelte sich in wilden Aufruhr; eiskalt lief es ihnen über den Rücken und wie von unsichtbarer Hand er-

griffen, fühlten sie sich zu Boden geworfen. Als sie nach geraumer Weile aus ihrer Besinnungslosigkeit sich wieder erholten und eben der Mond in seinem letzten Viertel am tiefblauen Himmel aufgieng, sahen sie sich, statt auf dem Plage, wo sie zu graben angefangen, mitten in ein nahe, mit Brennesseln verwachsenes Dorngebüsch gelagert, und Gesicht, Hände und Füße aufs Empfindlichste verletzt. Beschämt und den Schatz in des Schloßbergs innerste Tiefe verwünschend, zogen sie heim und zeigten von nun an keine Lust mehr, durch Hebung von vergrabenen Schätzen reich zu werden.

J. M. Rueb.

Eichsel, Amt Schopfheim.

Nach der Sage sollen in diesem, zwei Stunden von Schopfheim entfernten Dorfe die drei heiligen Jungfrauen Kungunde, Mechtundis und Wibrandes aus der Gesellschaft der heiligen Ursula begraben seyn. Noch heut zu Tage führt ein zwischen Rapperschwyer und Eichsel befindlicher Brunnen den Namen Mägdebrunnen.

Nonnenmattweiher.*)

Es stand im kühlen Waldestraum
Das Kloster Nonnmattweiher;
Dort walteten der Schwestern viel,
Doch Wollust trieb ihr schönes Spiel
Wohl unterm weißen Schleier.

Wenn Morgens früh zur Messe rief
Das Klostersglöcklein helle,
Da zogen sie, gar fromm entbrannt,
Das Büchlein in der zarten Hand,
Allsamt in die Kapelle.

Doch wenn die goldne Sonne war
Tief hinterm Wald verschwunden;
Wenn leif' heran die Dämmerung kam
Und sich ihr Schleier wundersam
Um Berg und Thal gewunden:

Da ging das tollste Leben los
Im Klosterraume drüben;
Da klangen Lieder, frech genug,
Die nicht das strenge Ordensbuch
Den Schwestern vorgeschrieben.

Die Eine war dem Knaben hold,
Der täglich auf den Rasen
Am Büble seine Heerde trieb,
Und seinem frommen Schatz zu lieb
Manch süßes Lied geblasen.

Spät in des Abends Dämmerchein,
Da schlich sie sich vermessend,
Zum trauten Buhlen heimlich sacht,
In der verschwiegnen stillen Nacht
Des Bußgelübds vergessend.

Die Andre war dem Jäger hold,
Der Abends auf dem Anstand
Dem Wilde lauscht' am grünen Wald,
Doch in des Mönchens Zelle bald
Der Minne tiefste Bahn fand.

Zu Andern schlich sich insgeheim
Bom nachbarlichen Kloster
Manch' Mönchlein rund in's Kämmerlein,
Und raubte s' Rosenfränzelein
Und wurde Vater noster.

Da hat des Himmels Zorn gewedt
Der Nonnen freches Sinnen:
Er schleuberte vom Wolfensitz

Den racheschweren Schlangenblis
Jach auf die Klosterzinnen.

Und es versank. — Wo es einst stand,
Schäumt nun des Waldsee's Welle,
Drinn stöhnt es nächtlich: „Vater hilf!“
Da flüstert's, heult's und rauscht's im Schilf
Bis in die Morgenhelle.

Friedrich Otte.

*) Dieser wegen seiner ehemals schwimmenden, nun mit dem Ufer verbundenen Torfinsel und seiner herrlichen Fische merkwürdige Weiher liegt an der Nordseite des hohen Rohlgartens, in einem ovalen, rings von steilen, waldigen Bergen umgebenen Kessel.

Nach der allgemeinen Volkslage der Umgegend soll vor Zeiten auf der Stelle, wo jetzt der Weiher ist, ein Nonnenkloster gestanden haben, und auf dem zwei Stunden davon liegenden Stockberge ein Mönchkloster. Die Bewohner des Letztern pflegten jene Nonnen öfters in allerlei gottesdienstlichen oder ökonomischen Geschäften zu besuchen, welche aber auch zu einem gar vertraulichen und ärgerlichen Umgange führten, so daß das Nonnenkloster einst, mitten in einer üppigen Schwelgernacht, plötzlich mit Mönchen und Nonnen in die Erde versank und ein kleiner See dafür an dessen Stelle trat, auf dem sich eine aus Torf, Wurzeln, Laub- und Mooswerk bestehende grüne Insel bildete, auf der man ohne Gefahr herumwandeln konnte.

(Aus einem Aufsatze des Kreisraths Sysser im Freiburger Wochenblatt, 1819. S. 816 u. ff.)

Schönau.

Eine Eigenthümlichkeit besitzt die dortige hübsche Wallfahrtskapelle: man steigt in ihr eine Treppe hinab in ein kleines offenes Gewölbe, welches weiter nichts als einen Felsen enthält, auf welchem einst der heilige Petrus, als er auf seinen Wanderungen auch in diese Gegend kam, gekniet haben soll, wovon die Spur noch in einer Vertiefung gezeigt wird. In diese beugt nun die Andacht ebenfalls ihre Kniee und verrichtet ihre Gebete zum heiligen Apostel.

(Siehe Pfarrer J. Schneider's: „Beschreibung des Badiſchen Oberlands.“ Lörrach, 1841. S. 52.)

Der Wasserfall bei Todtnauberg.

Chensch das Lied vom Dengelgeist in Hebels Gedichte?
 S'chunnt e Stell drin vor — i bruch mi nit lang druf z'bfinne:
 „Wo de heiligen Engle mit schöne, blauen Auge,
 Die in tiefer Nacht in stille Dörfere wandle,
 An de Fenstere lose, und — höre sie liebliche Rede,
 Gegenenander lächlen und an de Husthüre siße
 Un die frumme Lüt im Schloß vor Schade biwähre!“
 Allimohl freut's mi, wenn i dra denk un wenn's mer in Sinn
 chunnt.

Sez di zue mer in's Gras, i will der öppis verzehle
 Wo me schönen Engel mit blaue, lieblichen Auge;
 Hör mer ordli zue, un schwäz mer nit zwischen ine!
 S'duurt nit lang, de chasch no zitli gnue wieder heim cho!

Wo ni no jung gsi bi, i mein fast no nit gar zwänzgi,
 Han i e Reislü gmacht dur's Wiesenthal und uf der Feldberg;
 S'isch e liebliche Weg vo Schopfen uf Zell und uf Todtnau.
 In ere milde Summernacht bim helleste Monschin,
 Gang i mis Wegs furt mit allerhand guete Gidanke
 Un voll Herzesfreud, die himmlische Nöschicht bald z'gnieße. —
 Wo ni go Todtnau chumm, so lüte d'Glocke grad Betzit,
 Un der Morgestern het gligert über em Feldberg.
 Müed bin i no nit gsi, und betet hani ungheisse.
 Z'Todtnau wend' i mi links un gang dur's Thäli zum Fall hi,
 Wo der Wiesebach vom hohe Felsen in's Thal stürzt;
 Sez mi uf e Stei un bet e still Vaterunser.
 Bald druf chunnt der Schloß, so sanft und süß wie no selte.
 Eb i dra denkt cha he, so bin i halt richtig vertschloße;
 's Tose vom Wasserfall, der Duft vo de Bluemen und Ehrütze
 Het in Orgelton und Rauchwerk zlegt sich verwandelt,
 D'Gegnick in e Ghilche, — im Schloßen isch's mer so vorchö.
 Wo ni uf d'Chanzle lueg, so stoht e heiteren Engel
 Statt em Pfahrer druf, i ha ne herzlichi Freud cha —
 Prediget het er, lueg, de chasch nit glaube, wie prächtig!
 Gschraue het er nit, wie sust viel Heren es mache,
 Nei, ganz sanft und fründli; i mueß mi Lebzig dra denke; —

Druf do luegt er mi a, der Engel, so ernst un so lieblich,
 I vergiß es nit, es isch mer dur d'Seel dure gange;
 Seit druf zue mer: „Weisch, wo de bisch? i will der's erkläre:
 In der Ehilche bisch, denn d'Erden isch so ne Ehilche,
 Wenn der Früehlig chunnt, und d'Bögel verwachen un d'Blueme;
 Isch es denn nit wohr? Isch d'Welt nit e heiteri Ehilche?
 D'Sunne isch's ewig Licht un d'Sterne die himmlische Wächter,
 Hörsch, wie sie singen im Chor. das: Ehre sey Gott in der
 Höhe! —

Un das Siebegestirn singt lieblich: Frieden uf Erde!
 Un der Morgestern, er lütet so fründli zuer Frühmeß!
 Weisch, 's isch Sunntig hüt! lueg um di und obsi, was siehst
 denn? —

Do der Wasserfall, er bruust wie d'Schopfemer Orgel!
 Wie ne Halleluja so tönt's im heitere Thäli,
 Siehst de Felse do, druf stand i wie ne Her Pfahrer
 Uf de Chanze stobt, un leg der während dim Schlummer
 Gschwind e Wörtli an's Herz, un denf dra, wenn de verwacht
 bist! —

Lueg jez obsi, was siehst? en eifach Ehrüz uf em Bergli,
 Drüber der Morgestern am reine heitere Himmel! —
 Los, was i sag: de wirsch im Leben öfters e Ehrüz ha;
 Nimm's vom liebe Gott, es leitet di zue de Sterne —
 Bis geduldig un frumm, un häng di Herz nit an's Weltli;
 S'lohnt si nit der Müeh, un wenn der öbbis gar schwer macht,
 Beth zum liebe Gott, und lueg zum heitere Himmel,
 B'halt di G'wisse rein, un blieb barmherzig un güetig;
 S'chunnt e Stündli, de wirsch di freue, daß de mer gfolgt
 hesch!“ —

Seit der Engel zue mer; druf seit er mit lieblichem Lächle:
 „Wenn das Stündli chunnt, so gsiehst mi wieder, i füehr di
 Zue de Sternen empor, un zeig der e himmlische Ufsicht, —
 Schöner as die uf em Berg un schöner as Alles uf Erde,
 In e himmlisch Land un zue dim himmlische Batter
 Füehr i di derno! D wenn de numme scho dört wärsch!
 Bhüet di Gott der Her, un denf dra, wenn de verwacht
 bist!“ —

Seit der Engel zue mer und luegt mi a un verschwindet.

Gli druf bin i verwacht und d'Morgesunne het g'schiene,
 Un die ganze Natur het gfiert e heilige Sunntig!
 Wie's mer gfi isch um's Herz, i cha der's wäger nit sage,
 Aber denkt han i dra, un ha's no nie halt vergesse;
 S'isch mer au scho wunderli gange, un Ehrüz isch uf Ehrüz cho,
 S'isch mer nügli gfi, Gott het mer Giduld geh und Friede!
 Jez isch's bald verbi, bald chumm i zuem himmlische Vater,
 Herzli freu i mi druf, den Engel wieder z'erblide,
 Wenn das Stündli chunnt, vo dem er mit Lächle jo gseit het!
 Mach's jez au ne so un denk dra, was der verzehlt ha,
 Wenn de Wasserfall fletsch im stille Thäli bi Todtnau.

J. J. Schneider, Pfarrer.

Das Gespenst an der Randerer Strafe.

's git G'spenster, sell isch us und isch verbei!
 Gang nummen in der Nacht vo Chander hei,
 Und bring e Ruusch! De triffsch e Plägli a,
 Und dört verirrsch; i setz e Büefli dra!

Vor Ziten isch nit wit vo sellem Plaz
 E Hüsli gfi, e Frau, e Chind, e Chaz
 Hen g'othmet drinn. Der Ma het vorem Zelt
 Si Lebe g'lo im Heltelinger Feld.

Und wo sie g'hört: „Di Ma lit unterm Sand!“
 Se het me gmeint, sie stoß de Chopf an d'Wand.
 Doch holt sie d'Pappe no vom Föür und bloß,
 Und git's im Chind und seit: „Du bisch mi Trost!“

Und 's wär's au gfi. Doch schlicht emol mi Chind
 Zur Thüren us, und d'Muetter sitzt und spinnt,
 Und meint, 's seig in der Chuchi, rüeft und goht,
 Und sieht no just, wie's uffem Fueßweg stohet.

Und drüber lauft e Ma, voll Bi und Brenz,
 Vo Chander her an's Chind und überrennt's,

Und bis sie'm helfe will, sen isch's scho hi,
Und rührt si nit — e flöschs Bueb isch's gsi.

Jetz rüstet sie 'ne Grab im tiefe Wald,
Und deckt ihr Chind und seit: „I folg der bald!“
Sie setzt si nieder, hütet's Grab und wacht,
Und endli stirbt sie in der nünzte Nacht.

Und so verweht der Rib in Luft und Wind.
Doch sitzt der Geist no dört und hütet's Chind;
Und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
Gohd d'Chand'rer Stroß verbei an selbem Ort.

Und schwankt vo Chander her e trunkne Ma,
Se sieht's der Geist si'm Gang vo witem a;
Und fährten abwärts, seig er wer er sey,
Er löst en um fei Pris am Grab verbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet hüst und hott,
Er bsinnt si: „Bini echterst, woni sott?“
Und luegt und löst, und mauet öbbe d'Chas,
Se meint er, 's chrei e Guhl an sellem Plaz.

Er goht druf dar und über Steg und Bruck,
Se mauet sie eben all'wil witer z'ruck;
Und wenn er meint, er seig jez bald dehei,
Se stohd er wieder vor der Weserei.

Doch, wandle selli Stroß her nüchteri Lüt,
Se seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Bätebli nüt!“
Er rührt si nit, er löst sie ordeli
Passieren ihres Wegs. — Verstöhntder mi?

J. Peter Sebel.

Stein.¹⁾

Von Basel kommt gezogen
In stolzem Lauf der Rhein,
Da beugen seine Wogen
Zur Rechten plötzlich ein;

An Istein's Felsenmauer
Zieht hoch der Strom heran,
Und rauscht zurück mit Schauer,
Und brandet wieder an.

Was lockt ihn da herüber?
Was treibt ihn fort zur Flucht?
Was wird er ernst und trüber
Und gräbt sich tiefe Bucht?
Es liegt an diesem Strande
Ein todtenstillter Ort;
Es ragt bis vor zum Rande
Des Dorfes Kirchhof dort.

Und oft — so hört' ich sagen —
Wenn hoch die Wasser ziehn,
Wirft hier mit dumpfen Klagen
Der Strom die Todten hin;
Er wirft sie an's Gestade
Aus seinem Wogensarg,
Auf daß er sich entlade
Der Schulden, die er barg.

Da lag wohl auf dem Sande
Schon manches graue Haupt.
Ob diesem Noth und Schande
Den Lebensmuth geraubt?
Ob Jener sank in Sünde,
Bis ihn hinunterriß
In seine Todesgründe
Der Geist der Finsterniß?

Auch manche Jungfrau'nleiche
Lag dort am Felsenhang.
Was war's, du arme Bleiche,
Daß dich die Fluth verschlang?
Ach! wühlt' in deinem Herzen
Getäuschter Liebe Gram,

Bis dich, betäubt von Schmerzen,
Verzweiflung überkam?

Ein Mensch im Todtenhemde —
Was stürzt' ihn in die Fluth?
War's eigne Schuld, war's fremde,
War's Sturm und Stromes Wuth?
Wer hat wohl sichere Kunde? —
Die Dörfner fragen's nicht;
Sie denken nur zur Stunde
Der frommen Liebespflicht.

Des Friedhofs Ruhestätte
Nimmt alle Todten auf,
Die aus dem kalten Bette
Verstieß der Fluthen Lauf.
Sie richten nicht, sie schweigen;
Dem ist's anheimgestellt,
Dem alle Todten eigen,
Dem Richter aller Welt.

Es steht ein Kreuz erhoben
Hoch auf dem Felsengrund,
Es deutet ernst nach Oben,
Thut Gottes Gnade kund;
Es sieht die Wellen fliehen
Im raschen Strom der Zeit,
Und, Die vorüberziehen,
Mahnt's an die Ewigkeit.

Adolf Stöber.

¹⁾ Die gewaltige Felsenmasse, der Isteiner Klotz benannt, bildet einen Vorsprung des Gebirges am Ufer des Rheins, drei kleine Stunden von Basel und ebensoweit von Lörrach entfernt — 237 Fuß erhebt sie sich über dem Spiegel des Rheins, dessen grünliche Fluthen ihren Fuß bespühlen, und 1019 Fuß über die Meeresfläche. Auf dem Gipfel eröffnet sich eine paradiesische Fernsicht: im Hintergrunde die Schneehäupter der Gletscher und im Vordergrunde das sich immer mehr modernisirende Basel mit seinen reizenden Umgebungen; gegenüber dem Felsenufer die gesegneten Ebenen und weinreichen Berge des Elsaßes mit zahllosen Städten und Dörfern!

Der Wasserfall bei Todtnauberg.

Chensch das Lied vom Dengelgeist in Hebel's Gedichte?
 S'chunnt e Stell drin vor — i bruch mi nit lang druf z'bfinne:
 „Wo de heiligen Engle mit schöne, blauen Auge,
 Die in tiefer Nacht in stille Dörfere wandle,
 An de Fenstere lose, und — höre sie lieblige Rede,
 Gegenenander lächlen und an de Husthüre siße
 Un die frumme Lüt im Schloß vor Schade biwähre!“
 Allimohl freut's mi, wenn i dra denk un wenn's mer in Sinn
 chunnt.

Sez di zue mer in's Gras, i will der öppis verzehle
 Wo me schönen Engel mit blaue, lieblichen Auge;
 Hör mer ordli zue, un schwätz mer nit zwischen ine!
 S'duurt nit lang, de chasch no zitli gnue wieder heim cho!

Wo ni no jung gsi bi, i mein fast no nit gar zwänzgi,
 Han i e Reislü gmacht dur's Wiesethal und uf der Feldberg;
 S'isch e lieblige Weg vo Schopfen uf Zell und uf Todtnau.
 In ere milde Summernacht bim helleste Monatschinn,
 Gang i mis Wegs furt mit allerhand guete Gidanke
 Un voll Herzesfreud, die himmlische Ussicht bald z'gnieße. —
 Wo ni go Todtnau chumm, so lüte d'Glocke grad Betzit,
 Un der Morgestern het glitzert über em Feldberg.
 Müed bin i no nit gsi, und betet hani ungheisse.
 Z'Todtnau wend' i mi links un gang dur's Thäli zum Fall hi,
 Wo der Wiesebach vom hohe Felsen in's Thal stürzt;
 Sez mi uf e Stei un bet e still Waterunser.
 Bald druf chunnt der Schloß, so sanft und süß wie no selte.
 Eb i dra denkt cha he, so bin i halt richtig vertschloße;
 's Lüse vom Wasserfall, der Duft vo de Bluemen und Chrütze
 Het in Orgelton und Rauchwerk zlegt sich verwandelt,
 D'Begnig in e Chilsche, — im Schloßen isch's mer so vorcho.
 Wo ni uf d'Chanzle lueg, so stoht e heiteren Engel
 Statt em Pfahrer druf, i ha ne herzlichi Freud cha —
 Prediget het er, lueg, de chasch nit glaube, wie prächtig!
 Gschraue het er nit, wie sust viel Heren es mache,
 Mei, ganz sanft und fründli; i mueß mi Lebzig dra denke; —

Druf do luegt er mi a, der Engel, so ernst un so lieblich,
 I vergiß es nit, es isch mer dur d'Seel dure gange;
 Seit druf zue mer: „Weisch, wo de bisch? i will der's erkläre:
 In der Ehilche bisch, denn d'Erden isch so ne Ehilche,
 Wenn der Früehlig chunnt, und d'Bögel verwachen un d'Blueme;
 Isch es denn nit wohr? Isch d'Welt nit e heiteri Ehilche?
 D'Sunne isch's ewig Liecht un d'Sterne die himmlische Wächter,
 Hörsch, wie sie singen im Chor. das: Ehre sey Gott in der
 Höhe! —

Un das Siebege stirn singt lieblich: Frieden uf Erde!
 Un der Morgestern, er lütet so fründli zuer Frühmeh!
 Weisch, 's isch Sunntig hüt! lueg um di und obsi, was siehstsch
 denn? —

Do der Wasserfall, er bruust wie d'Schopfer Drgle!
 Wie ne Halleluja so tönt's im heitere Thäli,
 Siehstsch de Felse do, druf stand i wie ne Her Pfahrer
 Uf de Chanzle stobt, un leg der während dim Schlummer
 Gschwind e Wörtli an's Herz, un denf dra, wenn de verwacht
 bisch! —

Lueg jez obsi, was siehstsch? en eifach Ehrüz uf em Bergli,
 Drüber der Morgestern am reine heitere Himmel! —
 Los, was i sag: de wirsch im Leben öfters e Ehrüz ha;
 Nimm's vom liebe Gott, es leitet di zue de Sterne —
 Bis geduldig un frumm, un häng di Herz nit an's Weltli;
 S'lohnt si nit der Müeh, un wenn der öbbis gar schwer macht,
 Beth zum liebe Gott, und lueg zum heitere Himmel,
 B'halt di G'wisse rein, un blieb barmherzig un güetig;
 S'chunnt e Stündli, de wirsch di freue, daß de mer gfolgt
 hesch!“ —

Seit der Engel zue mer; druf seit er mit lieblichem Lächle:
 „Wenn das Stündli chunnt, so gsiehstsch mi wieder, i füehr di
 Zue de Sternen empor, un zeig der e himmlische Ussicht, —
 Schöner as die uf em Berg un schöner as Alles uf Erde,
 In e himmlisch Land un zue dim himmlische Watter
 Füehr i di derno! D wenn de numme scho hört wärsch!
 Bhüet di Gott der Her, un denf dra, wenn de verwacht
 bisch!“ —

Seit der Engel zue mer und luegt mi a un verschwindet.

Werner und Wipert von Kaltenbach und wurden Klosterbrüder zu St. Blasien; namentlich zeichnete sich Wipert als einer der größten Wohlthäter des Stiftes aus.

Itha zog sich in das Kloster Berau zurück und nahm daselbst den Schleier; späterhin ward sie mit mehreren anderen Nonnen von dem St. Blasischen Abte nach Sulzburg versetzt. Werner besuchte sie noch in ihrem Kloster — rührendes, heiliges, allem irdischen Trachten fremdes Wiedersehen zweier nur noch Gott lebenden Gatten! — starb aber bald darauf im Jahr 1131. Itha folgte ihm fünf Monate später nach, in Hoffnung seliger Urständ und gewisser Wiedervereinigung im besseren Leben.

Unter ihrem Sohne Wipert ward die Klosterkirche Bürglen erbaut, im Jahr 1136 vollendet und der päpstliche Legat Karl Theodovin weihte dieselbe auf Ansuchen des Abtes Berthold zu Ehren des heil. Johannes des Täufers und Johannes des Evangelisten ein.

J. J. Schneider.

(Siehe dessen Werken; „das Badische Oberland.“ Lörrach, 1841. Gutsch.)

Sigenkirch.

Auch Sigenkirch*) hat sein Merkwürdiges, das genau mit der Geschichte von Bürglen zusammenhängt. Dort, wo jetzt das hübsche Landhaus des Herrn R. steht — befindet sich nebenan ein altes, längliches Gebäude, welches jetzt landwirthlichen Zwecken dient. Dies Gebäude war einst ein Frauenkloster vom Benediktinerorden. Werner, Freiherr von Kaltenbach stiftete dasselbe; seine Gemahlin Itha erbaute es und führte mit ihrer Tochter Himmeltrud das beschauliche Leben darin ein. Unter dem siebenten Abte von St. Blasien stellten sich die Nonnen unter den Schirm dieses Stiftes. Werner versorgte das Kloster mit hinlänglichen Einkünften und übergab den frommen Damen die Schenkungsurkunde mit den

*) Dorf, zwei und eine halbe Stunden von Müllheim.

Worten: „Da habt ihr euern Sitz in Rülch!“ — Daher der alte Namen „Sitzinchilcha,“ jetzt Siginckirch oder Sigenckirch.

(Siehe Pfarrer Schneider's obengenanntes Werk.)

Eine der Ottiliensage verwandte Legende von Sigenckirch.

Fliehend vor ihren Verfolgern, rohen Kriegerern aus dem Heere des Grafen Rudolf von Habsburg, durch welches das Kloster Sigenckirch im Jahre 1272 eingeäschert wurde, hatte eine Nonne von dort die Felder von Auggen bereits erreicht, als sie vor Erschöpfung zur Erde sank. Inbrünstig flehte sie zur heiligen Jungfrau, sie nicht der Schande und dem Elend preiszugeben,

Ihr zu senden,
 Sie zu wahren,
 Ihrer Engel treue Schaaren.

Siehe! da öffnete sich neben ihr die Erde und eine kristallklare Quelle sprudelte daraus hervor; die fromme Jungfrau trank von dem Wunderwasser zur Genüge, fühlte sich wieder plötzlich von neuem Leben durchdrungen und alle Müdigkeit verschwunden. Nach einem kurzen aber heißen Dankgebete setzte sie rasch ihre Flucht fort und fand jenseits des Rheins ein sicheres und stilles Asyl.

Noch rieselt jene liebliche Quelle und führt zu Ehren der heiligen Jungfrau noch heut zu Tage den Namen „das heilige Brännlein.“

(Siehe Pfarrer J. Schneider's obengenanntes Werkchen. S. 34.)

Die Unterhaltung bei dem Judengalgen nächst Müllheim.¹⁾

Weisch, wun es ani goht, das Wegli i?
 Im Judengalge zu; mer sin jez bal derbi.
 Dort obe, lueg, wu selli Rußbaum stehn,

— Grad wu jez selli Manne dure gehn —
 Dert seit men em eso, vun altersher.
 Un siehst, uff sellem Ehrügweg ehne, heist's,
 Gang z'Nacht als Ein, im Mondschün lüchelaß,
 Un wandle d'Hohlgaß us und i. Der Vatter weist's,
 Wie men em gseit het; und es sey fei Gspäß.
 Me hör gar mengi Nacht si Sifzen un si Schlag,
 Bis daß es z'Müllen almig zwölfi schlag.
 Das sei, vor Ziten als, e böse Nocher gsi,
 Ne Jud voll Trug und Pfiff, in Sünden alt;
 Un gstohle heig er au no obedri.
 Doch endli henn sie en emol uszalt.
 Dert obe, wun i di jez ane füehr,
 Isch's gscheh. Er het emol grad wieder gstohle gha;
 Jez chunnt der Amtmann z'rite, mit eme Hatschier,
 Un sieht em's ebe scho vu witem a.
 Un druff, was gschieht? Er het em vorher scho
 Mit dräut, un thuet en eisgangs henke lo.
 Ne Todesurthel isch em niene gsproche gsi,
 Doch heist's: mer henken en emol, uff witer's hi.
 So isch es gangen, un sie sage, 's heig em ghört. —
 Jez sim mer dobe, un jez blibe mer e Rüngli stoh.
 Es zieht e wenig a, do uffezue;
 Me spürt's im Dthehole währli scho,
 Drum wemmer is e wenig jez verthue,
 Und umenander luege, eb mer witer's gehn,
 Denn's gitt jo doch fei Genuß meh so schön.

Rueg, an dem Plägli isch si Galge gsi,
 E Nußbaum; 's goht eim schier e Grusen us.
 Drum wemmer besser füre; chumm dohi,
 Do zeig i der au jeze no das Hus,
 Wu sellimol der Amtmann gwohnet het.
 Rueg dert bi sellem alte Schloß, me sieht's gar nett;
 's stohet rechterhand e wenig unte dra,
 Mit seller Giebelwand; me sieht em's a,
 An sine Fenster, daß es scho alt mueß si.
 Habschberger het er gheisse, sellimol,

Un's heist, i weiß nitt, ob i 's wieder sage soll,
 Er thieg si sielamol gar jeze no
 Ganz grait der Innerberg dert uffe, höre lo.
 Mit wilde Rosse zieg er almig us, uff d'Nacht,
 Un heig e Lebzig dobe, bis der Tag verwacht.²⁾
 Jez ich glaub's nitt; denn isch er scharf au gsi:
 D'Rechtschaffenheit het doch nit gfehlt derbi.
 Un z'Müllern in der Ehilche stoht si Grabstei no,
 Un der vu siner Frau isch nebe dra.
 Dert schloft er rüehig. Chönnte's Alli so,
 Wu gstorbe sin, un henn en Amt im Lebe gha! —
 Sell isch jez Badewiler, bhalt's im Sinn,
 's Amthus un 's Schloß; nu siehst sell Hüsli nebe dra?
 Dert tanze sie im Summer alli Sunntig drin,
 Un mengmol chunnt sie's in der Buchen au no a.
 Un lueg, sell groß, sell isch's neu Römerbad;
 Es isch e Saal drin, me verluegt si schier;
 I sag der, Meieli, es isch e Staat,
 De glaubst es nitt, bis i di ane fuehr.
 Un besser hinte zieht si's Dorf am Berg no hi;
 Vor alte Zite seig's scho's fürnehmst Badort gsi.
 Un jezen isch im Summer eben alles voll,
 Mer weißt als fast nitt, wu men ane luege soll.
 's isch aber au fei Wunder, uff mi Treu,
 Wenn d'Gäst mehr uffe gehn, vu Johr zue Johr,
 Wenn's wuslet überall mit Groß und Ehlei,
 Denn 's isch so schön dert, 's chunnt eim wie im Himmel vor.

Jez lueg in Wald dert uffe, linkerhand,
 Dert hinterm Schwärziberg, siehst sell alt Schloß?
 Es isch der Neufels.³⁾ — Dert sieht mer erst in's Land,
 Me chunnt fast nimmi vu der Ussicht los!
 Doch gehn d'Lit wunderselten emol hi,
 Worum? 's isch mühsam un me find't der Weg nitt gli.
 Dert obe henn, vor Zite, Heere gwohnt,
 Mit Frau un Ehinder, un das brave Lit;
 Sie henn der Buursmann gästimiert un gschont,
 Und Unrechts weist me vu de Neufelser nit.

'Ne große Hund isch ihr Bidiente gsi,
 Der het als Fleisch gholt, z'Sulzberg alli Tag,
 Un heime treit uff's Schloß, gar ordeli.
 Doch Alles goht si Weg, so lang es mag,
 Derno hört's uff. Uff eimol chunnts e so:
 Der Hund der het si nimmi blicke lo.
 Was isch jez dem? het druff der Metzger denkt,
 Un het zuem Nocher gseit: „mer wenn doch luege gli!“
 Und wu sie uffe chömme, sen isch's Thor uffgsprengt,
 Un d'Menschen un der Hund sin umbrocht gsi.
 Wer aber selli That verüebt ha soll —
 Das weißt der Brigiger Pfarrer nitt emol.

Jez rechts vu Badewiler, als de Berge no,
 (De groß heißt Blaue) siesch so wissi Stei;
 Sel isch 's Husbade; 's isch e Bergwerch. Mei,
 Dert isch's au schön, mer wenn au ane goh.
 Un no ne wenig witer ehne dra —
 Siehsch nitt sell Hüsl, mit dem rothe Dach?
 Dert wohnt der Tschamber z'Sehrigen, i bi
 Scho selber binem dobe gsi;
 Er isch e Wirth un wird e rechte Buur, alsgmach.
 Un füre zue, lueg selle grüne Rai —
 Sell isch d'Hermatt. Jez denk dedoch au, nei!
 Dert heige sie emol e Her verbrennt;
 Un dordurwille, daß me's jez d'Hermatt no nennt,
 Denn Falkenau heig's früeher gheisse gha.
 Nitt mit dervu fangt rechts der Mülle-Wald scho a.
 Un besser gegen uns zue, — siehsch sell Dach —
 Isch Niederwiler, rechts un links, am Bach.

Jez dreihe mer is aber rechterhand.
 Do lit e Städtli, 's isch der gwiß bifannt;
 Was meinsch jez, Meieli, was wird es si?
 Es fällt der vumme selber i.
 Lueg doch, wie fründli in de Bergen in,
 Wu nit, as Nebe, zrings drumm umme sin!

— — — — —

Jez derte sieht me Neuburg, satt am Rhi,
 Ne Städtli hüttigstag, ne Stadt vor Zite gnennt; ¹⁾
 Statt seller Chilche seig e Münster derte gsi,
 Doch heig's der Rhi neweg gnu, us em Fundement.
 Un 's innerst Hus sei gstande, wu jez 's üsserst stobt,
 Me weist es justement grad nimmi gnau.
 Und wemmen uffezue, am Strom no goht,
 Se chunnt 's Ehrüzchilchli, in der Guetenau.
 Dert het der Brueder Felix, im e chleine Hus,
 Si Wohnig gha, und im e Todtebaum si Bett.
 Si Gschäft isch bete gsi, und wenn es dundret het,
 Se het er almig glitte. Nu, jez rueiht er us.
 Sell heilig Ehrüz, wu aber dert stobt, mueß de Rhi
 No jez vum Land abhalten und — es thuet's, cha si!

Un do vu dene Berg rechts hintere
 Sin no viel Ort; de weisch jo, wu mer her chu sin —
 Dert ehnen unter sellem Rai isch Zunzige.

— — — — —
 Jez sim mer, glaub i, ummen liberal,
 Un d'Begnig hemmer bschaut. Sell do isch's schön?
 Das isch im liebe Gott si Bilbersaal,
 Un mir verstune, wemmer drin spaziere gehn. —
 Chumm jez, jez müen mer go, mer henn jez Zit;
 Dur selli Hohlgaß us, in's Wilerthäl.
 's isch ebbe no ne Viertelstündli wit,
 Un d'Weg, die weiß i jo no liberal.

E. F. Dorn.

(Aus Pfarrer Dorn's „Allemania.“ Lörrach, 1843. Gutsch und Rupp.)

¹⁾ Der Dialect, in welchem die in meiner Sammlung „Allemania“ enthaltenen Dichtungen geschrieben sind, ist der allemannische und beinahe der nämliche, wie bei Hebel, von dem ich nur darin abweiche, daß hier viele Endungen auf u (z. B. wu, chu etc.) vorkommen, welche dort auf o ausgehen. Diese Endung auf u hat aber zweierlei wesentlich verschiedene Klänge. Der eine ist ein reines „u,“ wie im Hochdeutschen; der andere ist ein gemischtes, breites „u,“ welches ein kurzes „e“ nachtönen läßt, z. B. „du“ und „thue“ (thun). Diesen letzten Vokal habe ich überall, wo es die Aussprache so fordert, beige geschrieben. Wo also das „e“ hinter einem „u“ erscheint, da will letzteres keine eigene Sylbe bilden, sondern einsylbig mit dem „u“ zusammen gelesen seyn.

Auch in der Orthographie weiche ich zum Theil zuweilen von der Hebel'schen ab, da mein Bestreben dahin ging, den Klang der Wörter, so weit dies auf einfache Weise geschehen konnte, möglichst treu durch die Schreibart zu bezeichnen, selbst wenn sie der Analogie des Hochdeutschen zuwider läuft.

L. F. Dorn.

²⁾ Siehe den Artikel „der wilde Jäger Habsberger.“ Seite 186 dieses Buches.

³⁾ Eine halbe Stunde von Oberweiler aufwärts liegt die Ruine des Schlosses Neuenfels, welche von Badenweilers Gästen sehr oft besucht wird. Die Mauern desselben stehn noch; man sieht den alten Schloßhof und in kleiner Entfernung davon den Raum des ehemaligen Gartens. Von der Geschichte des Schlosses schweigen die Urkunden. Der letzte Besitzer war Christoph von Neuenfels, der es mit seiner Gattin, einer Tochter und fünf Diensthofen bewohnte. Noch vom Jahre 1540 hat man Kunde von ihm. Eine wohldressirte, große Dogge holte jeden Tag in Brisingen oder Badenweiler den Fleischbedarf in einem Korbe für die Familie. Einst, nachdem der Hund mehrere Tage lang ausgeblieben war, ahnte man daraus nichts Gutes; man begab sich auf das Schloß, fand den Hund neben einigen Dienern erschlagen und die Herrschaft ermordet, welche Greuelthat wahrscheinlich von Räubern verübt worden. Die Leichen wurden in Brisingen beigesetzt.

(Siehe Pfarrer J. Schneider's: „Das Badische Oberland.“ Lörrach, 1841. S. 18.)

⁴⁾ Neuenburg war in früheren Zeiten, schon vom 13. Jahrhundert an, eine beträchtliche Stadt, die vieler Privilegien genoß. Im Jahr 1490 war Kaiser Maximilian daselbst und bestätigte ihr dieselben, auch erlaubte er 1496, statt der alten, durch den Rhein größtentheils unterhöhlten und weggespülten Stadt, eine neue zu erbauen und erhöhte ihren Rheinzoll. In den Jahren 1632 und 1634 wurde Neuenburg von den Schweden genommen; Herzog Bernhard von Weimar hatte 1638 hier sein Hauptquartier, während er Breisach belagerte; im Jahre darauf starb er hier an Gift.

(Vergl. Universallexikon von Baden. S. 817.)

Der Hausgeist Rüdych.

Seit 70 Jahren ist das Pfarrhaus zu Obereggenen erbaut. Das alte stand nicht auf diesem Plage, sondern in dem Garten, den man jetzt den Rüdych-Garten heißt. Der Pfarrer, der im alten Hause wohnte, hatte viele Jahre lang keine Ruhe vor einem Hausgeist, der darin auf allerlei Weise sein Wesen trieb,

so daß der Pfarrer oftmals bei dem Abt von St. Blasien, dem die Pfarrei zustand, sich beklagte und eine andere Wohnung haben wollte. Der Abt gab ihm aber kein Gehör, und so baute sich der Pfarrer endlich ein eigenes Haus, um den Geist los zu werden. Das geschah auch, denn der Geist zog nicht in das neue Haus ein. Als der Pfarrer todt war, kaufte der Abt das neue Haus der Wittwe ab, ließ das alte niederreißen und aus dem Plaze einen Garten machen, den man von dem Geiste den Rüdy-Garten hieß.

Die Leute nannten nämlich den Geist Rüdy (Rudolf); es war ein Kapuziner, der die Hausleute oft neckte, und sich in allerlei Gestalten verwandeln konnte. Oft erschien er als Knecht, und wenn er eine Arbeit verrichtete, so war es immer sehr gut gethan. Die Dienstboten wußten, daß ihnen, besonders zur Erndtzeit, Rüdy allzeit behülflich war, wenn sie die Früchte in die Scheuer brachten, wo er die Garben ihnen abnahm. Er trug Holz und Wasser, und man hätte sich über ihn nicht beklagt, wenn er nicht durch seine vielfachen Neckereien die Leute zu arg erschreckt hätte. Wenn zuweilen die Pfarrer aus der Nachbarschaft ihren Amtsbruder in Obereggenen besuchten, so sahen sie ihn zum Taubenschlag heraus schauen und fanden ihn zugleich leibhaftig im Hofe stehen, denn Rüdy hatte seine Gestalt im Taubenschlage angenommen. Wenn das Gesinde zu Nacht aß, so fing Rüdy manchmal an, das Kind zu wiegen, stürzte auch zuweilen Nachts die Wiege auf die Seite, ohne dem Kinde zu schaden. Da ober dem Ofen ein Zugloch in das obere Zimmer war, so machte der Geist oft ein Geräusch, wie das Wirbeln einer Trommel, warf auch Nüsse, Erbsen und Bohnen herab, so daß die Leute am Boden ausglitten. Holte man Wein im Keller, so klopste Rüdy hinten am Faße, so lange als noch etwas darin war.

Es kam einmal zu dem Pfarrer ein naher Vetter von der Universität, der auch von dem Hausgeist hörte. Der Pfarrer sagte ihm, daß Rüdy Niemanden etwas zu Leid thue, wenn man ihn ruhig lasse. Das machte dem Studenten Muth, er nahm seinen Degen und wollte den Geist sogleich im Keller aufsuchen. Der Knecht ging mit ihm und blieb mit dem Licht an der Kellertüre stehen. Der Student aber ging die Stiege halb hinab,

und rief trotzig dem Kobold zu, er solle kommen. Da kam auch Rüdby und schlug ihn mit flacher Hand so arg auf die Backen, daß er Licht und Degen fallen ließ und wie todt hinstürzte. Der Knecht hob ihn auf und brachte ihn wieder in's Zimmer, wo er zu sich kam. Doch war ihm kein Glied verletzt.

Wenn Winters das Gesinde Abends um den Ofen saß bei der Arbeit, und das Haus fest geschlossen war, so hörten sie doch Jemanden das Feuer schüren, was Niemand als der Rüdby seyn konnte. Als der Pfarrer das neue Haus bezog, wollte Niemand mehr in dem alten wohnen, denn der Geist war durch nichts hinaus zu treiben. Bei dem Auszug ging die Frau Pfarrerin zum letztenmal mit Knecht und Magd in das alte Haus, um den Kest herüber zu bringen; wie nun das Haus leer gemacht war, und die Frau und ihre Dienstboten zur Thüre hinaus gehen wollten, hing Rüdby in seiner Kapuzinerkutte mitten in der Thüre aufgekniüpft, wie an einem Galgen und die Pfarrerin mußte sich mühsam neben ihm vorbei drängen. *)

(Siehe Mone's Anzeiger 2c. v. J. 1834.)

Der Nuedi.

(Poetische Fassung derselben Sage.)

Mueter, mer möchte jez z'Be, henn d'Buebe gseit, wu sie
chu sin

Ab der Schliff. Sie huchen in d'Händ un schlenkere d'Finger.
Mei, wie sinkelet's un wie brennt's un hurniglen eim d'Beer!

„Henn er enander jez gstoche? — Genn nummen als Aht au
ne wenig,

Daß ekei Unglück gschicht, un keis eke Arm un ke Bei bricht.

's isch gli gscheh,“ seit Mueter, un goht in Cheller un holt jez
Aepfel ab der Hurt, un gitt imme jede si Sächli.

D'Buebe nemme's un stecke's in Sack, und allo der Thür zue;
Usen, uff d'Gass solls nonemol go. Doch: „jez mueß es gnueg si!“

*) Die Angabe von den Beweggründen zum Bau des neuen Pfarrhauses ist geschichtlich wahr. Es wurden beim Oberamt Lörrach deshalb Stöße von Alten geschrieben. Auch die Verhandlungen mit St. Blasien nach dem Tode des Pfarrers haben ihre Richtigkeit.

— So het d'Mueter gseit — „für hütt; es isch jo gli Betzit.“
 Aber wu sie's erzwingen wenn, uff eimol goht d'Thür uff,
 Un der Batter chunnt un luegt sie alli beed scharf a.
 (Drum er isch hütt über Feld bi de Heren un z'Mülle vor
 Amt gfi.)

„Guten Obe!“ so seit er, — „und was soll's jeze no duß
 geh?“ —

Wenn sie wohl oder übel, se blibe si denn in der Stube.
 's Müeterli spricht ene zue, un seit: „jez siße do ane,
 Essen eueri Aepfel, un wenn si der Batter au gwärmt het,
 Mueß er ich ebbis verzele; mer hole 's Licht derno ine.
 Wissen er nitt, er het's jo versproche gha, gell aber, Batter?“
 Sither zieht er de Rock jez us, un d'Schueh mit de Schnalle,
 Un leit d'Schlurpen a. Jez lütets aferat Betzit.
 D'Buebe stehn enanderno uff un fangen a bete,
 Un der Batter thuet d'Händ au zemmen un d'Schloßchappen abe.
 Endli sage sie: „Amen!“ un siße wieder, wie vorher
 Uff en Ofebank hi. Der Batter sißt in si Ecke,
 Hinter e Tisch, pugt 's Licht un nimmt us der choschbere Dose,
 Wun em emol der Markgraf gschenkt het, jezen e Brise.
 Sellimol het er sie überchu gha, 's isch scho ne meng Johr her,
 Wun er het müese ne Wage voll Wi go Karlisrueh schicke.
 Und er nießt, un: „helf ich Gott!“ seit's Meidli zuem Meister
 „Danke der Gott!“ seit er. „Se. will i ebbis verzehe,
 Aber förchen ich nitt“ — „o nei, mer förchen is gwiis nitt,
 Seig es, was es will!“ — „vum Obereggemer Ruedi.

„'s isch vor lange Ziten im Obereggemer Pfarhus
 Und in's Here Schüre nitt ghür gfi; sell isch jez usgmacht.
 Mengmol het es als tho, me het gemeint, der Bös sei durane,
 Mengmol isch es au rüehig gfi. Doch ebbis isch gange.
 So viel isch emol gwiis. Die gscheidste Lit, wun es ghört henn,
 Chönne's nitt ganz verwerfe; sie zucke d'Achsen un sage:
 „Luege, das wisse mer selber nitt recht, was me soll dorus mache.“
 's het als einer derte gwohnt, vor alters, so heißt es,
 Ruedi het men em gseit, so ne Pater us eme Chloster;
 Wie me die gheisse het, Chapeziner, oder no anderst.
 Der heig allewil z'balge gha und allewil z'stritte,

Und e Dräues: er wöll no mache, daß Reis meh vun Alle,
 Us der ganzen Eggemer Omei, in Himmel dörf inne.
 Dis un jens un sust no allerhand, was me nitt weißt meh;
 Und er seig e verdächtige Mann, unheimli un grob gsi.
 Doch 's chunnt Jedem si Stund; im Ruedi het sie au gschlage,
 Und jez isch er isch gestorbe, wu's endli gnueg mit em gsi wär.
 D'Eggemer henn e vergrabe, un henn em no Glüd uff de Weg
 gewünscht,

Un das lieli un still, daß er nitt ebbe nonemol uffwacht.
 Aber es het nit gnugt, sie henn e nitt bruchen erst z'wecke;
 's gitt en anderi Stimm, die dringt bis aben in Bode,
 Und mit der Rueih isch es us. — Jez Ruedi, jez goht bi
 Zit a,

So het die zue nem gseit, jez gang un dien, bis uff Witer's!

„Bu dem Augesblick isch's im Obereggemer Pfarhus
 Und uff em Hof abe niene meh ghür un niene meh recht gsi.
 Zerst, do het me nitt viel just gespürt, wil nieme dra denkt het,
 Und es isch sellimol grad au alles anderster worde.
 's chunnt e Pfarer mit Frau un Chinder, un 's isch e Famili,
 Wie nen anderi au. Doch goht scho 's Gspröch bi de Lite,
 Und es heißt: der Ruedi sei fernerst au wieder zrud' chu.
 Und 's wird allewil luter; un nootno het er si seh lo,
 Unter em Tagloch oben un sielimol unten im Cheller,
 Ober gar in der Stube, bim Esse, oder im Husgang,
 Ober zuem Tubeschlag us, im Fuetergang und in der Schire,
 Und uff em Heustock oben, und het si Wesen als triebe.
 Und es het's bal Jedermann gwüßt un nieme meh gleugnet.

„Endli isch er ich ganz bikannt mit's Pfarers Lit worde,
 Daß em fei Mensch me gförcht het vor em, as allesalls
 d'Magd no,

Wenn sie en no nitt gchennt, und erst au sither der Wienecht
 In's Hus dunge gha het; denn zitwis isch er gar uding, |
 Sust aber ordeli gsi, me het em dörfse wol traue.
 Jo, er het jo als d'Chinderli gwaglet un het jo als Holz treit,
 Un sust allerhand tho; und mengmol het er au Heu gliecht,
 Wie men e gheisse het, doch sell isch justement d'Sach gsi.

Het men em gruese bi Nanne, au wenn mene nittemol gseh het:
 „Nuedi, wu bisch? gang inne und wagle der Heinerli dinne,
 Ordli, daß er au z'friede cha si, un nimme meh briegget!“

Het er en tüchtig gwaglet; me het gmeint, 's Bettli, mit
 sammt ihm,

Wöll all Streich an d'Wand, oder gar zuem Fenster us fliege.
 Het men e gheisse: „gang hol e rechte Tragete Holz her!“

Het er die halbi Bügi brocht, un grad uff de Boden
 Ane feit in d'Chuchi un grumplet; i sag ich, me het gmeint,
 's Hus wöll' eim über em Chopf enanderno zemme feie.
 Un derno het er e Scholle no glacht, daß er ein so ver-
 schreckt het.

Het em der Chnecht emol gseit: „rupf Heu! sust wird i nitt
 fertig;

Hütte bruch i gar viel; es isch no ne Ross und e Her chu.“
 Und er isch furt mit de Rossen, an Brunnen uffs go tränke,
 Bis er wieder heime chunnt — jez lueg me doane —

Het er der ganz Heustock bim e Hälmli dur's Fueterloch abfeit.

Het men e aber gheisse: „Gang waglen e wengeli dinne!“
 Het er blöselig guget, un's Chind het g'schraue, wie vorher.
 „Trag e wengeli Holz!“ Do henn er, e Spönli, fe Schuech
 lang;

„Jech e wengeli Heu!“ — E Löffli, 's gäb' efe Muul voll.
 So het er's dureweg gmacht; drum het me müesen als sage,
 Wemm me's het wölle so ebe recht ha: „nitt z'viel und nitt
 z'wenig!“

Un derno het er's au tho, gar ordeli, wenn er nitt sust no
 Ebber het wölle vergelstere, oder e heimliche Tuck thue.

„Dum, er isch nitt uffem Hof, un deheime allerwil bliebe.
 Mengmol isch er au witer's; im Dorf, do isch er bifannt gsi.
 He, er het so der Her Pfarer als bis an d'Chilche bigleitet,
 Wenn es em igfallen isch, daß's alli Chilchelit gseh hen;
 Un bi der Thür het er cherum gmacht. In d'Chilche gar ine
 Wär' er ich um fei Pris. Gell Nuedi, sell het en End jez!

Aber au Lumpestreich het er gnueg in sim alte Quatier gmacht;
 Späßli und allerhand Zig, wun er ein als numme veriert het.

's isch emol e Fremden, i glaub, vu Basel her, dert gsi,
 Un der het der Her Pfarer au b'sucht und e bigeli nogfrogt,
 Wegen em Ruedi, was der denn au mach, eb er au no im
 Hus seig?

Un der Her Pfarer het gseit: „Jo frili, jo, der isch no do,
 Uebral, wu men e will, und liberal, wu men e nitt will.“
 Aber er het de Fremd nitt gchennt, doch het er em B'richt ge:
 So isch es mit em un so, un het em alles verzelt gha.
 Un in der Stube, wu jez die Here grad mitenander
 Spröchen, isch oben am Dfe ne Thürli d'Bühne nuff gange,
 In die oberi Stube — 's isch, daß me cha Wärmi derdur lo —
 Und wu nieme dra denkt, uff eimol chunnt ich der Ruedi,
 Streckt der Chopf derdur aben un hebberet, grad wie der Heini,
 Uff em Chilchthurn oben, im Nest. — „Was soll jeze das si?
 's isch doch, uff mi Treu, fei Storch in unserer Stube!“
 Seit der Her Pfarer un lacht no derzue un lueget der Fremd a.
 Un der Fremd lacht au, und seit: „Jo frili, Her Pfarer,
 Un derzue no ne große. So het mi Vatter scho gheißt,
 Un i heiß ebe just au neso; das mueß er jez gwüßt ha!
 Un der Her Pfarer het glacht un der Fremd un der Ruedi
 het mitglacht.

„Mengmol isch er au böß un boshaft gege de Lit gsi.
 Chunnt d'Fraufaste Zit, se het der Her Pfarer im Hus dinn
 Un si Frau un d'Chinder un 's Gsind ebe niene fe Rueih gha.
 D'Stegen uff un d'Stegen ab, uff der Bühni, im Cheller,
 Isch der Ruedi halt hinte dra gsi, un tritt eim uff d'Ferse
 Aß me zunterst un zöberst un hinter si d'Stegen ab feit isch.
 Het er derno so ne Streich verbrocht gha, fangt er a z'lache,
 Ueberlut e Scholle, un packt si un sinnt uff e neue.
 Mengmol het d'Frau Pfareren als e Teller voll Gläser
 Wöllen in's Chensterli thue, daß 's d'Chinder nitt solle verheie,
 Ober d'Magd en Ergeli voll frisch Wasser am Brunne
 Holen un heime tragen un d'Stegen uff laufen in d'Chuchi.
 Aber der Ruedi nitt suul, so wien er das Ding numme gmerkt het,
 Isch gli hinte dra, un — batsch! do lit's uff em Bode!
 D'Scherbe cha me jez zemme lese, oder au 's Wasser
 r use wischen un mit eme Lumpe goh tröchne.

Jez chunnt wieder emol e Wägeli z'fahren und haltet
 Am Pfarhus. Ne fremde Her stigt ab un goht ine
 Un froget no nem Her Pfarer, un der isch richtig deheime.
 Sellimol het es ke Hirze no ge, un nittemol d'Sunne
 Isch no ne ordeli Wirthshus gsi; es isch scho gar lang her,
 Un me het eben au no nitt so viel druff g'halten, as jeze.
 Wer isch echterst au das? Henn d'Lit enander gli g'froget,
 Isch es e fremde Her Pfarer, wu unseren ebbe will b'sueche,
 Oder der Amtma vu Röttele? Der Probst vu Bürgle cha's
 nitt si,

Selle chenne mer so, un das isch emol si Ross nitt.
 Was gilt's, das isch jez g'wiis der Inspekter, er chömmt so go
 luege,

Wien es im Pfarhus stand und usfuch und in der Chilche.
 Aber es hätt ich e nieme nitt chennt, bis endli chunnt's use:
 's isch e fremde Heer, er möcht der Ruedi go beschaue.
 's Pfarers Chnecht chunnt au un hilft dem Fremde si Ross gar
 Vor em Hus abspanne; und endli macht er no's Thor uff
 Un schirft's Wägeli inen in Hof, und unter e Holzschopf.
 Un 's Ross füehrt er in Stall, zue's Pfarers Rossen un Chüeihe,
 Leit em e Halfteren a, un bindet's a, an der Chripse,
 Un jez brüelt er im Fuetergang in, grad mir nitt un dir nitt:
 „Ruedi, wu bisch? Rupf Heu, i bruch, nitt z'viel und nitt
 z'wenig!

He! Hesch es g'hört? Allo!“ — Der Fremd het glost un isch
 furtgrennt,

Wun er ich jez, satt neben em, hört lut lachen e Scholle;
 Use, was gisch was hesch; zuem Stall us, 's isch do nitt richtig,
 Un do trau i au nitt. Wer weiß, was do inne soll vorgoh.“
 — D'Buebe rucke jez näher zuem Vatter un luegen an d'Thür
 als. —

„Beede Here sin dinn, gehn uff und ab in der Stube,
 Un der Her Pfarer verzelt vum Ruedi un vu de Streiche,
 Wun er scho gmacht het im Hus, im Cheller und in der Chuchi,
 Und uff der Bühni oben, im Husgang und in der Stube,
 Und in der Schire durane, im Fuetergang und uff der Prügi.
 Aber der fremd Her wills nitt glauben un lacht numme drüber,
 Un seit: „Ebe deswege bin i jez chu, au go luege,

Was denn das für Posse seige, do mit dem Kuedi;
 Eb me denn ebbis au sech, und eb au ebbis dra woher seig.
 Wenn er numme hütt chäm, gohn is d'Zit e wenig vertribe!" —
 Nu, das Ding isch guet. Der Her Pfarer will so nitt strite,
 Und denkt: wart — de wirsch es scho seh — wart numme bis
 z'De.

Wenn er si jezen au schlicht, sen isch er derno diste freier;
 Bruchsch em nimmi lang zruefen, er wird der scho zeige, was
 woher isch.

Nach du numme nitt z'lut, es goht eim gar hinderli mengmol.

„Nootno chunnt jez der Oben, es wird afangen au dunkel,
 's fangt a Betzit lüten un d'Chinder gehn vu der Gass heim.
 D'Lit thien d'Läde jez i, un rüefen enander: guet Nacht! zue,
 Un 's wird überall still, me hört eke Stimm un ke Tritt meh.
 's Liecht chunnt ine, d'Frau Pfarere seit: „jez chönne mer esse!“
 Aber mi fremde Her luegt allewil numme an d'Thüre,
 Un isch nimmi halber so lut, as hüt Romitag gsi.
 D'Suppe chunnt, sie siße denn zue un lenn's ene gschmede,
 Alli zemmen am Tisch; doch Der het kei Appetit gha.
 Zeze spröche sie mitenander vu andere Sache,
 Denn der Her Pfarer het's gmerkt, daß Der nit rüehig cha esse.
 Aber isch d'Thür uffgange, se het mi Fremde druff higluegt,
 Eb der Kuedi nitt chömm, — i glaub, daß er's nittemol
 g'wüßt het.“

— D'Buebe die rucke jez alliwil no ne wengeli näher
 Gegen e Batter ane, un schielen als heimli uff d'Thüre. —
 „So isch's Esse vergange, bis z'letzt, do chunnt no ne Brotis,
 Grad recht für mi Her, e Rapun, un das e losseiste.
 Denn er het ordeli gesse dervu un d'Beinli abgnaget,
 's isch si Libesse gsi, sell het me chönne verrotte.“

„Bu sie jez endli ferig sin, se blibe si siße
 No ne wenig am Ttsch, der fremd Her un der Her Pfarer,
 Bis sie's Ehrüegli gar leeren un werde recht munter und lustig,
 Und de Fremd denkt nimmi an Kuedi. Doch er het an ihn
 denkt.“

Un jez stosse sie a, uff Gesundheit, un wohlbitumm's! heist's,

„'s gilt, der Her Pfarer soll — — —“

Gott verzeih mer's, luege doch au! uff eimol goht d'Thür uff,
Bumme selber, was isch doch au das? Kei Mensch isch im
Husgang,

Un es schliicht e Schatte, mit grünen Augen in d'Stube,
Un goht landsem an der Wand, e wengeli witer's.
Alli guete Geister! het jez der Her wölle sage,
Un springt uff vum Stuehl, as wenn er wott halber vertlaufe.
Aber er het derno denkt: i weiß es so scho, 's isch der Ruedi;
Und isch müsli still, un het kei Aug me verwendet.
G'schuderet het's en e wenig, sell het men em wohl chönnen aseh,
Alles isch still un gitt Acht, wu echterst der Ruedi wöll ane.
Allewill chunnt er näher zuem fremde Her, an der Wand no,
Bis er bi nem isch. Uff eimal fliege die Beiner,
Wun er no uff sim Teller het liege, vum brotene G'flügel,
Ihm in's G'sicht; der Ruedi, der lacht, un goht siner Wege,
Landsem gege der Stubethür zue, furt wieder, zuem Loch us.
Jez guet Nacht, un schlosen au wohl, un denken an Ruedi!

„So isch's sellimol gange. Der Her, der het si fast z'todt
g'schämt,

Das em der Ruedi so wenig Ehr no nem Esse het atho.
Aber luegen, ihr Chinder! es isch si redliche Lohn gsi!
Wer het e g'heisse go Eggene goh un au no gar hensle
Wegen em Ruedi? — Jo wol! eb denn au ebbis dra woher seig?
Het em's denn nitt der Her Pfarer scho gseit gha Alles, wie's
usfeh?

Hätt' er nitt chönne jez schwigen un denke: sey's woher oder
nitt woher, —

Was feits mi denn drum, und ändere chan i's doch schwerli.
's goht e Jedc si Weg, sell isch eben allewil 's Fürnehmst.
Nei, er mueß ane go luege, un mueß em selber no ruese.
Aber, was han i ich g'seit? Es goht eim gar hinderli mengmol.

„Drum, me mueß niemole nasewis si, wenn ein ebbis nit
agoht,

Un nitt wölle bramabarsiere, me thieg si nitt förche.
Wememe si überal dri will lege, me haltet eim nit druff;

's isch nit nuß, sagi au, me cha gar wüest no neweg chu,
Un derno lachen ein d'Lit nummen us, un's heißt's: 's isch em
Recht g'scheh!'"

— „Du machsch aber au lang, mit dim Verzehle vum
Kuedi,“

Seit jez d'Mueter; „jez mein i, wär's gnueg! Reichätter bring's
G'schir jez!

's Essen isch ferig, besch's g'hört? Di Brötisli wird der suß
ischalt! —

Blib's derbi, jez hör i au uff, doch will i no sage,
Bis er der Tisch deckt henn, wie's mit em Kuedi no chu isch.“

„'s het's e Menge probiert, eb er en nit ebbe chönn banne;
Heremeister sin chu, Schwarzkünstler und anderi Schelme,
Un Chapeziner vu Neustadt her; 's hett Alles nit g'hulfe.
's het en ekeiner zwunge. Jo, brummlen ihr doch, het er
denkt als,

Schwägen ihr chudermälsch un mache doch Faren uff Note!
Mir a stehn uff e Chopf! so Zigs han i emol au g'macht.
Endli aber isch's anderster chu, der Pfarer het's gnueg g'ha,
Un, was g'schicht? — er zieht us, un d'Handwerkselit breche's
Huß ab.

Und wu die in d'Schire chu sin, se sehn sie, wit obe,
An eme Trom der Kuedi no hamble, dert het er si g'henkt gha.

„Bu der Zit a neweg" isch es us gsi mit sine Sekte.
Mengi sage frili, er seig no jez in der Röchi,
Dobe näumen im Wald, bi Schalsige löß er si seh als,
Und er chömm all Johr wieder nächer heim um e Schritt wit.
Aber i glaub sell nitt. Churz, z'Eggenen isch er verschwunde.
Nummen ellei der Plaz, wu's Pfarhus almig isch g'stande,
Mahnt no a si Namme; me heißt e der Kuedi-Garte.
Er isch nimmimeh dert; un's Pfarhus henn sie denn neu
baut.

Jez isch's heimli un still, wu almig in früehere Zite
Geister sin gangen un d'Lit numme plogt un numme verschreckt
henn,

Un der Her Pfarer weiß nit me dervu, wu hüttigstags bert
wohnt.

Chömmet jez, 's Essen isch do; wer betet hütt? nu: Komm
Her Jesu!

L. F. Dorn.

(Aus Pfarrer L. F. Dorn's: „Allemania.“ Lörrach, 1843. Verlag von Gutsch.)

Badenweiler.

In dieses Thales Gründen
Möcht' ich ein Plätzchen finden,
Ein Hüttchen mir zu bau'n;
Um oft vom Traubenhügel
Des Rheines Silberspiegel
Nach Herzenslust zu schau'n;

Alsatia zu erblicken,
Den himmelblauen Rücken
Des Vogesus zu sehn;
Umweht von Blüthendüften
In duftigfeinen Lüften,
Die Ferne zu erspäh'n.

Ich würde Blumen brechen
Und an kristallinen Bächen
Im Schatten mich erfreu'n;
Dann bei des Mondes Helle
Auf moosbelegter Stelle
Schließ' ich zu Träumen ein.

Bei meinem stillen Lauschen
Spürt' ich der Geister Rauschen,
Der Engel leisen Flug;
Es tönten süße Lieder,
Entschlafne kämen wieder
Aus ihrem Aschenkrug.

Des Römerbades Trümmer,
 Der Bergruine Flimmer
 Im Abendsonnengold,
 Des Heilquell's Segenstammer,
 Dem Schacht, dem Eisenhammer,
 Ist meine Seele hold.

Natur! mit alter Kunde
 Stehst du im Schwesterbunde,
 Erquickst hier Geist und Sinn;
 Frei von der Sorgen Schwarme
 Ruh' ich in deinem Arme,
 Du Freudenspenderin!

Ich fleige auf zum Blauen,
 Die Welt umher zu schauen,
 Die mir sein Gipfel zeigt.
 Ich wall' im Wiesenthale,
 Wo an dem Todtenmahle
 Aus Grüften Leben steigt.

Der Römer und der Ritter
 Erscheinen im Gewitter
 Vor Gottes Wolkenthron;
 Nun ruhen ihre Schwerter,
 Wo herrlicher, verklärter
 Nur glänzt der Edeln Lohn.

Auch nach dem hohen Hause
 Von Bürglen's froher Klause
 Richt' ich der Wandrung Ziel;
 Fern von dem Weltgetümmel,
 Schweb' ich empdr zum Himmel
 In heiligem Gefühl.

Ich habe mir erkiesen
 Die Dörfer, Haine, Wiesen,
 Vom Bögelfhof zu sehn;
 Den Neuenfels zu suchen,

Dann unter Schweighofs Buchen
Zur Ruhe einzugehn.

Schau' Neuburg's alte Beste,
Umfächelt von dem Weste,
Wo Weimar's Bernhard schied;
Seh' Müllheim's Feld und Neben
Und seines Marktes Leben,
Horch' froher Winzer Lied. —

Suchst du ein stilles Eden,
Laß Badenweiler reden,
Wirf dich in seinen Schoos.
Laß Hohen ihre Beute,
Wo dieses Thales Leute.
Durch Einfalt nur sind groß.

Wie freundlich sind die Kinder!
Biel williger, geschwinder
Dient hier die Achtsamkeit,
Als in dem Fürstensaale,
Beim Tanz und reichen Mahle
Der schnöden Ueppigkeit.

Bei froher Gäste Regen,
Bald lieblich im' Bewegen,
Bald treulich in der Ruh,
Fließt hier von manchem Guten,
Wenn Herzenswunden bluten,
Des Trostes Balsam zu.

Gesundheit wird dem Kranken,
Und traurige Gedanken
Vergehn wie Nebelduft.
Des Badquells Wunderkräfte
Sind Stärkung zum Geschäfte,
An das die Zeit uns ruft.

Noch bleibt der Geist gefangen,
Dem Freiheit im Verlangen

Mit steter Flamme glüht.
 Mein Segen diesem Orte,
 Bis einst die schöne Pforte
 Mich zu den Sel'gen zieht.

Pfarrer Graf.

Badenweiler.

Willst du der Natur dich freuen,
 Willst du sinnen, ungestört,
 Ueber Alles, was der neuen,
 Was der alten Zeit gehört;
 Wie des Schicksals Wandelsterne
 Sich in sichern Kreisen drehn,
 Wie die Menschen stets sich ferne,
 Seyn und Nichtseyn nahe stehn;

O so komm in dieses Eden,
 Wo mit Sonn, Mond und Thau
 Bäch' und Nachtigallen reden
 Zwischen heiterm Grün und Blau;
 Hier dem Erdenqualm enthoben,
 Siehst von Strahlen dich umwoben,
 Wallst, umweht von Blumenduft.

Kämst du mit zerrissnem Herzen,
 Mit geheiltem giengest du;
 Schnell entfliehn des Grames Schmerzen,
 Lacht dir dieses Thales Ruh;
 Wo der Glaube himmlisch heiter
 Schaut der Liebe in's Gesicht,
 Die den Glauben nahm zum Leiter,
 Der sie füllt mit Muth und Licht.

Schau umher! Die Menschenalter
 Braußten, stürmten durch das Thal,
 Folgten wechselnd sich, wie kalter
 Winter folgt dem Sommerstrahl;

Zartes siehst du Raubes mildern,
Blüthenglanz im Fels zerstreut,
Allwärts bei des Lebens Bildern
Bilder der Vergänglichkeit.

Tief des Römerbades Trümmer,
Wo im Thal der Heilquell floss;
Hoch im reinsten Aetherschimmer
Ein zerfall'nes Ritterschloß.
Blumenreiche Wiesen grünen,
Wo der Adler Roms geglänzt,
Und der deutschen Burg Ruinen
Voll Gesang ein Hain umfränzt.

Hinter segensreichen Auen,
Hell durchströmt vom stolzen Rhein,
Sind im Ferngedüft zu schauen
Bläulicher Vogesen Reih'n.
Holde Landschaft! Wunderselig
Walt' in deinen Thälern ich;
Manches Bild erblich allmählig,
Stets verflärt das deine sich!

v. Weyenberg.

Die Römerbäder zu Badenweiler.¹⁾

Mit Wehmuth schaut euch Jeder,
Der pilgernd euch genahet,
Ihr alten Römerbäder
Die längst die Zeit zertrat.

Wohl schließt ihr unterm Thale
Den tausendjäh'gen Schlaf,
Bis jüngst auf eure Maale
Des Bauern Pflugschaar traf.

Die Gemmen, längst zerschlagen,
Der Bider feltner Kranz,

Sie künden und sie sagen
Von alter Tage Glanz.

Als noch dort überm Forste,
Das Schwert in brauner Faust,
Der Römer in dem Horste
Mit seiner Schaar gehaust,

Da mochte voller quellen
Des Heilborns reiche Fluth,
Wenn in den edeln Wellen
Der Tiber Sohn geruht;

Wenn sich im kräft'gen Schwallen
Der narb'ge Leib gefühlt
Und seiner Wunden alle
Genesen sich gefühlt.

Das war ein lustig Baden!
Verjüngt stand er auf
Und zog auf grünen Pfaden
Zu neuem Siegeslauf. —

Wie anders ist es heute!
Es starrt das Römerhaus
Verödet in die Weite,
Kein Ritter schaut heraus.

Der Knechtschaft Joch sank nieder,
Kein' Slavengeißel schwirrt,
Es klingen freie Lieder,
Wo Ketten einst geklirrt.

Nun seh'n die öden Hallen
Raum einem Schatten gleich,
Es ist, wie sie, zerfallen
Das alte Römerreich.

Friedrich Otte.

¹⁾ Als in dem letzten Viertel des verflossenen Jahrhunderts der Markgraf Karl Friedrich in den reizenden Thalgegenden der Vorberge des Schwarzwaldes sich ein Lusthaus erbauen wollte, suchte ihn vor allen die herrliche Lage auf die Höhen hinter Müllheim, und er beschloß, diesen

Punkt zu wählen. In dem schmalen Wiesenthälchen erhebt sich der Vorsprung, auf dem so malerisch das Dorf Badenweiler liegt, rückwärts an den hohen Blauen gelehnt, der mit den anstoßenden Bergen einen waldförmigen Kessel bildet. Auf der Spitze des Vorsprungs ruhen die Trümmer der alten Burg Baden, ernst hinausblickend in die lachenden Gefilde des Rheinthals. Schon die ersten Nachgrabungen für die neuen Bauten führten sogleich auf Trümmer, in welchen der Forscher die versunkene Römerherrlichkeit erkannte. Des Fürsten Sorgfalt unterstützte die weiteren Untersuchungen und in kurzer Zeit war die ganze Ruine offen zu Tage gelegt und Veranstaltung getroffen, sie vor weiterem Verfall zu schützen und den Forschungen der Gelehrten zugänglich zu machen. Eine vollständige, mit einer in diesen Gegenden ungewöhnlichen Pracht erbaute römische Badeanstalt war nun mit all' ihrem Reichthum dem Grabe wieder entflohen.

(Vergleiche Max v. Ring's „Malerische Ansichten der Ritterburgen Deutschlands.“ 2. Heft.)

St. Trutbert im Münsterthale.*)

Der fromme Trutbert hatte von dem Herren dieses Thales, dem Grafen Othbert, die Erlaubniß erhalten, auf der Stelle, wo gegenwärtig das Kloster steht, sich ansiedeln zu dürfen und fing nun an, das Gesträuch auszurotten, eine Hütte zu bauen und ein Gärtchen anzulegen. Da überraschte ihn der Graf einst mitten in der Arbeit und wurde von dessen frommen Eifer so gerührt, daß er ihm nicht nur den Ort zum bleibenden Eigenthum vermachte, sondern auch den Ertrag einiger benachbarten Höfe zuwies, und ihm sechs Knechte beigab, damit er die mühsame Ausrottung des Waldes um so rascher betreiben möge. Aber diese Knechte waren ein schlechter Gewinn. Denn je eifriger Trutbert selbst der Arbeit oblag, desto überdrüssiger wurden sie derselben. Bald waren alle Bitten und Ermahnungen vergebens. Es gelang ihm nicht mehr, sie gehorsam zu erhalten und endlich stieg zwei Brüdern unter ihnen der abscheuliche Gedanke auf, den frommen Mann aus dem Wege zu räumen, um sich seines Joches gänzlich zu entledigen. Als er daher einstmals (es war im dritten Jahre seines dortigen Aufenthaltes) um die Mittagszeit, von der Hitze und Arbeit er-

*) Das Münsterthal hat seinen Namen von der uralten, Bergbau treibenden Stadt Münster, welche längst nicht mehr existirt, und sonst nur noch auf eine Gruppe von Höfen im Thale ihren Namen vererbt hat.

schläft, auf seiner Ruhebänk hingestreckt lag und schlief, schlichen die Bösewichter herbei und schlugen ihn mit dem Beil auf die Schläfe, daß er augenblicklich den Geist aufgab. Sobald Graf Othert diese Unthat erfuhr, befahl er seinen Leuten, die flüchtigen Mörder zu verfolgen. Da geschah es, daß dieselben, von Müdigkeit, Hunger und Durst erschöpft, nach vier Tagen wieder wie durch ein Wunder an den Ort geriethen, von wo aus sie geflohen waren und mit Entsetzen sah nun das verbrecherische Brüderpaar, wie ein böses Gewissen sich räche. Beide wurden zu dem Richter abgeführt; aber der eine wartete die Strafe der Gerechtigkeit nicht ab, sondern nahm sich unterwegs selbst das Leben; der Andere dagegen büßte seine Schuld am Galgen.

(Siehe Jos. Vaber's „Freiburg und seine Umgebungen.“ Freiburg, 1838. Herber. Seite 90.)

Schloß Staufen.

Ein wildes, troziges Geschlecht bewohnte einst diese Burg, deren rebenumkränzte Trümmer auf das gewerbsame Städtchen St a u f e n am Eingange des anmuthigen Münsterthals herabsehen. In unaufhörlichem Kampfe mit den Nachbarn, um seine Herrschaft auszudehnen, fühlten besonders die Mönche des nahe-liegenden St. Trutperts Klosters die drückende Uebermacht der Ritter von Staufen. Vergebens schloßen die Aebte einen Vertrag mit den Bürgern der Stadt Breisach zu gegenseitigem Schutze: die nahen und mächtigen Bögte des Klosters, denn diese waren eben die Ritter von Staufen, fanden darin nur Veranlassung zu neuen Unbilden. So hatte schon Werner von Staufen den frommen Abt Hugo überfallen, und nicht besser handelten seine Nachfolger, die Otto's. Von einem derselben erzählt die Legende: Als Berthold V. von Zähringen nach Frankfurt zur Reichsversammlung zog, mußte ihn Ritter Otto, (des Marschalls von Staufen Vater) den er vor allen seines Hauses Dienstmannen liebte, begleiten. Wenige Tage vor der Abreise hatte derselbe, da es ihm an Pferden zur Fortschaffung des Gepäcks mangelte, dem St. Trutberter Kloster zwei Rosse weggenommen, und als ihm die Mönche deshalb derbe Vorwürfe mach-

ten, im Zühorn geschworen, nach seiner Rückkehr ihr Nest so zu zerstören, daß kein Stein auf dem andern bliebe. Die Mönche, durch diese Drohung erschreckt, flehten ununterbrochen zu Gott und ihrem Schutzheiligen um Rettung. So inbrünstiges Gebet blieb nicht unerhört: Als der Zug des Herzogs auf dem Heimwege an einen überfrorenen Fluß gelangte und Ritter Otto, das Eis zu prüfen, voranritt, stürzte mit ihm das muthige Pferd rücklings nieder. Gelähmt von dem heftigen Fall, ward er unter zunehmenden Schmerzen in die nächstgelegene Hütte getragen, wo nach wenigen Augenblicken das Licht seines Lebens erlosch.

Joseph Baber.

(Siehe „Freiburger Wochenblatt.“ 1828, den Aufsatz „Staufen.“ S. 10.)

Dem Kaiserstuhle.*)

Du grüner Berg mit deinen sanften Hügeln,
Den abendluftgewiegten Wellen gleich,
Wo theurer Freunde Bilder mich umflügeln,
Den Blick gefesselt hält dein Wunderreich;
Ich lege treu mein Herz an deinen Busen,
Das manchen Trost in deinem Schuß erfuhr,
Du bist mein Freund, dir weih' ich meine Musen,
Du lohnst sie mit den Schätzen der Natur!

Schön sind der Alpen Häupter anzuschauen,
Wo lieblich tönt der Hirten Morgensang,
Erhaben ist's, wenn ihre Scheitel thauen,
Rastaden stürzen über Felsenhang;
Und manches Röslein duftet ob den Gründen,
Und stirbt am Busen einer Sennerin, — —
Doch nimmer mag ich dort die Rose finden,
Die ewig blüht dem treuen Sängersinn. —

Varnas, Olymp und Helikon stehn ferne,
Mein Auge sah das große Hellas nie;
Dort wandeln leuchtend unerreichte Sterne,
Begeisternd aller Dichter Phantasie;

Bescheiden blick' ich auf nach ihrem Ruhme,
 Der selbst Jahrtausenden nicht unterlag,
 Doch dort auch sproßt mir nicht die zarte Blume,
 Die nur auf niederm Beete blühen mag.

Wie viele Berge, die zum Himmel ragen,
 Sind arm an liebeschaffender Natur!
 Sie können nur das Aug' zur Ferne tragen,
 Und steif und nackt bleibt ewig ihre Flur.
 Doch deine Höhen streben gleich dem Dome
 In üppig wechselnd reicher Pracht empor,
 Erquickend mit der Lüfte lindem Strome
 Des Wandrers Auge, Herzen, Mund und Ohr.

Hat wilder Flammen Wuth Vulkan' gestillet,
 Erstarrt zu hartem Stein der Lava Blut*),
 Tief dir im Innern kochts, die Adern füllet
 Mit raschem Feuerstrom ein edles Blut;
 Süß fließt es nun durch grüne Nebenranken,
 Und löst das Räthsel deines Daseyns auf,
 Ob du's Vulkan, ob du's Neptun zu danken,
 Dein heißer Saft gibt den Entscheid darauf.

Welch ein entzückendes Gedicht zu lesen
 Von deinem Gipfel, wenn im Purpurstrahl
 Die Sonne tauchet hinter die Vogesen,
 Von Abendglocken tönet Thal für Thal!
 Wenn sich der Rhein gleich einer Silberschlange
 An deine wonnevollen Hügel schmiegt; —
 O wie dann auf zu deinem Lobgesange
 Des Dichters Herz in deinen Himmel flieht!

Eduard Lynker.

*) Das Gebirg hat ohngefähr zehn Stunden im Umfange, zwei im Durchschnitte und vier in die Länge. In der letztern Richtung bietet es fast nur Fußpfade. Es steht ganz isolirt, außer Zusammenhang mit einer andern Gebirgskette. Der Hauptstock erhebt sich ohngefähr eine Stunde vom Rhein, während seine Vorhügel das Ufer des Flusses bilden. Auf mehreren Punkten des Kaiserstuhls sind vulkanische Spuren sichtbar, unter andern findet man daselbst ein sehr poröses, schwarzgraues Gestein dergleichen auch bei andern Vulkanen angetroffen wird, den sog. Mandelstein.

Man hält dafür, der Krater sey in der Nähe von Bickensol gewesen. Das Gebirg selbst besteht aus 40 bis 50 größeren und kleineren Bergen und ist von ungemeiner Fruchtbarkeit. Es liefert vielen und guten Wein, treffliche Futterkräuter, Hanf, alle Arten von Feld- und Baumfrüchten zc.

Der Kellermeister und seine Frau.

Im Schooß des Kaiserstuhles
Da haust ein alter Mann;
Entsteigt er seinem Grunde,
So macht er froh die Kunde
Mit einer goldnen Kann'.

Lockt ihn die gute Laune,
Geht er von Haus zu Haus
Und schenkt aus seinem Keller
Den besten Muskateller
Und andre Weinchen aus.

Gern thut er damit laben
Mann, Weib und Knecht und Kind,
Und hat die größte Freude,
Wenn rings die lieben Leute
Recht tonnetrunken sind.

Der alte Kellermeister
Hat auch 'ne alte Frau,
Die haust von ihm geschieden,
Doch stets in Zucht und Frieden,
Da drunten in dem Gau.

Die Frau führt einen Wagen
Schwer voll von Haus zu Haus,
Mit goldnen Rornes Schwaden
Und Früchten reichbeladen
Und theilt rings davon aus.

Doch einmal nur im Jahre
Erblickt man ihn und sie;

Bald kommt sie reich an Segen,
 Bald ärmer dir entgegen
 Doch ohne Gaben nie.

Der Mann, das ist Herr Bacchus
 Und Ceres heißt die Frau;
 Wohin das Pärchen walle,
 Da fliehn die Sorgen alle
 Vom Kaiserstuhles Gau.

Eduard Lynker.

Neun Linden.*)

Es waren in des Vaters Schloß
 Am hellen Rhein,
 Von edlem Stamm der blüh'nde Sproß,
 Neun Mägdlein zart und fein.

Wer malt des Vaters Herzenslust?
 Wer mißt den Preis
 Der Freud' in treuer Mutterbrust,
 An solcher Töchter Kreis?

Und wenn sie gingen Hand in Hand,
 Die dreimal Drei,
 So unschuldsreich am schönen Strand,
 In heitern Spielen frei:

Da pries entzückt der Fluthen Gott
 Die Mädchenschaar,
 Ihr Lilienweiß, ihr Rosenroth,
 Ihr Auge, wunderklar.

Der Vater einst zum Kampfe ritt,
 Gebot noch schwer,
 Ja nicht zu ziehn mit flücht'gem Schritt
 Zum Bergesgipfel her.

*) Namen der höchsten Spitze des Kaiserstuhles, 1785 Fuß über dem Meere.

Sie aber wallten durch die Au'n —
Wie Neugier plagt!
Es trieb sie, dort hinab zu schau'n,
Wo hoch das Berghaupt ragt.

Sie tranken reinen Aetherdust
In langem Zug,
Sie trug wohl über Flur und Klust
Des Auges Adlerflug

Doch Vater du, ach wärest du
Im Schlachtgewühl
Gesunken, ach! zur ew'gen Ruh'
Entrückt dem Schmerzgefühl!

Sie weilten auf dem Gipfel hehr
Dem Himmel nah,
Zum Vaterehrte keine mehr,
Ein Zauberwerk geschah.

Der Vater flog den Pfad hinan
Zum Berge fort;
Was fand er auf der Höhe Plan?
Neun Linden fand er dort.

Sie scherzten dort im Abendglanz
Die dreimal Drei;
Jetzt duften sie im Blütenfranz
Als Linden froh und frei.

Sie sprechen leise flüsternd nur
Von Allerlei,
Ein sanfter West bringt von der Flur
Den Glockenklang herbei.

Doch drohen Blitze, feurig, bang
In Sturmes Nacht,
Da sprechen sie auch ernsten Klang
Zu Dem, der droben wacht.

Sie stehn, ein Bild der Schwefertreu,
 Wenn Donner fracht,
 Furchtlos in Lieb' und heil'ger Scheu
 Vereint voll starker Macht.

Wer aber malt des Vaters Schmerz?
 Und wer die Qual,
 Die scharf das treue Mutterherz
 Verzehrt wie glüh'nder Strahl?

Die Lüfte wehn Jahrhundert' fort
 Durch Flur und Kluft,
 Noch steh'n, im Sonnenlichte dort
 Neun Linden hehr im Duft.

Eduard Lynker.

Die Katharinakapelle.*)

Wie sie weithin um sich schauet,
 Einer hohen Fürstin gleich;
 Frühe, wenn der Morgen grauet,
 Bis der Abendhimmel thauet,
 Auf ihr großes, schönes Reich! —

Aber nicht mit Freudeblicken
 Läßt ihr Auge sich herab;
 Wo sich stolz die Neben schmücken,
 Aehren sich an Aehren drücken —
 Denn ihr Volk fiel treulos ab!

Nimmer zieht's in Gottes Namen
 Hin vor ihren Felsenthron;
 Denn die Frommen, die einst kamen,
 Beten jenseits längst ihr Amen,
 Und die Andacht ist entfloh'n.

Keiner will sie ehrend schützen,
 Niemand schmückt mehr ihr Gewand;
 Unter Stürmen, Donner, Blitzen,

*) Früher zahlreich besuchtes Wallfahrtskirchlein auf einem der drei höchsten Gipfel des Kaiserstuhles, 1564 Fuß über dem Meere.

Muß sie bangvergehend sitzen,
Klagend um der Krone Stand.

Arme Frau! Wenn alle weichen,
Bleibt dein Säng' vor dir stehn,
Wird mit deines Falles Zeichen
Erd' und Himmel stumm vergleichen,
Und mit Wehmuth niedersehn.

Eduard Lynker.

Auf dem Hexenberge am Kaiserstuhl.

Finstre Zeiten lagen drückend
Auf der Wahrheit sanftem Licht,
Ihren goldnen Tempel schmückend,
Nachte lang ihr Herold nicht.
Aberglaube, Pfaffenränke
Wohnten düster weit und breit,
Hingen sperrend am Gelenke
Und am Wendepunkt der Zeit.

Hexen fuhren in den Rüsten,
Uebten tückische Gewalt;
Teufel hausten in den Klüften
In verschiedenster Gestalt.
In die Hütten und Paläste
Trug sich ihre Zauberei,
Die Beschwörung war das Beste,
Denn der Mönch bestund dabei.

Es beweint noch die Geschichte
Schuldblos hingewürgtes Blut,
Das zum Malefizgerichte
Jener Zeiten Wahnsinn lud.
Und sie schlichtete den Zweifel,
Gab uns Kunde laut und klar,
Daß ein Trugbild nur der Teufel
Und die ganze Hexenschaar.

Auch des Kaiserstuhles Höhen
 Haben jenes Wahnes Sieg
 In dem schwarzen Rauch gesehen,
 Der vom Herenberge stieg.
 Lange blieb der Hügel öde,
 Der den Scheiterhaufen trug,
 Bis des Lichtes Morgenröthe
 Weggebannt den langen Fluch.

Kühler Schatten grüner Neben
 Weht jetzt über'm Aschengrab,
 Einen Schleier möcht' er weben
 Ob dem Fluch, der es umgab.
 Wie die Neben schattig ranken
 Um das Denkmal düstrer Zeit,
 So umschlingt auch den Gedanken
 Nach und nach Vergessenheit. —

Aber aus dem Nebengrunde
 Steigt zuweilen noch ein Geist,
 Der schon oft zu später Stunde
 Manchen feurig eingekreist.
 Wen der edle Saft erfreute,
 Der am Herenberge wächst,
 Mißt die Länge und die Breite
 Seines Wegs und scheint — verhert.

Eduard Lynker.

Der verrätherische Kuchen.

In dem ehemaligen Dorfe Harthausen am Kaiserstuhl, welches die Schweden verheert und seine Bewohner theils umgebracht, theils versprengt hatten, blieben zwei Bursche versteckt und fristeten ihr Leben durch Kleie. Am Jahrestag der Kirchweihe, den sie zufällig aus einem Kalender erfahen, baden sie sich aus der Kleie einen Kuchen. Kaum hatten die Schweden den dadurch erzeugten Rauch bemerkt, als sie aus ihrem nahen Lager in das

Dorf sprengten, die Bursche aus ihrem Verstecke zogen und sie an ihren Pferden in's Lager schleppten. Dort wurden dieselben von einander entfernt, an Pfähle gebunden und sollten des andern Tags erschossen werden. In der Nacht gelang es einem der Bursche, der Billeisen hieß, eine Hand loszubringen, damit sein Messer aus der Tasche zu ziehen und die Stricke zu durchschneiden. Hierauf kroch er auf dem Bauche aus dem Lager und entkam glücklich. Von allen Bewohnern des Ortes ist er allein übrig geblieben und von ihm stammt das Geschlecht der Billeisen in Mördingen, welches Dorf auf der Stätte des verheerten Harthausen gegründet wurde.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1839.)

Die Teufelsburg.

Der Raugraf auf dem Berge stund,
Sah weitaus in die Ferne:
„Fürwahr, auf diesem Felsengrund,
Da möcht' ich hausen gerne!

„Allein wo läßt zum kühnen Bau
Ein Meister sich erkunden?
So hoch der Berg im Aetherblau,
So tief die Steine drunten?“

Und wie er so darüber sann,
Thät' ihn gar freundlich grüßen
In rothen Mantels Hüll' ein Mann,
Mit wunderlichen Füßen.

Der spricht: „Hört an, den Felsenthron,
Den werd' ich stracks vollführen,
Wollt Ihr zuvor, zu meinem Lohn
Mir Eure Seel' cediren.“

Der Raugraf denkt: „Die Seele? pah!
Die kann ich schon entbehren!

Der Leib, der ist das Leben ja,
Dem thu' ich's gern zu Ehren."

Er riß den Arm mit seinem Schwert,
Bis etwas Blut gewärtig;
Es hat nur kurze Zeit gewährt,
So ist die Handschrift fertig.

Der Satan nahm sie schmunzelnd hin,
Thät gleich das Werk beginnen,
Und als die Abendröthe schien,
Erglänzten schon die Zinnen.

Der Raugraf lebt in Floribus
Beim Trinken und beim Essen,
Doch da Jedweder sterben muß,
Ward sein auch nicht vergessen.

Einst liegt er krank im seidnen Pfuhl,
Bedenkt den schlimmen Handel,
Da naht sich aus dem Hausgewühl
Der Mann im rothen Mantel.

Und kündigt den Verfalltag an, —
Da will der Graf nicht hören,
Er sendet nach dem Burgkaplan,
Den Teufel zu beschwören.

Doch plötzlich stürzt das Felsenhaus
Mit Donnerschlag zusammen;
Der Böse kommt allein hinaus
In Pech- und Schwefelflammen.

Eduard Lynker.

Das Brunnlein zu Bickensohl.

Bei Bickensohl ist eine Quelle, die nur spärliches Wasser gibt und bloß zu gewissen Perioden, oft nach viel jahrelangen Pausen, in reichlicher Fülle strömt.

Diese Quelle war vor alten Zeiten, erzählt man sich im Volke, die wasserreichste und frischerquickendste auf weit und breit. In den heißesten Sommern, wenn alle andern Brunnen im Kaiserstuhle versiegten, sprudelte sie hell und lustig hervor. Sie befand sich hinter dem Hause eines reichen Gutsbesitzer und gehörte zu seinem Eigenthume. Dieser Mann war aber eben so geizig als er reich war und mit seinem Gelde mehrte sich nur seine häßliche Eigenschaft. — Einst war mehrere Wochen lang kein Tropfen Regen gefallen; Felder und Wiesen schmachteten unter den sengenden Sonnenstrahlen, Menschen und Thiere lchzten nach Erquickung und alle Quellen in der Umgegend fingen an zu versiegen. Nur das Brunnlein des geizigen Reichen sandte in unverringelter Fülle sein belebendes Silber zu Tage. Darum drängten sich auch alle Leute aus der Gegend vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht zu dem Plage hin mit Kübeln und Krügen, um zu trinken und ihren Wasservorrath für Haus und Gärten zu holen. Da fiel es dem Geizigen auf einmal ein, daß hier eine gute Speculation zu machen wäre, wenn er von Jedem, der bei ihm Wasser holte, eine bestimmte Taxe an Geld dafür erhöbe. Gedacht, gethan. Vom nächsten Morgen an durfte Niemand mehr an die Quelle gehen und sie benützen, der nicht ein Eintrittsgeld von ein bis drei Kreuzer, je nachdem sein Wasserbedarf kleiner oder größer war, hinterlegte. Die Armen, die diesen Betrag nicht erschwingen konnten, wurden mit groben oder spöttischen Worten zurückgewiesen. Alles fluchte diesem herzlosen Verfahren und der Unwille des Volkes stieg auf's Höchste, als die Leute eines Morgens den Brunnen, zu dem sie sich mit Gewalt gedrängt, indem sie den grausamen Besitzer mit Steinwürfen in sein Haus zurückgescheucht hatten, mit Holzstämmen, Schutt und Erde verschüttet fanden — ein Werk des Geizigen, das er nächtlicher Weile vollbracht hatte nach dem Grundsatz: „Wer nicht zahlen kann, soll auch nicht genießen.“

Aber der Fluch gedrückter Armen tönt nicht vergebens in das Ohr des himmlischen Rächers aller gewaltsamen Unbill. Die folgende Nacht, als der Geizhals, wie gewöhnlich, schlaflos auf seinem Lager sich wälzte und über neuen Plänen brütete, Geld an sich zu raffen, vernahm er plötzlich hinter dem Hause, wo

der Brunnen stand, ein dumpfes Tosen und ein Geroll, wie unterirdischer Donner. Erschrocken fuhr er auf und lauschte mit hörbar klopfendem Herzen. Nicht lange, so ging das Getöse in ein furchtbares Krachen über; Boden, Wand und Decke seiner Stube fingen an zu wanken — er stürzt auf die Kniee, er will Hülfe schreien, will beten, aber die entsetzliche Angst schnürt ihm die Kehle zu — plötzlich schmettert ein Schlag, als berste das Gewölbe des Himmels auseinander, die Erde spaltet sich und Haus und Geizhals verschlingt der Abgrund in ewige Nacht.

Das Brunnlein wurde freilich wieder aus seiner Verschüttung befreit und neu gefaßt, seit jener Zeit aber sprudelt es, wie oben erwähnt, nur dann in reichlicher Fülle, wenn eine Theurung oder ein Mißjahr bevorsteht.

H. Schür.

Das Brautbrunnlein,

oder:

Hochmuth kommt zu Fall.

(Erzählung nach der Volksage.)

Drei Tage noch, und die reiche Braut des jungen Freiherrn von Sponck sollte in dessen Burg einziehen. Zwölf Edelfnechte, prächtig gewappnet, zogen hinüber nach Landed*), um am bestimmten Tage das Fräulein Brigitte ihrem künftigen Gemahl entgegen zu geleiten. Auf Landed herrschte fröhliches Leben. Die Burgfrau ließ es an nichts fehlen, den Ehrentag ihrer Tochter auf's Glänzendste zu begehen. Volksspiele wechselten mit Gelagen, an denen Alt und Jung der Umgegend Theil nehmen durften. Mit stolzen Blicken übersah die jugendliche Braut die fröhliche Menge.

„Du wirst die Leute gewiß verwöhnen, Mutter, mit deiner Freigebigkeit; es ist nicht gut, ihnen das Joch vom Halse zu nehmen.“

„Ei Kind, sey nicht so hart gesinnt, am Tage, der dir

*) Schloß, eine Stunde von Emmendingen.

Glück bringen soll!“ ermahnte die Mutter. „Es ist ja doch besser, die Leute lieben ihre Herrschaften, als daß sie denselben Böses wünschen und sie verfluchen. Deine strenge, oft ungerechte Denkart mußt du jetzt ablegen; denn schwerlich mag dein künftiger Gemahl, der nun dein Herr wird, dulden, was deine Mutter geduldet, zumal er ein gar mildes Herz haben soll.“

„Wie, Mutter! soll sich mein Gemahl nicht nach mir richten?“ eiferte die hochfahrende Tochter. „Er wird es bald begriffen haben; denn ich will ihn streng in die Schule nehmen! Und wird Ehrenfried von Sponed binnen einem Jahre nicht Meister in der Kunst, seinen Willen dem seines Weibes unterzuordnen, so wirst du der erzürnten Lehrmeisterin die Thore unserer Burg nicht verschließen.“

„Brigitte, welche Gedanken!“ warnte die Mutter.

„Doch die vernünftigsten, Mutter, wenn man herrschen will, selbst über einen Mann! — —

Man durfte das Fräulein von Landeck nur Einiges sprechen hören, oder eine Stunde in ihrer Gesellschaft zubringen: ihren Charakter hatte man alsbald erkannt.

Die Braut schied von ihrer Mutter; eine Sänfte trug sie aus dem Thore der Burg. Die zwölf Edelknaben von Sponed geleiteten die hohe Dame, zu ihrer Linken und Rechten vertheilt. Dem glänzenden Zuge folgte ein Wagen, den der Wohlthätigkeitsfönn der alten Gräfin von Landeck mit allerlei Gaben für Arme angefüllt, die ohne Zweifel in Menge dem bräutlichen Zuge aller Orten nachziehen würden.

Der Himmel begünstigte die hochzeitliche Fahrt nicht mit freundlichen Sonnenschein, wie man es gerne sieht; sondern er sendete den ganzen Vormittag aus trüben, flüchtigen Wolken Regenschauer um Regenschauer. Wenn schon die junge Braut unwillig murrte, ändern konnte sie es doch nicht. „Ich will mich dafür an dem armen Gesindel rächen!“ sagte sie; „Es darf ihm weder Brot noch Wein ausgetheilt werden!“

Mehr denn fünfzig Hungrige stürmten der Sänfte nach, flehend, rufend; unerbittlich blieb die Braut bei ihrem böswilligen Eigensinn.

Mittag war vorüber. Am Wege, dahin sich der Zug be-

wegte, sprudelte ein Brunnlein und seine krysthellen Wellen rauschten lustig von dannen. „Von diesem Wasser will ich trinken; mit eigener Hand will ich schöpfen aus des Brunnleins Tiefe!“ rief das Fräulein von Landed, und die Sänste mußte stillhalten. Im Aussteigen begriffen, hielt das Fräulein wieder an: „Daß meine Schuhe nicht beschmutzt werden, hole man so viele Brote aus dem Wagen, als nöthig, einen Pfad bis zur Quelle zu bereiten, darauf ich unbeschädigt gehen kann.“

Ob diesem Befehl erbehten die Edelknaben. Schweigend sahen sie einander an. Endlich erlaubte sich Einer zu entgegnen: „Aber Fräulein, bedenket doch die schwere Sünde!“ — „Wer wagt es, meine Befehle und Wünsche nur saumselig oder gar nicht erfüllen zu wollen!“ schrie zornig das Fräulein. „Seid ihr so gezogen? Ich will andere Zucht unter euch bringen! Schnell meinen Willen vollführt, wenn euch meine Gnade bleiben soll!“

Etliche von den Dienern schafften die Brote aus dem Wagen. Beim Anblick derselben erhob die bettelnde Menge ein wildes Freudengeschrei. Als aber die Armen sahen, wie die Brote in den Roth gelegt, statt ihnen ausgetheilt wurden, und wie das Fräulein darüber hin zu dem Brunnlein wandelte, schriegen Alle: „Gott möge diesen Frevel rächen!“

Drei Mal hatte sich Brigitte hinunter gebeugt, drei Mal getrunken aus dem silbernen Becher — noch einmal beugte sie sich nieder. — Siehe, da wich der Boden unter ihren Füßen, öffnete sich, und mit einem entsetzlichen Schrei war das Fräulein von Landed verschwunden aus dem Reiche der Lebendigen.

Angst, Schrecken, eine unbeschreibliche Furcht, wie jedes Mal, wenn der Allmächtige in sichtbaren Zeichen vorüber zieht, kam über die ganze zuschauende Menge. In wilder Unordnung stürzten die Einen da, die Andern dorthinaus. Niemand, selbst der rohste und frechste Mensch nicht, wagte es, vom Brot oder Wein etwas zu nehmen. Einige der Leute von Landed sammelten sich endlich wieder, hoben die zertretenen Brote auf und wandten um nach ihrer Burg. Die Edelknaben von Sponed sporneten ihre Rosse und im schnellsten Galopp eilten sie mit der Schreckensbotschaft nach der Burg des Bräutigams.

* * *

An der Straße von Emmendingen nach Altbreisach, zwischen den Orten Eichstetten und Bödingen, fließt heute noch die Quelle des Brautbrunnens. Im Munde des Volks heißt er der „Britte-Brunne,“ von „Britte“ (= Braut.)

Reinhard Reigel.

Limpurg.

Zwischen zahllosen, wildbewachsenen Inseln schwimmt, nachdem du von der Ruine Sponed geschieden, an welche sich keine bedeutende Sage knüpft, dein Kahn vor dem reizendgelegenen Dorfe Sasbach, der Grundherrschaft der Nimrodisch-berühmten Freiherren v. Girardi, vorbei, an dem Hügel, auf welchem die Lügelsburger Kapelle steht, vorüber und gewinnt bald die erweiterte Stromfläche, die hier fast überall eingeschlossen scheint und einem Binnensee gleicht. Aus dem ruhigen Wasserspiegel strahlt das Bild der Höhen auf dem deutschen Ufer, unter ihnen am deutlichsten ein lichter Abhang mit weitausgedehnten Mauertrümmern hervor. Dies sind die Ueberreste des alten Schlosses Limpurg, früher auch Limper genannt, dessen Gründung in entfernte Jahrhunderte zurückgeht. Die alte Sage knüpft es an die erste Ansiedlung des Zähringer Hauses in den vorderen Landen, und wie in den Teutischen Besizungen ein Limpurg oder Lindberg dessen Wohnsitz gewesen, so haben sich unter gleichem Namen die Herzoge hier an dem Rhein ein Wohnhaus erbaut. Hiezu mochte sie die Nähe Breisachs, wo sie gewiß oft gehauset, einladen; auch soll Hermann I., der Stifter des Hauses der Markgrafen von Baden, sich von diesem Besitze Markgraf von Limpurg genannt haben. Erst mit dem 13. Jahrhundert werden die Nachrichten sicherer; damals wohnten hier die Landgrafen über das Ober-Elsaß aus dem Habsburger-Geschlechte, von hier aus die weite Herrschaft überschauend, bis wo sich die Vogesen von dem Juragebirge scheiden. Frühe schon wird diese Burg unter den Besizungen des Hauses in dem Breisgau erwähnt und es behaupten mehrere Schriftsteller, daß Graf Albrecht IV., genannt der Weise, im Anfang jenes Jahrhunderts mit seiner Gemahlin Heilwig, einer Gräfin von

Ryburg, hier gewohnt, so wie auch, daß Letztere hier ihren herrlichen Sohn Rudolf, den ersten Kaiser aus dem Habsburgischen Geschlechte, geboren habe. Kaiser Friedrich II., der sich damals in Breisach aufhielt, sey dann nach Rimpurg gekommen, um als Zeuge der Taufe des Knaben beizumohnen, den er später in Italien zu kriegerischen Thaten weihte. Auch besuchte noch in spätern Jahren Rudolf diese Stätte seiner Geburt.

Die Zeit ihrer Zerstörung ist unbekannt; wahrscheinlich fiel die Burg, wie die von Burkheim, unter Ludwigs XIV. verheerenden Geschossen.

(Vergl. Max v. Ring: „Malerische Ansichten der Ritterburgen Deutschlands. S. Baden, 2tes Heft.)

Aus dem zehnten Abenteuer
der Märe „Alpharts Tod,“ im „kleinen Heldenbuche,“ nach der
Uebersetzung von Karl Simrock.

Wie Eckart von Breisach Dietrichen zu Hülfe ritt.

Da ritten sie gen Breisach wunderbar geschwind,
Sie gingen miteinander, Hildebrand und Nitger,
Da wurden wohl empfangen diese edeln Reden hehr.

Walther von Spanien ihnen entgegen ging,
Da man die edeln Reden freudenvoll empfing;
Hug vom Dänenlande, der auserwählte Degen,
Fünfhundert Burgmänner gingen den Gästen entgegen.

Eckart ließ ihnen bringen von Sammt ein reiches Kleid;
Auch war den Reisemüden alsbald ein Bad bereit,
Darein hieß er sie führen. Nitger und Hildebrand;
Von schönen Frauen wurden die Helden wiedererkannt.

Eckart ließ ihnen bringen ein begossen Brot
Und einen Topf mit Weine: das that den Helden Noth;

Das schuf der Wirth des Hauses, Edart der kühne Degen:
Er ließ die Sturmmüden beide minniglich verpflegen.

So hielt man sie in Ehren bis an die Mittagsstund':
Da ging es zu den Tischen. Noch war es Niemand kund
Zu Breisach in der Bestie; sie hätten gern vernommen,
Auf welches Abenteuer Hildebrand an den Rhein gekommen.

Sie waren nun gefessen, der alte Hildebrand,
Getrunken und geessen, begann und sprach zuhand:
„Euch entbietet der von Berne *), der Fürst lobesan,
Euch Recken allen Bieren, daß ihr gedächet daran,

„Wie der Bogt von Berne seit seinen jungen Tagen
Zucht vor allen Recken pflag an sich zu tragen:
Er thut Niemanden Leides der edle Dieterich.
Daß ihn nun vertreiben will der Kaiser Ermerich

„Ohne sein Verschulden, das läßt er euch klagen.
Alphart der junge **) ist ihm zu Tod erschlagen.
Daran sollt ihr gedenken, an seine große Noth,
Und sollt ihm helfen rächen des jungen Alphart's Tod.“ —

„„So wohl mir dieser Märe!““ — sprach da Edart, —
„„Daß euch der von Berne schickt auf diese Fahrt;
Der mich vertreiben wollte für den Kaiser Ermenrich,
Nun läßt mich gern verbleiben von Bern der edle Dieterich!““ ***)

Noch sprach der Wirth des Hauses, Edart der kühne Degen:
„„Ich will für Den von Berne doch wagen Leib und Leben.
Ich bring' ihm zu Hülfe zehntausend Mann
In so guten Harnischen, wie sie kein König gewann.““

Da kam aus der Bestie (Breisach) Hug von Dänemark

*) Dietrich von Bern. (Verona.)

**) Alphart, aus dem edlen Geschlechte der Wölsinge, freie Dienstmannen
Dietrichs von Bern.

***) Dieterich von Bern war früher einer der Gegner Edarts.

Mit manchem jungen Ritter, das waren Helben stark.
Hildebrand der Alte bat, sie ihm zu geben,
Sie sprachen: „Für den Berner wagen wir Leib und Leben.“

Hildebrand der alte vor Freuden aufsprang:
„Edler Hug von Dänemark, deß' hab' immer Dank!
Nun leget euch zu Felde, ihr Ritter kühn im Streit,
Und wartet unsrer Helfer; sie sind uns balde bereit.“

Da thaten sie gar gerne, wie sie der Alte bat:
Sie legten sich zu Felde zu Breisach vor die Stadt.
Da kam alsbald geritten mancher kühne Degen;
Edart, der Wirth des Hauses, bat, ihr' minniglich zu pflegen.

Sie sprangen von den Rossen nieder in das Gras,
Bis er daraus sechstausend der Besten sich erlas.
Das Panier war aufgebunden, da eilten sie hindann,
Manch schöne Jungfrau ihnen nachzuschauen begann.

Als die Säumer *) waren bereit und aufgeladen,
Dazu die Kammerwagen, die ihnen sollten tragen
Das Trinken und die Speise durch manches fremde Land,
Da ritt zu allervorderst von Bern Meister Hildebrand.

Ein reiches Banner grüne nahm er in die Hand,
Der edle Held, der kühne, der alte Hildebrand.
So leitet er gewaltig die sechstausend Mann
Durch des Reiches Gauen an das Hochgebirg hinan.

— — — — —

Auf dem Zuge nun entbrennt ein Kampf mit Kaisers
Ermenrich Heerschaar unter des Helden Stutfuhs' An-
führung, der ihnen und dem Breisacher Hülfsheere den
Weg nach Bern (Verona) versperren und sie zurückschlagen
will. Hildebrand und seine Freunde gerathen durch die
Uebermacht der Feinde in große Noth und sind einer Nieder-
lage nahe; doch seine Helben, Walther von Spanien, Hug
von Dänemark, der Mönch Ilfan und Edart fechten löwen-
grimmig fort:

*) Saumthiere.

Hug vom Dänenlande, ein auserwählter Degen,
 Manchen starken Ritter sah man ihn niederlegen.
 Er wollte Helme hauen und manches Schildes Rand,
 Da ihn die schönen Frauen von Breisach hatten gesandt.

Edart der kühne, mit streitbarer Hand
 Wunderbar geschwinde kam er einhergerannt;
 So brach er durch die Schaaren, das will ich euch sagen,
 Stutfuchsens Bruder hat er das Haupt abgeschlagen.

Er war geheissen Gere, ein Degen auserkannt.
 Stutfuchs vom Rheine bestritt ihn allzuhand
 Mit sechstausend Mannen auf dem weiten Plan;
 Edart der kühne nie größere Sorge gewann.

Da schlug er Edarten auf seinen Hut von Stahl,
 Daß man das Blut sah fließen von dem Helm zuthal.
 Auf der Haide grüne fiel er in das Gras;
 Edart der kühne kaum von dem Streiche genas.

Edart der kühne aus dem Gras ersprang,
 Sein gutes Schwert ihm lauter an der Hand erklang;
 Es war geheissen Geste und außermaßen stark.
 Da thaten auch das Beste Walther und Hug von Dänemark.

Hildebrand der alte und der Mönch Ilfan
 Führen so gewaltig durch der Feinde Bann,
 Daß man sie jenseits wieder sah hervorgebrungen;
 Da fällten sie darnieder der Alten viel und der Jungen.

Stutfuchs vom Rheine kaum noch dem Strauß entrann,
 Er floh nach dem Gebirge nur mit zwölf Mann:
 Ueber das Gefilde flohen sie mit Jagen
 Unter Helm und Schilde, dem Kaiser diese Noth zu klagen.

Ihnen folgten die von Breisach wohl eine Meile weit;
 Dann kehrten sie zurücke; vergangen war der Streit.
 Als sie zusammen waren in dem Sturm gekommen,
 Da hatten Die von Breisach einen schönen Raub genommen;

Und mit dem Schwert erfochten in tugendlichem Muth;
 Denn Stutfuchs vom Rheine besaß viel reiches Gut.
 Er hatte mit geführet Gold, Silber und Gewand:
 Das ließ auf Säumer laden von Bern Meister Hildebrand.

(Siehe R. Simrod: „Das kleine Heldenbuch.“ S. 141 u. ff.)

Der getreue Eckart.

1.

Der edle Herzog groß
 Von dem Burgunder Lande
 Litt manchen Feindesstoß
 Wohl auf dem ebenen Sande.

Er sprach: „mich schlägt der Feind,
 Mein Muth ist mir entwichen,
 Die Freunde sind erblichen,
 Die Knecht' geflohen seind!

„Ich kann mich nicht mehr regen,
 Nicht Waffen führen kann:
 Wo bleibt der edle Degen,
 Eckart, der treue Mann?

„Er war mir sonst zur Seite
 In jedem harten Strauß,
 Doch leider blieb er heute
 Daheim bei sich zu Haus.

„Es mehren sich die Haufen,
 Ich muß gefangen seyn,
 Mag nicht wie Knecht' entlaufen,
 Drum will ich sterben fein! —“

So klagt der von Burgund,
 Will sein Schwert in sich stechen:
 Da kommt zur selben Stund'
 Eckart, den Feind zu brechen.

Geharnischt reit't der Degen
Reck in den Feind hinein,
Ihm folgt die Schaar verwegen
Und auch der Sohne fein.

Burgund erkennt die Zeichen
Und ruft: „Gott sey gelobt!“
Die Feinde mußten weichen,
Die wüthend erst getobt.

Da schlug mit treuem Muth
Edart in's Volk hinein,
Doch schwamm in rothem Blute
Sein zartes Söhnelein.

Als nun der Feind bezwungen,
Da sprach der Herzog laut:
„Es ist dir wohl gelungen,
Doch so, daß es mir graut;

Du hast viel Mann geworben,
Zu retten Reich und Leben,
Dein Söhnlein liegt erstorben,
Kann's dir nicht wieder geben.“

Der Edart weinet fast,
Bückt sich, der starke Held,
Und nimmt die theure Last,
Den Sohn in Armen hält.

„Wie starbst du, Heinz, so frühe,
Und warst noch kaum ein Mann?
Mich reut nicht meine Mühe,
Ich seh' dich gerne an,

„Weil wir dich, Fürst, erlösen
Aus deiner Feinde Hohn,
Und drum will ich mich trösten,
Ich schenke dir den Sohn.“

Da ward dem Burgund trübe
Vor seiner Augen Licht,
Weil diese große Liebe
Sein edles Herze bricht.

Er weint die hellen Zähren
Und fällt ihm an die Brust:
„Dich, Held, muß ich verehren,“
Spricht er, „in Leid und Lust.

„So treu bist du geblieben,
Da Alles von mir wich,
So will ich nun auch lieben
Wie meinen Bruder dich.

„Und sollst in ganz Burgunde
So gelten wie der Herr,
Wenn ich mehr lohnen kunnte,
Ich gäbe gern noch mehr.“

Als dies das Land erfahren,
So freut sich Jedermann,
Man nennt den Held seit Jahren
Edart den treuen Mann.

2.

Er schwang sich auf sein Pferd,
Edart, der treue Held,
Und sprach: „in aller Welt
Ist mir nun nichts mehr werth.

„Die Söhn' hab' ich verloren,
So find' ich nirgend Trost,
Der Fürst ist mir erboßt,
Hat meinen Tod geschworen.“

Da reitet er zu Wald
Und klagt aus vollem Herzen

Die übergroßen Schmerzen,
Daß weit die Stimme schallt :

„Die Menschen sind mir todt,
Ich muß mir Freunde suchen
In Eichen, wilden Buchen,
Ihn'n klagen meine Noth.

„Kein Kind, das mich ergötzt;
Erwürgt vom schlimmen Leuen
Blieb Keiner von den Dreien,
Der Liebste starb zuletzt.“

Wie Eckart also klagte,
Verlor er Sinn und Muth,
Er reit't in Jorneswuth,
Als schon der Morgen tage.

Das Roß, das treu geblieben,
Stürzt hin im wilden Lauf,
Er achtet nicht darauf,
Und will nun nichts mehr lieben.

Er thut die Rüstung abe.
Wirft sich zu Boden hin,
Auf Sterben steht sein Sinn,
Sein Wunsch nur nach dem Grabe.

3.

Der Herzog sank darnieder
Im wilden dunklen Hain,
Da nahm Held Eckart bieder
Ihn auf die Schultern fein.

Er sprach: „gar viel Beschwerden
Mach' ich dir, guter Mann!“
Der sagte: „auf der Erden
Muß man gar viel bestahn.“

„Doch sollst du,“ sprach Burgund,
 „Dich freun, bei meinem Worte,
 Komm' ich nur erst gesund
 Zu Haus und sicherem Orte.“

Der Held fühlt Thränen heiß
 Auf seinen alten Wangen,
 Er sprach: „„auf keine Weis'
 Trag' ich nach Lohn Verlangen.““

„Es mehren sich die Plagen,“
 Sprach der Burgund in Noth;
 „Wohin willst du mich tragen?
 Du bist wohl gar der Tod?“ —

„„Tod bin ich nicht genannt,““
 Sprach Eckart noch im Weinen,
 „Du stehst in Gottes Hand,
 Sein Licht mag dich bescheinen!““

„Ach, wohl ist mir bewußt,“
 Sprach Jener drauf in Reue,
 „Daß sündvoll meine Brust,
 Drum zitt'r' ich, daß Er dräue.“

„Ich hab' dem treuesten Freunde
 Die Kinder umgebracht,
 Drum steht er mir zum Feinde
 In dieser finstern Nacht.“

„Er war mir recht ergeben,
 Als wie der treuste Knecht,
 Und war im ganzen Leben
 Mir niemals ungerecht.“

„Die Kindlein ließ ich tödten,
 Das kann er nie verzeih'n,
 Ich fürcht', in diesen Nöthen
 Treff' ich ihn hier im Hain:“

„Das sagt mir mein Gewissen,
 Mein Herze innerlich,

Die Kind' hab' ich zerrissen,
Dafür zerreißt er mich."

Der Eckart sprach: „empfinden
Mußt du so schwere Last,
Weil du nicht rein von Sünden
Und schwer gefrevelt hast;

„Daß du den Mann wirst schauen,
Ist auch gewißlich wahr;
Doch magst du mir vertrauen,
So krümmt er dir kein Haar."

4.

Da stand der Eckart von der Erden
Und trat herfür an's helle Licht.
Er zeigt mit traurigen Gebehrden
Sein hochbetrübmert Angesicht.
Da fehlt dem Burgund Kraft und Muth
Den Blick des Mannes auszuhalten,
Den Adern sein entweicht das Blut,
In Ohnmacht ist er festgehalten.

Es stürzen ihm die matten Glieder
Von neuem auf den Boden nieder.
„Allmächt'ger Gott!“ so schreit er laut,
„Du bist es, den mein Auge schaut?
Wohin soll ich vor dir entfliehn?
Mußt du mich aus dem Walde ziehn?
Dem ich die Kinder hab' erschlagen,
Der muß mich in den Armen tragen?"

So klagt Burgund und weint im Sprechen,
Und fühlt das Herz im Busen brechen,
Er sinkt dem Eckart an die Brust,
Ist sich sein selber nicht bewußt. —
Der Eckart leise zu ihm spricht:

„Der Schmach gedenk' ich fürder nicht,
Damit die Welt es sehe frei:
Der Ekart ward dir stets getreu.“

3.

Kommt es nicht wie Träumen
Aus den grünen Räumen
Zu uns wallend nieder,
Wie Verstorbner Lieder?

Spricht Ekart zu den jungen Herrn:
„Vernehmt den Zauberklang von fern.“
Wie sich die Tön' herüberschwungen,
Erwachtet in den frommen Jungen
Ein seltsam böser Geist,
Der sie nach unbekannter Ferne reißt.
„Wir wollen in die Berge, in die Felder,
Uns rufen die Quellen, uns locken die Wälder,
Gar heimliche Stimmen entgegen singen,
In's irdische Paradies uns zu bringen!“

Der Spielmann kommt in fremder Tracht
Den Söhnen Burgunds in's Gesicht,
Und höher schwillt der Töne Macht,
Und heller glänzt der Sonne Licht;
Die Blumen scheinen trunken,
Im Abendroth nieder gesunken,
Und zwischen Korn und Gräsern schweifen
Sanft irrend blau und goldne Streifen.

Wie ein Schatten ist hinweggehoben,
Was sonst den Sinn zur Erden zieht,
Gestillt ist alles irdische Toben,
Die Welt zu einer Blum' erblüht;
Die Felsen schwanen lichterloh,
Die Triften jauchzen selig froh,
Es wirrt und irrt Alles in die Klänge hinein,

Und will in der Freude heimisch seyn;
Des Menschen Seele reißen die Funken,
Sie ist im holden Wahnsinn ganz versunken.

Da wurde Eckart rege
Und wundert sich dabei,
Er hört der Töne Schläge
Und fragt sich, was es sey.

Ihm dünkt die Welt erneuet,
In andern Farben blühn,
Er weiß nicht, was ihn freuet,
Fühlt sich in Wonne glühn.

„Ha! bringen nicht die Töne,“
So fragt er sich entzückt,
„Mir Weib und liebe Söhne,
Und was mich sonst beglückt?“

Doch faßt ein heimlich Grauen
Den Helden plötzlich an,
Er darf nur um sich schauen
Und fühlt sich bald ein Mann.

Da sieht er schon das Wüthen
Der ihm vertrauten Kind',
Die sich der Hölle bieten
Und unbezwinglich sind.

Sie werden fortgezogen
Und kennen ihn nicht mehr,
Sie toben wie die Wogen
Im wild empörten Meer.

Was soll er da beginnen?
Ihn ruft sein Wort und Pflicht,
Ihm wanken selbst die Sinnen,
Er kennt sich selber nicht.

Da kommt die Todesstunde
Von seinem Freund zurück,

Er höret den Burgunde
Und sieht den letzten Blick.

So schirmt er sein Gemüthe
Und steht gewappnet da,
Indem kommt im Gemüthe
Der Spielmann selbst ihm nah.

Er will den Degen schwingen
Und schlagen jenes Haupt:
Er hört die Pfeife klingen,
Die Kraft ist ihm geraubt.

Es stürzen aus den Bergen
Gestalten wunderbarlich,
Ein wüthes Heer von Zwergen,
Sie nahen grauerlich.

Die Söhne sind gefangen
Und toben in dem Schwarm,
Umsonst ist sein Verlangen,
Gelähmt sein tapfrer Arm.

Es stürmt der Zug an Besten,
An Schlössern wild vorbei,
Sie ziehn von Ost nach Westen
Mit jauchzendem Geschrei.

Eckart ist unter ihnen,
Es reißt die Macht ihn hin,
Er muß der Hölle dienen,
Bezwungen ist sein Sinn.

Da nahen sie dem Berge,
Aus dem Musik erschallt,
Und alsobald die Zwerge
Stillstehn und machen Halt.

Der Fels springt von einander,
Ein bunt Gewimmel drein,

Man sieht Gestalten wandern
Im wunderlichen Schein.

Da faßt er seinen Degen
Und spricht: „ich bleibe treu!“
Und haut mit Kraft verwegen
In alle Schaaren frei.

Die Kinder sind errungen,
Sie fliehen durch das Thal,
Der Feind noch unbezwungen
Mehrt sich zu Eckarts Qual.

Die Zwerge sinken nieder,
Sie fassen neuen Muth,
Es kommen andre wieder,
Und jeder kämpft mit Wuth.

Da sieht der Held schon ferne
Die Kind' in Sicherheit,
Spricht: „nun verlier' ich gerne
Mein Leben hier im Streit.“

Sein tapfres Schwert thut blinken
Im hellen Sonnenstrahl,
Die Zwerge niedersinken
Zu Haufen dort im Thal.

Die Kinder sind entschwunden
Im allerfernsten Feld,
Da fühlt er seine Wunden,
Da stirbt der tapfre Held.

So fand er seine Stunde
Wild kämpfend wie der Leu,
Und blieb noch dem Burgunde
Im Tode selber treu.

Als nun der Held erschlagen,
Regiert der ält'ste Sohn,
Dankebar hört man ihn sagen:
„Eckart hat meinen Thron

„Erfämpft mit vielen Wunden
Und seinem besten Blut,
Und alle Lebensstunden
Verdank' ich seinem Muth.“

Bald hört man Wundersagen
Im ganzen Land umgehn,
Daß wer es wollte wagen
Den Venus-Berg zu sehn,

Der werde dorten schauen
Des treuen Eckart Geist,
Der Jeden mit Vertrauen
Zurück vom Felsen weist,

Wo er nach seinem Sterben
Noch Schutz und Wache hält.
Es preisen alle Erben
Eckart den treuen Held.

Ludwig Tieck.

Einiges über Alt-Breisach.

Zur Zeit der Römer, die hier ein Kastell oder eine Niederlassung hatten, lag Breisach (Mons Brisiacus) auf dem linken Rheinufer; im 10. Jahrhundert war es eine Insel, im 13. aber stand der Berg schon dießseits des Flusses. Von den Römern kam Breisach an das fränkische Geschlecht der Harlinger oder Harlungen. Ein Theil des Berges heißt der Eckartsberg und erinnert noch an den treuen Eckart, welcher, aus dem Geschlechte der Karolinger stammend, als Pfalzgraf hier seinen Sitz gehabt und dem Herzog von Burgund bis in den Tod die treueste Freundschaft bewahrt haben soll. (Siehe obige Romanze von Tieck, die eines eigenen Commentars bedürfte, für den hier kein Raum sich bietet.)

Von Breisach, als der Hauptstadt dieses Landstriches, hat das Breisgau seinen Namen erhalten.

Wenige teutsche Städte haben einen solchen Wechsel von Ereignissen erfahren, als diese. Das Schloß wurde von Berthold V. von Zähringen erbaut und von Maximilian I. erweitert. Eine Hauptmerkwürdigkeit ist die St. Stephanskirche oder das Münster, eines der schönsten altteutschen Gebäude. Den Hochaltar schmücken treffliche, aus Holz geschnitzte Bildwerke. Die Gebeine des heiligen Gervas und Protas, welche Kaiser Friedrich I. im Jahr 1162 von Mailand nach Breisach bringen ließ, ruhen in dieser Kirche in einem silbernen Sarge. Auch sieht man darin viele Grabsteine berühmter Feldherren und anderer hohen Personen. Für

den Freund römischer und deutscher Alterthümer ist hier ein reiches, noch nicht gehörig benütztes Feld.

(Siehe Schreiber's: „Führer für Reisende durch das Großherzogthum Baden.“ Karlsruhe, 1828.)

Zwei Männer treten besonders aus der Geschichte Breisachs hervor, in deren Schicksal diese Stadt eng verflochten war: der burgundische Landvogt von Hagenbach und der Herzog Bernhard von Weimar. Ueber Jenen siehe die folgenden, ihn betreffenden Artikel. Ein schöneres Erinnerungsbild ist das des Herzogs Bernhard, dieses edlen Helden des dreißigjährigen Krieges. Er hatte den Plan gefaßt, das ganze obere Rheinthäl zwischen dem Schwarzwalde und den Vogesen zu erobern und sich ein eigenes Fürstenthum zu gründen, dessen Hauptstadt Breisach werden sollte. Seine Unternehmungen versprachen auch wirklich einen glücklichen Erfolg, aber unerbittlich ereilte ihn der Tod mitten in diesen großen Entwürfen und er starb, wie man behauptet, an genossenem Gifte, in der Nachbarschaft von Breisach, zu Neuenburg.

(Vergleiche Jos. Bader's: „Freiburg und seine Umgebungen.“ Freiburg, 1838. Herder. S. 81.)

Peter von Hagenbachs Ende.¹⁾

Während der König von Frankreich und die Schweizer die Burgundische Herrschaft am Rheine untergruben, brachte Peter von Hagenbach, der Statthalter des Herzogs Karl von Burgund, durch seine Gewaltthaten die Oesterreichischen Unterthanen zur Verzweiflung. Da er nach dem zwischen Siegismond und den Eidgenossen abgeschlossenen Vertrage von der Schweiz her am meisten zu befürchten hatte, setzte er sich mit einem tüchtigen Kriegshaufen in Breisach und befestigte diese Stadt. In der heiligen Charwoche, da das fromme Volk unter andächtigen Gebeten die Leidenszeit unseres Heilandes beging, kam der leichtsinnige Landvogt mit Truppen und Fähnlein, mit Trommeln und Pfeifen, dahergezogen und wollte da schwelgerische Tafel und Spiel halten, wo Alles in trauriger Feierlichkeit zur Kirche sich versügte. Kaum war er in die Stadt gekommen, als er sogleich den Stadtrath mit Leuten seines Sinnes besetzte und den Bürgern, welche Gott um Befreiung anflehten, gebot, ihre Waffen abzulegen und an dem Festungsbaue mit zu arbeiten. Die Ausübung dieser Bedrückungen unterbrach

aber sein Wohlleben keinen Augenblick. Seine Hauptleute und Soldaten zechten und schmauften wie an festlichen Tagen auf Kosten der Stadt. Er selbst aber hielt köstliche Tafel, und nachdem er durch erhitzende Speisen und Getränke, wie es am Burgundischen Hofe üblich war, seine Sinnenlust gereizt hatte, verführte und entehrte der rohe Tyrann die schöne Tochter eines ehrbaren Bürgers.

Nun war die Verzweiflung der Bürger auf den höchsten Grad gestiegen. Der Vater der Geschändeten ging mit gepreßtem Herzen zu Heinrich Bögelin, einem muthigen wackern Bürger, und klagte sein Elend. Dieser, aufgebracht über solche Frevelthat, und da er er noch hörte, daß auch sein Bruder gefangen wäre, weil er die Waffen nicht ablegen wollte, verabredete sogleich einen Aufstand mit den Bürgern, welche mit ihrem Banner auf dem Plage standen und entweder des Landvogts Befehle, oder sonst ein Zeichen zum Aufruhr erwarteten. Hierauf begab sich Bögelin nebst einigen seiner Freunde zu dem Tyrannen selbst und forderte die Loslassung seines Bruders. Peter von Hagenbach war überrascht, eine so kräftige Sprache von Leuten zu hören, die er bisher nur als seine Eclaven betrachtet hatte. Mit Verachtung schlug er Bögelins Besuch ab, weil der Gefangene keine Reue zeige; aber der muthige Bürger drang ergrimmt auf ihn ein und im Getümmel, wo Wehr und Angriff wechselten, wurde der Landvogt zur Treppe hinabgeworfen. Er, kaum auf der freien Straße, lief sogleich nach dem Hauptplaze, um Hülfe bei seinen Soldaten zu suchen; allein die Bürger, nur auf diesen Augenblick harrend, umringten, entwaffneten ihn und führten ihn gefangen erst vor den Bürgermeister, dann gefesselt in den Thurm.

Raum war der Sturz und die Haft des Tyrannen in der Stadt und dem Lande bekannt, als allgemeiner Aufstand und Jubel das Volk ergriff. Die Burgundischen Soldaten, nun ohne Oberhaupt und der Landessprache unkundig, retteten sich durch Flucht. Oesterreicher, Schweizer und Teutsche sammelten sich um Freiburg, um Basel, im Elsaß und in Schwaben. Der Herzog Siegismond kam mit 3000 Pferden gleichsam im Triumphe in seine Länder gezogen und da die Befreiung gerade am Osterfeste vorgefallen war, strömte das Volk aus allen

Städten und Dörfern ihm entgegen und sang, das Osterlied auf seine Erlösung vom Tyrannen anwendend:

„Christ ist erstanden, der Landvogt ist gefangen;
 Deß sollen wir froh seyn!
 Siegmund soll unser Trost seyn!
 Kyrie eleison!
 Wär' er nicht gefangen,
 So wär's übel gegangen;
 Seit er nun gefangen ist,
 Hilft ihm nit sein böse List;
 Kyrie eleison!

Unter solch allgemeinem Frohlocken zog zuerst Hermann von Eptingen, dann Siegmund selbst, begleitet von den Gesandten der freien Städte am Rhein, in seine Erbländer ein. Nachdem er hierauf dem Herzoge von Burgund die schuldigen Summen angeboten hatte, nahm er Besitz und Huldigung von seinen Städten und Schlössern und setzte in Breisach, wo die Tyrannei und Befreiung angefangen, ein Gericht von Rittern und Städtebevollmächtigten nieder, um über Peter von Hagenbach das Urtheil zu sprechen. Die Klagepunkte waren: „daß er gegen den Vertrag das Volk mit Abgaben und fremden Soldaten bedrückt, redliche Leute zum Tode verurtheilt, ehrbare Frauen geschändet und Neuerungen in den Städten eingeführt habe,“ u. worauf sein Fürsprecher entgegnete: „daß Hagenbach einigen Aufrührer die Köpfe habe abschlagen lassen, dazu habe ihn Recht und Noth gezwungen; daß er die Freiheiten der Städte aufgehoben, dazu habe er Befehl von seinem Herren gehabt, welchem sie gehuldigt hätten; und wenn er Frauen und Jungfrauen geschändet, so befände sich wohl Keiner unter seinen Richtern, den man nicht eines gleichen Verbrechens bezüchtigen könnte.“ — Diese Vertheidigung konnte jedoch weder die Fürsten noch das Volk zu Hagenbachs Gunsten stimmen. Er hatte sich durch seine Grausamkeiten zu verhaßt gemacht. Die Ritter erkannten ihn einstimmig des Todes schuldig. Bald nach dem Urtheilsspruche ward er vor das Käferthal geführt, wo man einen Kreis geschlossen hatte. Er ging mit vieler Entschlossenheit der Hinrichtung entgegen. „Nicht meinen Tod“ — sprach er — „sondern den Tod so vieler Un-

„schuldigen beklage ich, an denen mein Herr schreckliche Rache nehmen wird.“ Mit diesen Worten, und nachdem er seine Seele Gott empfohlen, empfing er den Todesstreich und sein Haupt rollte zu Boden. (Am 9. May 1474.) Sein Leichnam wurde zu Hagenbach, seinem Stammschlosse, begraben.

Niklas Vogt.

(Siehe Dessen: „Rheinische Geschichten und Sagen.“ Frankfurt, 1817. S. 66 u. ff.)

*) Nicht nur den Chronikschreibern seiner Zeit bot dieser grausame Landvogt reichen Stoff, sondern auch die Poesie hat sich seiner bemächtigt und in verschiedenen Dichtarten, den Mitlebenden und der Nachwelt, sein Treiben und seine Schicksale überliefert.

Ein ziemlich weitumfassendes episches Gedicht, welches diesen Mann zu seinem Helden macht, befindet sich in einer Papierhandschrift in Folio von 156 Blättern, ohne Titel, — den Schriftzügen nach aus dem sechzehnten Jahrhundert, — auf dem Generallandes-Archive zu Stuttgart. Auf der Decke des Einbandes innerhalb ist zu lesen:

„Peter von Hagenbach
Thäte der Stadt Breisach
Große Schmach und Herzeleyd;
Hat weder Befehl noch Bescheyd,
Bezahlt's zuletzt mit seinem Haupt,
Im Jahr 1474, das glaubt.“

Der Verfasser des Gedichtes nennt sich nirgends, ist daher unbekannt. Doch scheint er, seiner genauen Detailkenntniß aller Vorgänge und Verhältnisse nach zu urtheilen, ganz in der Nähe des Schauplatzes gelebt zu haben und ein Oberelsässer gewesen zu seyn.

Einen ausführlichen Bericht über dies Gedicht gibt der hochverdiente Forscher Dr. Heinrich Schreiber in Freiburg in seinem „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum,“ (IV. Jahrgang S. 316 u. ff.) zugleich in Kürze den Inhalt eines jeden der 148 Gesänge mittheilend.

Wir lassen hier auch den poetischen Monolog Peters von Hagenbach, aus der Feder L. Rothholz's folgen, der uns freilich seinen Helden nicht im strengen Lichte der Geschichte, sondern in aristokratisch-idealer Verklärung vorführt.

Nitter Peter von Hagenbach.

(1474.)

„Als stünde hier kein düst'rer Zwinger,
So faucht die Perche himmelan;
Ich zeig' sie dir mit meinem Finger,
Als hingen Ketten mir nicht dran;

O mach' die Bande mir geringer,
Daß ich von dieses Thurmes Brüstung
Vielleicht die Kämpfer in der Rüstung,
Die Hengste sehe auf der Bahn.

„Hab Dank, gestrenger Eisenmeister!
Daß du es menschlich mit mir meinst;
Dank, Sonne, daß du Lebensgeister
Mir in die finstre Seele scheinst!
Dank, alter Rhein, du weitgereister,
Daß du mit deinen regen Fluthen
In meine Wunden, welche bluten,
In meine Heldenthänen weinst!

„O Rhenz, wie bist du schön geworden,
Als hät' ich dich noch nie geschaut!
Du schlingst um diese Felsenpforten
Sogar den Blütenarm vertraut;
O Maienzweig! Wenn sie mich morden
Und peinigen, umschlingst du Diesen,
Der in den feuchten Thurmverließen
Beinah schon über Nacht ergraut?

„O goldnes Abendlicht hier innen,
Du schmeichelt noch dem armen Mann!
Geh, lege dich um jene Zinnen,
Wo mich die Gräfin liebgewann!
Dort sitzt sie in verlornem Sinnen;
Geh, spiegle dich in ihrem Grame,
Wie einst im Hochzeitschmuck der Dame
In der berauschten Burg zu Thann!

„Du aber, Böglein in dem Riede,
Du schlage fort zur Abendzeit,
Und zieh mit deinem Minneliede
Den Bach hinab, wo manche Maid
Ihr schönes Kränzlein hoffnungsmüde
Hinabwirft aus den losen Haaren,
Und ruf' ihr im Vorüberfahren:
Dein Schatz ist fort, wer weiß wie weit!

„Ja, weit von hier sind jene Wochen
 Voll Frauen- und voll Lautenzier;
 Fort sind die Schwüre und gebrochen,
 Wie Lanzen einstens beim Turnier;
 Schlachtrosse fort und wundgestochen,
 Und Schlachten selbst und Liebesfahrten
 Fort, todt die treuesten Pikarden,
 Und ich bin selbst am Ziele hier!

„O Montlhery, du Glanz der Fehden
 Für mich und meines Herzogs Thron!
 O siegverkündende Trompeten
 Am Kampfestag bei Murbillon!
 Das Eisen selbst ward weichgetreten,
 Und mitten in dem Schlachtenwunder
 Focht Karl, der kühnste der Burgunder,
 Und Hagenbach bei ihm, sein Sohn.

„Und sein Bistier ist nun dies Gitter,
 Sein Bügel dieser Eisenstoß?
 Statt jenes Wappenroßs der Ritter
 Trägt er den Armensünderroß?
 Er spielt mit Fesseln statt der Cithar;
 Und dies ist Hagenbach, der gräme,
 Der, wenns zum Sterben morgen käme,
 Hingehet und legt sein Haupt auf's Bloß?

„Nicht ahnst du, Karl, wenn ich geendet,
 Wie mich dies feige Volk entehrt!
 Dies Volk, das, dir um Geld verpfändet,
 Längst an den eignen Ketten zehrt,
 Hat mich entrittet und geschändet,
 Hat, — Guter! könntest du es wissen! —
 Dein goldnes Bließ mir abgerissen
 Und auf der Folter mich verkehrt!

„Schaut her da drunten in den Schiffen!
 Kennt ihr den Landvogt von Burgund?
 Das Lied, das man euch vorgepiffen
 Vom niedern, ja vom niedern Bund,

Dies einzige habt ihr begriffen?
 — Sie schiffen fort, es spotten Stimmen;
 D könntet nicht die Rachen schwimmen,
 Ihr lägt schon längst im tiefsten Grund!

„Doch sieh! der Fluß wird fast zu enge,
 Es reiht sich Rahn an Rahn im Rhein;
 Dann drüben eine Menschenmenge,
 Dann Reifige dahinten drein —
 Was soll zur Nachtzeit dies Gepränge?
 Die Zahl von Männern und von Rossen?
 Was soll sie, die mit Schweiß begossen,
 Und was der grelle Fackelschein?

„Bist du's mit deinen Siegesstandarten,
 Mein Bruder Stephan? o so fleug!
 Und meine wackeren Lombarden,
 Erscheint ihr, o so sputet euch!
 Hierher zu diesem schlechtbewahrten
 Gefängniß! Brecht die morschen Thüren!
 Hier steigt herauf! — Doch wie? sie rühren
 Sich nicht, und ruhig hält ihr Zeug?

„Vor ihrem Drängen, ihrem Reiten,
 Wird die Almende rings zu schmal.
 Sie schließen einen Kreis, sie streiten;
 Dann wieder Stille auf einmal.
 Nun werden sie zum Theiding schreiten,
 Denn rings legt sich des Volkes Murren;
 Es springt von den beschrotten Gurren
 Manch Reiter klirrend ab zu Thal.

„Sie brauchen lange; doch nun bringet
 Ein „Tod“ und „Ab!“ zu meinem Ohr;
 Ein Wort noch, das der Wind verschlinget —
 Drauf recken sie die Hand empor,
 Und plötzlich nah'n, mit Eil beschwinget,
 Acht Männer diesen finstern Händeln
 Und ziehen unter rothen Mänteln
 Acht nackte Schwerter lang hervor.

„Drauf bringt der Kleinste von den Achten
Mit seinem Schwert heraus und zielt;
Doch wo ist Jener, den sie schlachten,
Das Leben wo, mit dem man spielt?
Gilt mir dies geisterhafte Trachten
Und diese nächtliche Verschwörung?
So fordre feß dies Haupt, Empörung!
Hier ist's, nach dem du feig geschielt!

„Sie wenden sich, und rasch und dichter
Bewegt sich nun der ganze Zug;
Beim rothen Qualm der vielen Lichter
Erkenn' ich wohl und ohne Trug
Die scharfgeschnittenen Gesichter,
Langbärtig, braun und strenggestaltet,
In schwerer Rüstung, halbveraltet
Wie die, worin einst Erlach schlug.

„Wohin sie nur auf ihren Rossen
Die Nacht noch wollen? Wie, hieher?
Ach Gott! Das sind die Eidgenossen!
Mein letzter Lebenstag ist der!
Sie haben meinen Tod beschlossen!
Da weht das Banner der Lucerner,
Und dörten lechzt in dem der Berner
Der alte Nimmersatt, der Bär!

„Kommt an, taucht eure weiße Binde,
Den reinen Armschmuck, in mein Blut!
Kommt an, und zeigt es eurem Kinde,
Wie süß der Mord am Feinde thut!
Doch daß nun eure Ehre schwinde,
Daß eure keuschen Freiheitskämpfe
Vorbei, daß euch nun Fürsten pachten,
Dies sagt ihm auch, und kurz und gut!

„Ihr, einst der Tod der Leopolden,
Und jetzt der Schutz für Siegismond!
Miethtruppen setzt im welschen Solde,
Und bei Sanct Jacob einst ein Bund,

Den Keiner überleben wollte!
Entzweit sodann, und allen Länden
Verkauft als schlachtbereite Banden,
Und ehedem Ein Herz, Ein Mund!

„Wo sonst ein Vogt euch schlecht geschienen,
Urphebe schwor er und entwich;
Wir sind nicht euer Vogt, wir dienen
Dem Herzog, und ihr tödtet mich?
Sey's drum, so opfert mich denn ihnen,
Die euch mit blanken Sonnenkronen
Den Mord, auf fremdem Boden, lohnen:
Dem Siegesmund und Ludewig!

„Führt mich hinab, ich weiß zu sterben,
Und euer Henker zielt genau;
Doch diese That wird euch verderben,
Und euer Schwert durch jeden Gau
Mit eurer Kinder Herzblut färben!
Schenkt meine sechszehn Hengste dorten
Und diesen letzten Ritterorden
Dem Kirchlein unsrer Lieben Frau!“

Ernst Ludwig Rochholz.

(Aus dem Stuttgarter Morgenblatt 1837. Nr. 259 und 260.)

Wolfdieterich's Buße in Burkheim.*)

Wolfdieterich, der alte Held,
Er tritt aus seinem Schlosse,
Gewappnet wie zum Kampf im Feld,
Schwingt er sich hoch zu Rosse;
Noch grüßt er seiner Helden Chor
Und jaget durch das hohe Thor,
Wolfdieterich der Alte.

Ihm blühet Kraft, ihm glühet Muth,
Noch manchen Feind zu schlagen;

Doch mahnt der weißen Leiden Fluth,
Der Weltlust zu entsagen.
Drum macht den letzten Ritt er nun:
Im Klosterport will Buße thun
Wolfdieterich der Alte.

Die Mönche hören sein Begehr
Und nah'n von allen Seiten,
Sie holen Fahn' und Meßbuch her,
Zur Kirch' ihn zu geleiten.
Sie beten und sie singen schon;
Mit Unmuth sieht's der Heldensohn
Wolfdieterich der Alte.

„Es wollte Niemand bei mir seyn,
Als ich beging die Sünden,
Vergebung hoff' ich auch allein
Durch mich bei Gott zu finden.“
So spricht und treibt sie all hinaus
Und schließt das hohe Gotteshaus
Wolfdieterich der Alte.

Und betend bis um Mitternacht
Harret er vor dem Altare,
Und lehnt im Chor sich wohlbedacht
Drauf an die Todtenbahre;
Dann zieht sein Schwert, beschwört zur Stund'
Der Feinde Geister aus dem Grund
Wolfdieterich der Alte.

„Wohlauf zum Kampf!“ so ruft der Held,
Wild wie in jungen Tagen;
Die Mann für Mann er einst gefällt,
Will er zugleich jetzt schlagen.
Da saust das Heldenschwert um ihn,
Die Geister bringet selbst zum Fliehn
Wolfdieterich der Alte.

Und als vom Feind die Stelle rein,
Streckt müd der Held sich nieder;

Ein Engel löst bei'm Morgenschein
 Den Geist vom Band der Glieder.
 Und wie zur Mess' die Mönche nah'n,
 Erblicken sie, wie Buß' gethan
 Wolfdieterich der Alte.

C. O. Müller.

*) Die zwei Dichtungen Hug- und Wolfdieterich, die mit Dtnit, dem großen Rosengarten und der Zwergsage vom König Laurin in das Heldenbuch gehören, sind verwandt und sollen den Dietrich von Bern verherrlichen. Hug Dieterich, König von Konstantinopel, hat sich die von ihrem königl. Vater in einen Thurm gesperrte Hildegard zur Gemahlin erwählt und ist in einer Verkleidung zu ihr gedrungen. Beider Sohn wird im Walde ausgesetzt und von Wölfen ernährt, daher sein Name Wolfdieterich. Obwohl von seinem Vater anerkannt, verjagen ihn doch nach dessen Tode seine Brüder und er muß mit seinen Vasallen in ein festes Schloß weichen. Die rauhe Else, welche ihn liebt, befreit ihn durch Zauberkunst. Nach langem Umherirren und Kämpfen wird sie seine Gemahlin, ihm dann geraubt, allein wieder von ihm gewonnen. Er besiegt Dtnit, macht einen Kreuzzug, und wirbt, nachdem Dtnit erschlagen ist, um dessen Wittwe Siderat. Sie gibt ihm auf, gegen die Drachen zu ziehen. Der alte Drache reißt ihn zwar in seine Höhle, doch tödtet er hier die Drachen, vermählt sich mit Siderat, zieht nach Konstantinopel, überwindet seine Brüder und befreit seine Vasallen. Er wird dann Kaiser von Rom, übergibt seinem Sohne, der Hugdieterich heißt, das Reich, und geht nach Siderats Tode in ein Kloster, wo er, nachdem in dieser Sage berichteten Kämpfe mit den Geistern aller von ihm erschlagenen Feinde, sein Leben beschließt. Vergl. Rodnagel's: „Fünf Bücher deutscher Sagen.“ 2c.

Das „Universallerikon von Baden“ gibt, Seite 223, Burkheim als den Ort an, wo dieser Held Buße gethan und erwähnt auch des dortigen „Perenthurmes“, worin sieben Weiber, welche im Juni 1616 zu Burkheim als Peren verbrannt wurden, gefangen saßen.

Die Silberglocke.

Bei dem Dorfe Heddingen sieht man auf einem Hügel die Ruinen der Burg Lichtened. Dort oben wohnte einst eine fromme Ritters Wittwe, die nahe dabei, auf einer Stelle, wo in alten Zeiten ein heidnischer Tempel gestanden, eine Kapelle bauen ließ. Bei Legung der Grundmauern ent-

deckten die Arbeiter viele römische Silbermünzen und Gefäße. Auf Befehl der Wittwe wurden dieselben zusammengeschmolzen und eine silberne Glocke daraus gegossen, welche in der Kapelle aufgehängt wurde, aber nur in der Christnacht geläutet werden durfte.

Während eines Krieges näherten sich die Feinde auch der Burg Lichtenek; da wurde von deren Bewohnern die Glocke in den tiefen Schloßbrunnen versenkt, damit sie nicht geraubt werden möchte. Aber der Feind zerstörte die Burg und verschüttete den Brunnen. Seitdem hört man noch jetzt in jeder Christnacht die Glocke aus der Tiefe herauf klingen.

(Siehe M. Schreiber's: „Sagen aus den Rheingegenden etc.“)

Die Glocke auf Lichtenek.

Wie schaut Burg Lichtenek stolz in den Breisgau hin!
Dort war einst eine Frau mit christlich frommem Sinn.

Sie wollte bauen lassen sich eine schön' Kapell',
Zum heil'gen Gottesdienste an der geweihten Stell'.

Derweil die Leute graben tief in den Boden ein,
Blickt ihnen was entgegen mit glänzend hellem Schein.

Man trägt das blanke Silber wohl in der Herrin Haus —
Da läßt sie eine Glocke sich gießen fein daraus.

Die Glocke tönt so helle, wie keine andre mag —
Doch darf man sie nur läuten am heil'gen Weihnachtstag.

Der Feind kam in das Land; die Noth war groß und scharf;
Die Glocke, sie zu retten, man in den Brunnen warf.

Im Burghof in dem Brunnen, verfallen, schwarz und tief;
Die Silberglocke wohl schon viel hundert Jahre schlief.

Doch in der ersten Frühe, am heil'gen Weihnachtstag,
Da hört man aus dem Brunnen den hellen Glockenschlag.

Das Volk ist in der Kirche, und betet dort und singt,
Herauf aus dunkler Tiefe ein fromm Geläute dringt.

Hermann von Rottel.

Das Christglöckchen.

Wieder würgt und brennt der Franze
Als ein grimmer Feind im Land;
Starr vor Schrecken
Sieht der Breisgau Dorf und Flecken
Eingeäschert durch den Brand.

Heßlingen, du armes Dörfchen!
Dich auch schon nicht seine Wuth;
Ohn' Erretten
Wandelt dich zur wüsten Stätten
Der Vernichtung wilde Gluth.

Selbst des Kirchleins heil'ger Frieden
Hemmt nicht des Frevels Gang;
Weh! zerfallen
Liegst auch du, und Seufzer schallen,
Wo das Lob des Herrn erklang.

Unter Schutt und Kreuzestrümmern
Steht dort eine bleiche Frau;
Die Geberde
Spricht von Kummer, und zur Erde
Rollet ihrer Thränen Thau.

„Ach, die Stätte selbst verwüftet —“
Ruft sie, „wo mein Kind geruht;
Wo gefunden
Balsam ich für herbe Wunden,
Find' ich jetzt nur Schmerzensgluth.

„Weibte dir ein Silberglöcklein,
Trost mir selbst in frühem Gram,
Heil'ge Stelle,
Ach; wie scholl's so rein und helle
Immer, wenn die Christnacht kam!

„In dem Brunnen dort verborgen
 Blieb dem Feind des Glöckchens Werth,
 Doch verschüttet
 Ist er jetzt und wüßt, zerrüttet,
 Drüber Stein auf Stein geschwert.

„Nimmer soll ich wieder hören
 Glöckchen dich, so hell und rein;
 Wenn zu dienen
 Dir, o Christ, die Nacht erschienen,
 Ach, dann schweigst nur du allein!“ —

So ergießt sich ihre Klage
 Oftmals an der Stätte dort;
 Naß die Wange,
 Horcht sie jedem Glockenflange,
 Und verläßt in Gram den Ort.

Sieh, da weicht der Franze wieder,
 Neu erstehet Kirch' und Haus,
 Keine Hände
 Finden aber jene Spende
 Aus des Brunnens Schutt heraus.

Und so ist die Nacht gekommen,
 Die des Heiles Anbeginn;
 Und zu neuer
 Freudenvoller Christnachtfeier
 Wallt nun Alt und Jung dahin.

Gramgebeugt erhebt die Eine
 Auch von ihrem Lager sich,
 Geht beflommen,
 Schweigend, mit den andern Frommen,
 Aber blutend innerlich.

Fremde Glocken hört sie tönen
 Zu der Stunde Weihegruß;
 Ihre Gabe
 Liegt im finstren Trümmergrabe,
 Und die Stelle tritt ihr Fuß.

Horch, da summt es leise — leise —
 Ei, woher solch süßer Hall?
 Rein und helle
 Klingt's herauf aus dunkler Stelle —
 Das ist ihres Glöckleins Schall!

Und mit ahnungsfrohem Herzen
 Fällt auf's Knie sie hin zur Frist;
 Kann nicht scheiden,
 Muß ihr Ohr am Klange weiden,
 Denn ihr Glöckchen schallt dem Christ! —

Wieder auch, seit dieser Stunde,
 Ward's in ihrem Innern licht,
 Stille Wehmuth
 Ward ihr Schmerz, und fromm in Demuth
 Lebte sie und klagte nicht.

Und mit jeder Christnachtfeier
 Hört man noch das Glöckchen dort,
 Rein und leise
 Schallt's in wunderfamer Weise,
 Und geheiligt ist der Ort.

Joh. Nep. Vogl.

Enderlin's Grab.

Zwischen Malterdingen und Bombach an der Landstraße von Emmendingen gewahrt man einen Erdaufwurf mit einem Steine, von den Bewohnern der Gegend „Enderlin's Grab“ genannt. Einige sagen, Hofrath Enderlin sey dort ermordet worden; Andere behaupten, die Erde hab' ihn nirgend anderswo dulden wollen. Ebendort sollen auch berauschte Männer in der Nacht, als sie da vorbeigetaumelt, wie vom Sturmwind in den Hecken herumgeworfen worden. Folgende traurige Geschichte trug sich vor nicht gar langer Zeit hier zu:

In einer Gesellschaft beiderlei Geschlechts, wo man von Gespenstern, von Furchtsamkeit und Muth ic. ic. plauderte,

rühmte ein junges schönes Mädchen seine Unererschrockenheit und machte sich, als Zweifel dagegen laut wurden, anheischig, um Mitternacht, ganz allein, auf Enderlin's Grab einen Pfahl einzuschlagen. Sie hielt Wort und schlug den Pfahl wirklich ein. Als sie aber wieder fort wollte, fühlte sie sich plötzlich durch Etwas zurückgehalten, erschrad auf's Heftigste, glaubte, Enderlin's Geist habe sie gepackt und schrie fürchterlich um Hülfe. Zwei Jünglinge, welche dem Mädchen nachgeschlichen waren, um sie zu beobachten, eilten herbei, und fanden, daß der Pfahl, ihr unbewußt, durch die Schürze in den Boden getrieben war, und machten sie alsbald los; allein nach drei Tagen büßte sie ihre Vermessenheit, in Folge eines heftigen Fiebers, mit dem Leben.

Julius Reichlin.

(S. Freiburger Wochenblätter 1819. S. 947.)

Die Geschichte von der Frau Demuth und von der Frau Hurre.

Es ist schon manches Jahr her, und die meisten von unsern geneigten Lesern waren noch gar nicht auf der Welt, da lebte im Simonswälder Thal ein gar schönes und junges Maidli, dem Jedermann gern zu gefallen ging, und das von allen Jungfern und Weibern ihres Orts lieb und werth gehalten wurde, wenn gleich Alle das Jüngferle beneideten um seiner Schönheit willen, und wegen der Manier, womit sie allen Leuten sich angenehm zu machen verstand. Das ist auch keine kleine Kunst. 's ist Manche roth und weiß und fein von Haut und goldig von Haaren, und sie weiß das Alles nicht zu gebrauchen, sondern trappelt und pappelt wie eine Gans, und ihre blauen Augen sind nicht gescheidter als die einer Kuh, die ja auch blaue Augen führt; und was sie redet, weiß Gott, bringt dämmer der Spas auf'm Dach nicht hervor. — Und die schöne Jungfer schrieb sich „Demuth“. Der Götti, der ihr den Namen in der heiligen Taufe beigelegt, hatte einen guten Merker gehabt. Die Jungfer war wie ihr Name: fromm, bescheiden, freundlich, demüthig, kurz: von Herzen gut durch und durch,

wie von Gestalt schön von oben bis unten. — Weiß nicht und hab's auch nicht erfahren, wie ihr Vater zum Geschlecht hieß; das macht auch gar nichts aus, — aber der Vater war keineswegs reich, und der Kinder waren viele, und die Mutter hätte damit gar nicht zu Streich kommen können, wenn nicht Demuth vorn und hinten gewesen wäre. So verpflegte sie die Geschwister, kochte die Mahlzeit, spülte das Geschirr ab, besorgte Feld und Garten, und hatte doch immer Zeit, den Gottesdienst zu besuchen, mit der Procession zu gehen und dem Heiligen-Bildstock vor ihres Vaters Hütte einen schönen Kranz von Blumen und Goldpapier zu fertigen und umzuhängen. — Alleweil unverdrossen, geduldig und heitern Gemüths, ist sie ein Exempel für die ganze Nachbarschaft geworden, und selbst vom Ueberrhein sind Leute gekommen, um die Demuth zu sehen, die so lustig war und doch so sehr voll Sorgen; die so schön war mitten im Mangel, und immer reinlich, gepuht und schmuck, als wäre sie aus dem Schächtelchen gezogen, und war doch vielleicht die Ärmste in Simonswald; die endlich immer so artliche Reden im Munde führte, und war doch kaum zwei Winter zur Schule gegangen, nicht aus Faulheit, sondern aus Mangel an Zeit. — Sie wurde belobt und beschenkt von Hoch und Nieder; aber die Geschenke gab sie ihren Eltern, und das Lob machte sie nicht eitel. So viel Verstand und Ehrlichkeit mußte wohl einmal belohnt werden. Gewiß hätte unser Herrgott gern auf der Stelle einen Engel aus der Demuth gemacht, aber ihn dauerten die Eltern derselben, und er ließ sie auf Erden, damit sie die christlichen Tugenden noch mehr durch ihr Beispiel verherrlichte und in's Licht stellte. Daher mußte sie erfahren, was das Glück auf Erden sey, und das ging ganz natürlich zu, wie ich's erzählen werde; denn in dieser Geschichte wird nichts geheert, und der böse Feind hat nur blutwenig darinnen zu thun.

Eines Tags kommt also ein Reiter daher, noch passabel jung, feist, mit rothen Backen; auf seinem Rock, an seiner Weste, an seinem Brusttuch, saß alles voll von Silber, Knopf an Knopf; seine Reitstiefel waren blank gewichst, der Hut hing ihm recht stolz auf'm rechten Ohr. Das war der Kronenwirth von Randern; ein reicher, gesunder, wohlgefälliger Mann, der's

herzlich gut meinte, ob er gleich zuweilen auch grob schwatzte, aber nur zuweilen.

Diesmal war er ganz guten Humors. Warum? er hatte vor einiger Zeit seine bitterböse Ehefrau verloren, und ritt jetzt, ein kinder- und sorgenloser Wittwer, zur Freite nach Elzach, wo ihm ein reiches Weibsbild verrathen und schon halb zugekuppelt worden war. Darum war ihm bodenwohl; er pffiff ein Stücklein in die blaue Luft hinaus, und langte mit der Gerte im Vorbeireiten lustig in die Obstbäume an der Straße, um das Heu, das die Wägen dort abgestreift hatten, herunter zu schmeißen. Manchmal gab er auch dem Rößlein eins zu kosten, denn es war nur zu wohl aufgefüttert, und trabte seinem frohmüthigen Herrn zu langsam. — Wie er also um die Ecke reitet, und an dem Hag des Gartens, der dem Vater der Demuth gehörte, hintrabt — die schöne Jungfer stand vor dem Hause, und wusch einem ihrer Brüderlein das Gesicht am Brunnen rein, und verrichtete das mit einer seltenen Manierlichkeit — sieht der Kronenwirth das Mädel, und weiß nicht, was er mehr bewundern soll: ihre weißen, runden Arme, oder die schneeblothweißen Hemdärmel; ihre artlichen rothen Strümpfe, oder die Füße, die so zierlich drinnen steckten; oder ihr sonnengoldiges Haar, das den gelben Hut zu Schanden machte; oder ihren frischen Mund, oder ihre lichten Augen, oder das Lächeln um selbigen Mund, oder die Herzensgüte in selbigen Augen. — Jetzt bekam der Gaul keinen Schmiss mehr und ging langsamen Schritts, und immer langsamer, und der Kronenwirth achtete es endlich gar nicht, daß das Pferd still stand, wie angenagelt, denn er konnte sich nicht satt sehen an der schönen Dirne.

Wie er nun so dasitzt und lacht, daß er alle Zähne weist, so muß die Demuth dem freundlichen Gesicht auch entgegenlachen, und wenn er für sich meint: das ist doch das schönste Kind, das ich in meinem Leben gesehen, so denkt sie in ihrem Sinn: der stattliche Mann gefällt mir.

Blöd war der Kronenwirth von Rindsbeinen an nicht gewesen; auch diesmal war er's nicht, denn er sagte spaßhaft vom Gaul herunter zur Demuth, was ihm eigentlich Ernst war: Wenn ich nicht schon eine Hochzeiterin hätte, so müßtest Du es

seyn, mein Schatz! — Die Jungfer aber antwortete ihm, roth werdend: Wo denkt Er hin, Herr? Ich bin ein blutarmes Ding; Er mit seinem Reichthum würde sich schön für mich bedanken! — Das war ein kurzer Diskurs, denn das Mädel lief in's Haus hinein, und der Kronenwirth setzte seinen Weg fort. Er hatte jedoch von Stund an allerlei Käser im Kopf und es presirte ihm nicht mehr halb so arg nach Elzach.

In dem Kopf und dem Gemüth der Demuth war Alles so anständig aufgeräumt und in Ordnung, wie sich's für ein wohlbestelltes Haus gehört. Indessen hat eine jede Jungfer im Herzlein eine verborgene Kammer, wo sie ihren kostbaren Hausrath aufhebt, den nicht alle Leute, und wären's die besten Nachbarn, sehen dürfen. Darum weiß ich auch nicht zu sagen, ob die Demuth ferner des Kronenwirths aus Randern viel gedachte, oder nicht, und warum sie so erschrecklich verlegen und blöde that, als eines Morgens — kaum waren drei Tage seit seinem ersten Vorbeiritt verstrichen — der stattliche Herr abermals sein Kößlein vor ihres Vaters Thüre anhielt. Anreiten, anhalten, die Gerte wegwerfen, aus dem Sattel springen und das Mädchen geradezu um den Leib nehmen, war freilich Eins, und so geschwind geschehen, daß der leichtsinnigste Bube während dessen kein Vaterunser fertig gebracht hätte. Wahrhaftig: ein sittsames Mädel mußte darüber furchtsam und bleich werden und schier eine Ohnmacht kriegen. Bevor jedoch die Ohnmacht kam, wollte Demuth den frechen Menschen heftig von sich stoßen und fragte dabei: was fällt Ihm ein, Herr? — Wie er aber hierauf antwortete: Ich komme, mein Wort zu halten, Schätzlein mein; hab' mich zu Elzach frei und ledig gemacht, und Du sollst meine Frau werden oder keine im Badischen Land! — da ward es ernst mit der Schwachheit, und Demuth lag ihm auf einmal schneeweiß und hinsinkend wie ein herblich Blatt vor den Füßen, und zum Unglück kam der Vater dazu, und außer sich vor Zorn, und die Mutter weinte, ohne zu wissen warum, auf der Thürschwelle und die Geschwister schrieten, daß schier die Nachbarschaft, so entlegen sie auch war, zusammengelaufen wäre. Doch was sag' ich: zum Unglück? Unter rechtschaffenen Leuten geht's nicht böse und wild her, und rechtschaffene Vorsätze dürfen sich leicht überraschen lassen, und der

böse Anschein thut ihnen nicht wehe. — Der Kronenwirth war, wie schon gesagt, ein wackerer Mann, wenn er auch zuweilen grob schwatzte, und was er der Demuth in die Ohren geschrieen hatte, das wiederholte er dem Vater und der Mutter bescheidenlich, wie's einem Freiwerber für seine eigene Person wohl ansteht.

Ich habe, sprach er gar manierlich, Eure Tochter vor ein paar Tagen gesehen, und sie hatte mir's im Ansehen alsobald angethan, so daß ich gern nicht weiter fürbaß geritten, sondern lieber gleich hier verblieben wäre zur Anwerbung, — zum Verlöbniß zur Hochzeit, mit Einem Wort. Aber so war ich dazumal ein gefangener Mann, und zu Elzach saß Eine, die schon so gut als meine Braut war. Einen Verspruch — Ihr wißt's, muß man halten, — mindestens so lange man's immer möglich thun kann. Mir wurd' es nicht so gut, oder besser gesagt, nicht so schlecht. — Als ich das Mädel sah, das mir die Freunde bestimmt hatten, so gefiel es mir gleich nicht. Was zwar nichts ausgemacht hätte, denn sein Wort muß man jedenfalls halten. Aber als ich die Jungfer reden hörte, und gehen und stehen und commandiren und räsonniren, und unzufrieden thun und immer ein Gesicht machen, als hätte sie den Bändelwurm im Leibe, da riß ich Augen und Ohren immer größer auf, und wenn's nicht meine selige Frau war, die leibhaftig aus dem Grabe heraufgestiegen war und in der Person der Jungfer Hurrle vor mir stand, so war's doch gewiß Eine, die um fein Haar besser, als die Selige. Poß Wetter! dacht' ich: das wird Hiß kosten, und wahrhaftig schwitzte ich schon und es kam immer besser, da ich nach und nach wahrnahm, in welcher Drachenreputation das Jüngferle im ganzen Ort steht; und da ich nebenbei inne wurde, wie das ganze Land weit und breit so gut und lieb von Eurer Tochter redet, die mir im Kopf steckte, als wär' sie eine Königin mit einem Heiligenschein — das schmerzte, das pfezte, das brannte, glühende Kohlen thun's nicht besser! Einen Engel in der Nähe, und dennoch ein Teufele am Hals haben! Ich zerbrach mir den Kopf als wie mit Hammerschlägen, konnte aber keine Hinterthür finden. Aber gestern — ich hab' mir den Tag im Kalender roth angestrichen und werd' ihn mein Lebtag feiern wie's Osterfest — gestern, wo der eigentliche Verspruch seyn

sollte, und der Amtsrevisor und der Pfarrer waren schon eingeladen, gestern kriegte die Trommel ein Loch. Wenn ich als ein armer Sünder im Haus der Eltern von selbiger Hurre ankam, so waren die alten Leute doch noch einmal so bestürzt und so unaufgelegt, schwägten schier kein Wort, und die Verwandten machten saure und süße Gesichter durcheinander, je nachdem ihnen die Sache vorkam, von der sie alle schon wußten; aber ich wußte davon kein Wort. Das Alles fiel mir auf, und wenn ich auch meine schöne Hochzeiterin hätte darum fragen wollen, so war sie selber doch gar nicht da. Aber im Hause ging ein gewaltiger Sturm hin und her, Thür auf, Thür zu, als schossen sie mit Kanonen; Trepp' auf, Trepp' ab, Purr, purr, rumpum! Und der Sturm war die Hurre, die einen Spektadel trieb, ärger als die Heren auf dem Heuberg; gab ihren Geschwistern und dem Gesind ein schlechtes Wort, ja, eine Ohrfeige nach der andern, und zankte und wetterte, was gibst du, was hast du! Die Eltern zitterten wie das Laub am Baum, und die Leute sammt und sonders kamen schier um vor Schrecken als mit Einemmal die Stubenthür aufplagt, und das wilde Weibsbild hereinschreit: Daß ihr's wißt! ich nehm' ihn nicht, und er läuft mir lang gut, und wenn ich den Müller nicht kriege, so bringen mich nicht vier Pferde nach Randern, und ich heirath' dann absolut gar nicht, und geh' in's Kloster. Punktum! —

Das muß ein grobes Mensch seyn! sagte der Vater der Demuth zwischen hinein und schnupfte eine lange bedenkliche Prise Taback. Die Demuth meinte indessen still für sich: Die Hurre sei um ihrer Aufrichtigkeit willen nicht genug zu loben. Dasselbe meinte der Kronenwirth allerdings, denn er sagte ferner: Ein Anderer hätte sich gottsträflich verzürnt, denn ein Jeder weiß doch, daß er seinen Wagen werth ist, oder er glaubt es wenigstens. Aber bei mir war's umgekehrt. Es ist doch zuweilen ein Plaisir, wenn Einem so ein hoffärtig Thier gerade heraus sagt, daß es Einen nicht will. Darum lachte ich die wilde Rage gar freundlich an — zum erstenmal — machte einen netten Kragfuß, und sagte ihr: Liebe Jungfer, warum nur um Gotteswillen so hitzig und feindselig? Sie könnte ein Gallenfieber oder eine Verkältung riskiren, und der

Müller von Randern möchte doch ein gesundes und fröhliches Weiblein haben. Das denk' ich mir, weil er mein Schulkamerad und alter guter Freund ist, und demnach ist es dumm von ihm gewesen, daß er selber mir nicht den Zinken gesteckt hat, und war doch bei meinem Abschied gegenwärtig, und begreif' ich erst jetzt, warum er aussah, als wolle ihm ein zentnerschwerer Stein das Herz abdrücken. Mir auch, liebe Jungfer, hat bis daher ein Brocken auf dem Herzen gelegen, nicht viel kleiner als das Freiburger Münster, und Gottlob, jetzt ist er herunter gefallen, ohne daß ich mir Gewalt habe anthun müssen, Ihr zu sagen, daß wir uns eigentlich nicht zu einander schicken, und daß ich Sie nicht heirathen kann, auch mit dem besten Willen nicht. Sei Sie bedankt, daß Sie mir zuvorgekommen ist, und bleiben wir gute Freunde allezeit! — Ich bot ihr die Hand; aber die giftige Krott nahm sie gar nicht an, denn jezo hatte ich ihre Eitelkeit blessirt, und wenn sie mich schon nicht will, so wird sie mir doch in ihrem Leben nicht vergessen, daß mir ihr Korb ganz recht und erwünscht gewesen. Indessen kam auch der Müller Florian herein — der Spitzbube war schon seit vorgestern im Städtel, versteckt weiß Gott, wo; — und nun ging's an die Eltern, und die gaben ihr Jawort, um nur dem Handel ein Ende zu machen. Der Vater sagte dann zu mir: Ich muß mich vor Ihm schämen, Kronenwirth! — Aber ich antwortete ihm gelassen: Behüt' Gott! die Reibe, sich zu schämen, ist an andern Leuten, und will's Gott, wird's nicht so gar böß ausfallen. — Dem Müller jedoch gab ich einen Rissel, daß er nicht sein Maul bei Zeiten aufgethan. Hätte mir viel Unlust ersparen können, und ich wär etwa schon ein paar Tage der Hochzeiter dieses artlichen Jüngferleins hier. —

Es ist wohl Keiner unter unsern geneigten Lesern, der daran zweifeln wird, daß der Kronenwirth die Demuth zur Frau bekam. Er wollte es einmal absolut; die Eltern hatten nichts darwider, im Gegentheil, und der Demuth war's mehr als recht. Auf diese Manier ist eine Sach' gleich bei einander. — Nicht lang, und die Leutlein duzten sich. Demuth sagte: Ich hab' dich recht lieb, Jakob! — Und er sagte: Demuth, du bist mir über Alles in der Welt! — Du hast so

gute getreue Augen, sagte wieder zum Jakob die Demuth und zur Demuth sprach dann der Jakob: In deinen Augen ist für mich ein ganzes blaues Himmele aufgethan! — Da gab sie ihm einen neckischen Backenstreich, und Jakob kugelte sie dafür, und gar nicht mehr lang, so war die Hochzeit; just am nämlichen Tage, da der Müller Thomas die Hurre heirathete. Nur geschah das Letztere zu Elzach, und Jakobs Hochzeit ging mit Ehr' und Freuden in Randern selber vor sich.

Die Heimführung wäre nun erzählt: aber die Heimführung noch nicht, und das wird etwa die Hauptsache seyn. Wie die Hoffart vor dem Fall kommt, und was ein frommes Gemüth oft zu erdulden hat in dieser Welt auf Erden, das soll jetzt gleich erzählt werden, zur Ergötzlichkeit und zum Exempel.

Es ist immerhin wunderbar, daß uralte Dinge, die vergessen und nutzlos seit vielen hundert Jahren in der Welt herumliegen, nicht selten, als wie aus dem Grabe auferstehen, um Unheil anzurichten, um irgend ein junges liebes Leben in Schmach, Unglück und bittres Leid zu versetzen. Noch einmal sage ich, daß ich nicht von Menschen reden will, sondern von leblosen Dingen, auf denen, Gott verzeih' mir die Sünde! Etwas wie ein Fluch ruht. Alte Menschen sind wohl auch dann und wann zur Plage jüngerer Leute auf der Welt, und man könnte allerlei Exempel davon aufzählen, und manch Einem ist auch schon deshalb von Denjenigen, die sein Leben pflegen sollten, der Tod angewunschen worden ... Gott vergebe den Verblendeten und gehe nicht mit ihnen in's Gericht!

Also: von leblosen Dingen will ich reden, als da sind: alte Götzenbilder, wie sie oft unterm Waldmoos hervorgestoßen werden von den Holzschlägern, und Unglück bringen dem Haus, wo sie einen Platz finden; oder Thaler und Dufaten aus der Schwedenzeit, die im Keller vergraben liegen und die Mancher holt und schlägt dafür Einen todt, oder verspielt seine Seele an den bösen Feind; oder Flaschen, die vor grauen Zeiten das Zaubermännel in das Riesbett eines Bachs versenkte, und darinnen steckt die Pestilenz, die über alle Welt ausgeht, so wie Einer den Propf aus der Flasche zieht; und was des Zeugs

mehr ist. Was nun die Demuth angeht, so war's ein altes Buch aus staubigem Winkel, ein Gasthaus für Spinnen und Schaben, das so viel Unglück in ihr Leben brachte. — Bevor ich jedoch vom Unglück rede, will ich der Demuth Glück ein bißel näher beschreiben.

Der Kronenwirth zu R a n d e r n hatte ein prächtiges eigenthümliches Haus. Es war drei Stockwerke hoch, mit schön aufgerüsteten Betten in den Stuben, und Spiegel und Vorhänge an den Fenstern, ganz vornehm. In der Küche hätte man ein Pferd müde reiten können, und am Herd hat man für sechzig Mann gekocht, mehr denn nur einmal. Die Speisekammer war hell und groß und trocken und voll von guten Sachen. Im Keller lag der beste Markgräfler, Klingelberger und Burgunderwein, Faß an Faß. Bierzehn Kühe standen im Stall, die gaben die Milch wie aus Brunnenröhren von sich. Der Hühner im Hof waren so viele, daß man gar nicht alle Eier finden konnte, die sie per Tag legten. Zwei Gärten am Haus; der eine voll von Gemüse und Suppentraut, auch Selleriewurzeln; der andere gesteckt voll von Obst, groß und klein. Alle Kisten und Kasten voll Weißzeug, das schönste im Land; Kupfergeschirr und ein Duzend silberne Löffel von den feinsten. Viele Acker mit Hanf und Flachs bestellt, wie's sonst gar nirgend's vorkommt; alle Morgen einen guten Kaffee in schönen Porzellanschüsseln. Sechzehn Diensthoten alt und jung, und endlich gar ein fürnehmer Wagen zum Ueberlandfahren in der Remise. Die herzigsten Kleider von der Welt und Schmuck von Edelstein; ein Ehemann, der nur immer sagte: Was Du willst, mein Schäzel; und nach Verlauf von ein paar Jahren ebenfalls ein Paar Kinderlein wie Milch und Blut: ein Männlein und ein Weiblin. Demuth konnte ihre Kindbetten aushalten wie eine Kaiserin, und die Kinder hob immer der gnädige Herr Oberamtman aus der Taufe. — Ja, das war ein Leben, wie in der Schlarafferei; es ging nichts darüber und es schien auch gar nicht ein End nehmen zu wollen. Aber der Teufel ist verschmigt. — Wenn der Müller, der die Hurre hatte, und immer mit ihr in der Bataille lebte, des Kronenwirths Glück und der Demuth Himmelreich in der Nähe betrachtete, wollte er nicht selten vor Kummer und Neid

hohl-schwarz werden in seiner weißen Jacke. Nicht als ob er ein schlechter Mensch gewesen wäre! Aber oft dacht' er bei sich: Wenn nur der Jakob die Hurrle genommen hätte, mir wäre wohler auf Erden! Nichts als Zorn und Verdruß habe ich alle Tage, und der Jakob hat schon jezo sein Paradies gewonnen! das ist bitter, das ist sauer, das ist Rattengift!

Nun ist hier vor allem zu wissen, daß der Müller Florian ein verstickter Student war. Er hatte einmal ein Geistlicher werden sollen und studirt, gerade nur bis an den Hals. Darüber war sein ältester Bruder gestorben und hatte ihm die Mühle hinterlassen. Natürlich hatte sich Florian nicht lang besonnen, den Studenten an den Nagel gehängt, und den Spreukittel angezogen. War ihm nicht viel Gelehrsamkeit als Rest von der Schule übrig geblieben, so brachte er doch ein Paar Körbe voll Bücher in's Vaterhaus zurück. Die alte Lumpenwaare stand vergessen und von Mäusen zernagt, in einer Bodenkammer. Besser, das rattenschwänzige Lottergezücht ging an die Bücher, als an die Frucht auf der Bühne. — Der Müller wußte längst gar nichts mehr von dem Schulplunder; da geschah es eines Tag, daß er, nach einem scharfen Scharmügel mit seiner Hurrle, da ihm das Leben ganz verleidet war, hinaufstieg unter's Dach und wollte sich ein bequemes stilles Plätzlein zur Abreise suchen. Nagel, Hammer und Strick hatte er bei sich. Wie er nun in selbige Kammer hineingeht — er hatte als Bube dort sein Nacht- und Morgengebet und seinen Schlummer gehalten, hatte dort hehlings sein erstes Pfeiflein Taback geraucht, hatte von dort oben tausendmal so vergnügt in die blaue Luft gesehen, wo die Vögel strichen, frei und froh und unschuldig, wie er — da wird ihm so gewiß konfus. Die Luft war gerade noch so rein und blau wie vor vier und zwanzig Jahren, da derselbe Florian beinahe aus der Dachlucke gefallen wäre — doch war dazumal die Mutter bei der Hand, ihn am Eschöple zu heben, juist noch zur rechten Zeit; und da erinnerte sich Florian plötzlich der guten treuen Mutter und des braven ehrlichen Vaters — beide lagen schon kalt unter der Erde, die einst so warmen Elternherzen — und siehe: Florians Herz wurde weich wie ein gesotten Ei. Zuletzt wurde er auch noch des Büchertorbs ansichtig und die lustigen Studentenjahre fielen

ihm ein und machten ihn fröhlich im Gemüth — friedlich wenigstens; so daß er den Nagel einem Spagen nachschmiß, den Strick in den Hof, den Hammer behielt er; warum? er war jezo nicht mehr gefährlich; und auf einmal saß der Müller da und las in den alten Büchern und schaffte sich die Grillen aus dem Kopfe; und dergestalt hatte er's seither vielfmals praktizirt. Die Hurre gab ihm Ursach genug, Gott soll's wissen!

Sißt er also eines Abends — im Sommer war's, und ein starkes Hausdonnerwetter faum vorüber — wiederum in der Dachkammer und liest in einem alten Buch; es hielt noch faum zusammen, das Unglücksding, und ältelte wie ein verspotteter Kirchenfahnen — und schier die Augen aus dem Kopfe liest sich der Müller, und weil's zu dunkeln anfang, packt er das Buch unter den Arm und schlupft damit hinüber zum Kronenwirth. Selbiger Jakob war eben ein Stroh Wittwer; denn seine Demuth war mit ihrem ältesten Kind zu ihren Eltern gefahren. Der Vater oder die Mutter war krank. Die Demuth machte durch ihren Besuch, Rath und Zuspruch gleich gesund, wer krank lag, denn wo sie war, war auch das Heil. Wo sie aber nicht war, da kam das Unheil. So geschah's in der Krone dazumal in Randern.

Der Müller sprach zum Wirth, der in der Schenk im Lehnhstuhl daste — in der vorigen Nacht war Tanzmusik bei ihm gewesen und seine Morgenruhe hatte nicht viel geheißen: „Jakob! paß auf. Da hab' ich ein Buch gefunden mit schönen Helgen und Historien. Wir wollen uns damit die Zeit vertreiben; denn heut kommt Niemand mehr zu dir, weil alle Leute draußen beim Schießen sind. Für mich habe ich heute schon genug Feuer im Hause gehabt, und du machst mir ebenfalls nicht Augen wie ein Scharfschüz.“ — Statt aller Antwort zeigte ihm der Kronenwirth den Stuhl neben ihm und langte ihm einen großen Stamper mit Wein. Denn er war freigebig gegen Jedermann. Dabei vergaß er sich selber nicht, und selbige Nacht sollen die Freunde wacker gezecht haben und selbender ganz allein. — In dem Buch war aber eine recht satanische Geschichte von einem alten heidnischen Edelmann in Engelland, der einen Tugendspiegel von einer Frau hatte, und dieselbe als ein rechter Keger und Antichrist bis auf's Blut gepeinigt hat, nur

um ihre Liebe zu ihm zu probiren. Mit Gottes Hülfe hat das arme Lamm alle diese Pein sanftmüthig und christlich ertragen, und ihr Sach dem Himmel anheim gestellt. So sind demnach ihre Verleumder verhoft, der Wustel von einem Mann ist in sich gegangen und hat sich zur heiligen Meß befehrt, und wenn die standhafte Frau nicht vom Papste heilig gesprochen worden ist, so hat sie's doch wenigstens verdient, und unser Herr-Gott im Himmel wird das Versäumte nachgeholt haben.

Nun redet aber der Teufel aus dem Müller, ohne daß derselbe recht davon weiß, und sagt er zum Kronenwirth: „Jakob, du hast eine rechte Frau; aber das könntest du mit ihr doch nicht durchführen, was der Edelmann aus Engelland. — Hierauf antwortet der Jakob im freventlichen Uebermuth: „Was gilt's?“ — Und der Andere macht: „Denk wohl, ein Fuder Extra-Kastelberger könnt's thun.“ — „Topp, Hand her!“ sagt wieder der Jakob und setzt einen Trumpf darauf: „Noch einmal ein Fuder wett' ich, daß du in alle Ewigkeit nicht Herr in deinem Hause wirst!“ — Der Müller, der sich schämte, nahm die Wette gerade deßhalb auf; denn um ihre Schande zu verdecken, stellen sich zuweilen die Schwächsten an wie Riesen. — Sonst vergißt man wohl am andern Tag, was am Abend zuvor beim Wein geredet worden; jedoch die Beiden vergaßen's leider nicht. Es wird sie beide genug gereut haben, denn man soll Gott und Menschen nicht versuchen, aber die Mannsbilder sind eben eigensinnig und stätig wie die Maulesel. Zufällig war der Müller einer der eigensinnigsten und Jakob hatte noch einen härtern Kopf als der Müller.

Frau Demuth verstand schon gar nicht, warum ihr Mann sie nicht von ihren Eltern abholte, wie er jederzeit zu thun pflegte; aber als sie nach Hause kam, und ihres Jakobs ganz verändertes Benehmen inne werden mußte, wußte sie gar nicht mehr, wo ihr der Kopf stand. Er war einsilbig, unruhig, besah sie kaum, und dann nur mit mißliebigen Augen. In seinem Leben hatte er zu ihr noch nicht so trozig geredet, wenn er ja einmal den Mund aufthat, und alle ihre Fragen deßhalb beantwortete er nur wie ein brummender Bär, der sein Teutsch verlernt hat. Kein „Grüß Gott!“ kein „Danke Gott!“ kein Schmüggle, kein „Gut Nacht, Schatz!“ oder „Guten Tag, liebe

Mutter!" — Da hatte er allabendlich eine Kartenparthie im Hause, mit der er aufsaß bis über die Mitternacht hinaus; und nach ein Paar Tagen ging er sogar — weil er, der Frau gegenüber die vorgebliche Niederlichkeit im eigenen Hause selber nicht aushalten konnte — in die Linde, oder in's Kreuz, und ließ der Demuth expreß durch den Müller zubringen, daß er dort wie ein Narr kartle, und das Seinige verspiele, und der Schoppen nicht wenige trinke. Der Müller war beständig bei ihm um die Wege; er konnte es auch, denn der Hurre lag nichts an dessen Daseimseyn. Der Jakob schien seinerseits ganz veressen auf den Müller; daß er ihn nicht gerade mit sich in's Bett genommen, war Alles.

Die mitleidige, finstere Nacht mag allerdings die bitteren Zähren der verlassenen Frau oftmals gezählt haben; wird ihr auch allerhand schlimme Rathschläge der Vergeltung zugemurmelt haben, wie ihr Brauch ist; aber da kam sie an die Rechte! — „Pfui, du alte böse Blindschleiche!" hat die Demuth zu der Aufheßerin gesagt, „laß ich dich meinem Schmerz zusehen, damit du mir solche schlechte Dinge eingeben sollst? Ich habe Ruhe und Erleichterung von dir erwartet, und du legst mich auf den Krost des Reides, der Bosheit und sündlichen Gedanken?" — Flüchtete sich alsbald an's Bett ihrer Kinder in die Engelwacht; und wahrlich! der Engel, der die Kindlein hütet, ist auch zu ihr getreten, um sie zu trösten und zu belehren. — Schau, meine liebe Demuth, hat er zu ihr gesagt: jetzt ist's an der Zeit, zu beweisen, daß die Christenlehr' bei dir etwas angeschlagen hat. Du warst dir getreu im Glücke; warum solltest du es jetzt nicht seyn, da du dich unglücklich erachtest? Und da sagte er ihr ferner noch von drei Dingen, die uns vor allem Bösen bewahren, und die gar nie aufhören, sobald sie einmal recht da sind; die das Leben überdauern, und folglich jedes Leid und Unglück. „Nimm einen Faden," hat der Engel gesagt, „der zehnmal um die ganze Welt herumläuft, er hat ein Ende! Der Glaube hat keins. Denk' dir das allmächtige Meer, so viel Millionen Morgen groß, und darauf ein Schiff, das nicht ruht; das Meer wird einmal vertrocknen, das Schiff wird einmal landen oder versinken. Die Hoffnung hat kein Ziel. Stell' dir ein Feuer vor, worin alle Wälder des Erdbodens verbren-

neu; es wird einmal verlöschen. Die Liebe jedoch erlischt nie! Gott, der Herr, macht da selber kein Ende: denn die drei Dinge sind Gottes selber. Verstehst Du mich?" — Ich will will meinen, daß Demuth den Engel verstand; denn sie hatte den rechten Glauben, ohne Mißtrauen, die Hoffnung ohne Kleinmuth, die rechte Liebe, ohne Sünd' und Eifersucht. Und weil sie eben deswegen voraussetzte, daß ihr Jakob dieselben drei Dinge haben müsse, so gut, wie sie, so hielt sie eben eisenfest an ihm und dachte: „Ich glaube ja an seine Liebe, und will ihn nicht durch Zorn und Argwohn fränken; ich hoffe fest, daß er wieder umkehren werde zum Guten, und ich liebe ihn so sehr, daß es ja unmöglich ist, was Anderes zu erwarten.“ — Das, ihr Männer und Weiber! kann nicht eine Jede, aber es hat auch nicht eine Jede die drei Dinge.

Der böse Feind war seinerseits auch nicht ruhig. Wie mit vier Händen hatte er auf die Frau eingedroschen. Zuerst sagte der Kronenwirth eines Tags zu ihr: „Du ziehst mir Bettelvolk in's Haus, und verschwendest meine Sach'. Gib alle Schlüssel heraus; ich will schon selber für die Wirthschaft sorgen!“ — Das schmerzte, aber Demuth gab die Schlüssel und war fromm und still wie bisher. — Bald darauf schnaufte der Mann: „Du verdirbst mir die Kinder, sie sind mein Blut und sollen wachsen nach meinem Kopf!“ — Nahm ihr die Kinder und that sie zu seiner Schwester nach Schliengen. — Das war grausam, aber Demuth nahm ihr Herz in beide Hände, und dachte: wie Gott will; der Mann ist mein Herr und der Engel bei den Kindern. — Dann endlich schwäste der Kronenwirth einmal recht grob und wüßt, und sprach: „Du verdirbst mir Tag und Nacht und Trunk und Mahl mit deinem kläglichen Gesicht, und ich hab' dich in Verdacht, als klagest du deinen Eltern unnützes Zeug vor, mich zu verläunden, und ist doch alles deine Schuld. Ich verbiete dir, deine Eltern zu besuchen und ihnen zu schreiben, oder es geht nicht gut!“ Das war heidnisch, aber Demuth betete in ihren Aengsten: „Du sollst Vater und Mutter verlassen, und ihm folgen.“ — Gleich darauf schlug der Kronenwirth, dem selbst bei der Sache bange wurde, denn er konnt' es schier nimmer verheben, dem Faß den Boden aus und schnarchte sie an: „Ich kann dich nimmer gut

ansehen und hab' einen dummen Streich gemacht, eine verstoßte Bettlerin zum Weib zu nehmen. Geh' du denn hin, leg' deine schlechten Kleider an, und mach' dich fort aus meinen Augen!" — Das war nun vollends böß und teuflisch; aber Demuth seufzte in der argen Pein: „Herr, mein Gott, verlaß mich nicht!" und zog ihr Simonswälder-Röcklein an, und nahm ihr dürftig Bündel unter'n Arm und trat verstoßen aus dem Hause, ohne zu wissen, wohin?

Da kam die leichtfertige H u r r l e auf sie zu und verhöhnte sie, und sagte: „Der Krug geht so lang zum Wasser bis er bricht. Scheinheiligkeit und ein bößes End' haben neben einander feil! So geht's, wenn man meint, man habe den Kurfürsten zum Better und alle andere Leut' seyen nichts als Staub und Unrath. — (Ich sage manierlich, was die Hurrle ganz unflätig hervorgebracht hat.) Wahr ist's nun einmal, fuhr sie fort: Ihr Mann ist schlecht durch und durch; und möchte ich ihn nicht mit der Zang' anrühren, und Sie ist dumm, daß Sie alles das so leidet, denn wofür haben wir die Obrigkeit? Poß Sappermost! wenn mir's der Meinige so machte, den Scandal sollte Sie sehen! Das wär' ein Fressfele für's Amt! Die Schreiber sammt dem gnädigen Herrn sollten dem Florian zu Leib gehen, daß er Blut schwitzte, und ich wollt' ihn plagen, den Strick, daß er's Nerven-, Gallen- und Schleimfieber zumal bekäme, Mordio! Aber Ihr geschieht's recht, daß Sie sich nicht regt und rührt. Das ist die Straf von Gott! (Die Lästermäuler schwägen immer vom lieben Gott, wenn sie einen Advokaten für ihre Bosheit brauchen!) Warum hat Sie auch Ihren Herzz Liebsten einer Andern wegfischen müssen? Poß tausig! hat Sie gemeint, es wär' sonst keine auf der Welt, als justement nur Sie? Prosit die Mahlzeit! Geh' Sie jetzt nur hin und probir' Sie's noch einmal! Sie hat Zeit und Ursach dazu. Aber gelt? Sie wird's jezo bleiben lassen? Ihre rothen Backen, wo sind sie? Ihr goldiges Haar, fällt's Ihr nicht aus vor lauter Sorgen? Wo ist Ihr feines Wachsthum? Ihr speckfettes Hälsle, Ihre runden Händle und Füßle, wo sind sie hingelommen? Sie fischt Keinen mehr weg, dafür hab' ich ausgesorgt. Aber — im Ernst — ich thät's nicht leiden. Schrei' Sie Zeter in allen Gassen, und ich will mit Ihr halten, nicht wegen Ihrer, denn

Sie ist eine nichtsnutzige Person, aber wegen des Lärms und Spektakels hätt' ich's gern, und Ihren Jakob möcht' ich gar zu gerne steinigen oder wenigstens im Zuchthaus sehen!" — Die Demuth ist anfänglich bei diesen Reden verhofft, ist dann bald weiß, bald roth geworden, hat dann geschluchzt und geweint, die Hände gerungen und gekammert; aber endlich hat sich ihr Gewissen ermannt, und so antwortete sie, als die Versucherin das Maul hielt, derselben, wie sich's gehörte: „Gott vergebe dir, denn du weißt nicht, was du redest. Aber ich rathe dir, von meinem Manne zu schweigen, denn ich darf solche Schandreden nicht hören, als ein frommes Weib, und wenn Er's hören sollte, so möcht' es dir böß heimkommen!"

Und so geschah's zur Stunde. Denn aus der Krone trat Jakob, gepußt wie an seinem Hochzeitstage, einen mächtigen Blumenstrauß im Knopfloch, und vom Thore her kamen zwei schön aufgemachte Wägen, mit des Kronenwirths besten Gäulen bespannt, und die Fuhrleute hatten farbige Bänder auf den Hüten und an den Geißelstücken, und in den artlichsten Feierkleidern saßen auf den Wägen die Eltern und Geschwister der Demuth und ihre Kinder. Jakob lief herbei und umarmte sein Weib, indem er zu ihr sagte: „Ich habe ein schlechtes Spiel gespielt und es mit meines Herzens blutigem Kummer bezahlt, wenn ich auch gewann mit Gloria. Verzeihe mir, mein Schatz, um meiner eigenen Leiden willen! Für mich, den Sünder, sollen hier bitten und betteln unsere Kinder — die Kinder sprangen in Demuths weit offene Arme — und deine Eltern und Geschwister, die von nun an nicht mehr von hinnen gehn werden. Hab' ich ihnen nicht das Haus neben dem meinigen gelaufen? Will ich sie nicht halten und heben und versorgen, wie meine eigenen Eltern, Brüder und Schwestern?"

Die Hurre brauchte nicht mehr. Mit sieben Messern im Herzen ging sie heim. Die Demuth brauchte auch nicht mehr, um zu verzeihen, denn die wahre Liebe hört nie auf, wie schon gesagt worden. Der Jakob sagte darauf seelenvergnügt zum Florian: „Mein Fuder Wein hab' ich gewonnen, und dein vermaledeites Buch im Backofen umgebracht. Jetzt aber verdiene du dein Fuder und leg' deinem Hausteufel Zaum und Gebiß an, wenn du Schneid daßt."

Der Florian, der sich schämte, und verwundert Demuths Beständigkeit und Erhöhung gesehen, wollte gegen Jakob nicht zurückbleiben. Aber, wie erging es ihm? Er wollte mit Einemmal der Hürle kommandiren und sie lachte ihn aus. Er wollte sie einsperren, und sie sprang zum Fenster hinaus. Er wollte sie aushungern, und sie erbrach Küche und Milchammer, und schnitt Hühnern und Gänsen die Hälse ab. Er wollte sie endlich durchwischen und sie warf Art und Messer nach ihm. Er wollte ihr die Kinder nehmen, sie lief aber mit selbigen davon und gab sie ihren Eltern, worauf sie noch weiter lief, aber mit einem Andern, und ist nichts mehr von ihr gehört worden.

Das war nun ein Fressfele für's Amt. Der Müller wurde geschieden; durfte freilich nimmer heirathen, aber er hatte doch wenigstens Ruhe, und konnte seine kleine Wolfsbrut zu Lämmern erziehen. Demuth und Jakob haben, wie man vernimmt, noch lange gelebt und viele, viele, viele Kinder bekommen, und ihr Andenken lebt noch bei Alt und Jung dort oben im Lande.

(Aus R. Spindler's „Erzählungen beim Licht.“)

Schloß Hachberg.

Nicht weit von dem Dorfe S e r a u in einem Seitenthale der Elz liegen auf der Spitze eines kegelförmigen Bergvorsprungs die Trümmer der einst so gewaltigen, den Herzogen von Zähringen gehörenden Burg H a c h b e r g, die von einem gewissen H a c h o, welchem Karl der Große jene Landschaft zugetheilt, erbaut worden seyn soll. Das Bild des alten Hachberg lebt noch im Munde des Volkes; noch erzählen sich Greise von der ehemaligen Herrlichkeit des Hauses, von der Pracht der Gärten, von dem Reichthum ihrer Besitzer und den unermesslichen Schätzen, welche noch in den unterirdischen Gewölben dieses ungeheuren Gebäudes vergraben liegen. Lebend ergreift der alte Thalbewohner, welcher deinen Führer macht, deine Hand, wenn ihr durch den Burggraben schreitet; rascher zieht er dich an einer Maueröffnung vorbei, in die einer der unterirdischen Gänge sich mündet. Eben so lautlos und mit gepreß-

tem Athem eilt er mit dir an dem jenseitigen Raine hinauf und erst bei den dort liegenden, weitläufigen Wirthschaftsgebäuden der Wiedertäufer, dort unter den hohen Ulmen, scheint ihm Muth und Ruhe des Gemüthes zurückzukehren. Selbst-von mannigfachen Gefühlen ergriffen, bist du ihm beinahe verschlossen für die Umgebungen gefolgt; jetzt an dem Thore der Wiedertäufer, das die schlanke Dirne dir aufschließt, erfragst du die Ursache jenes scheuen Benehmens. „Ach! lange, lange stand er jeden Abend an der Oeffnung des Grabens, der Unglückliche!“ — erwiedert der Alte — „der arme Christian, ein schöner frischer Bursche aus dem Thale da drunten! Ihn hatte der Böse verblendet, daß er nimmer ruhen konnte, verborgenes Gold in jenen verschlungenen Gängen zu suchen, bis er zuletzt wahnsinnig sich von den Menschen los sagte, in der Geisterstunde unter den Trümmern rastlos, mit unbegreiflicher Verwegenheit umherstöberte und, wenn der Morgen dämmerte, ohnmächtig in den dumpfigen Höhlen zu Boden sank. Eine kalte Winternacht endete das traurige Leben, aber noch immer irret sein Geist fliegend unter den verwitterten Hallen des Schlosses umher!“

(Vergl. Max von Ring's: „Malerische Ansichten der Ritterburgen Deutschlands.“ Section Baden, 1. Heft.)

Der Ritter von Schwarzenberg.

Der alte Kaspar hatte schon frühe seine Hütte verlassen, um auf einigen ihm zugehörigen Bäumen Kirschen zu brechen. Er war früher Knecht des Herrn von Schwarzenberg gewesen, und hatte sodann von ihm ein Stückchen Feld erbeten, das er urbar machte und worauf er sich eine Hütte baute. Selbst ein Leibeigener, hatte er die brave Tochter eines anderen Leibeigenen geheurathet und von ihr drei bildschöne Kinder erhalten. Das älteste war ein Mädchen, die zwei jüngeren waren Knaben. Diese hatten den Vater nun begleitet und waren mit ihm auf die Bäume gestiegen, um Kirschen zu brechen. Erst nach einigen Stunden kam die Schwester mit dem Morgenessen nach und wurde alsbald von den Brüderchen mit lautem Jubel begrüßt. Sie kletterten schnell herunter und nahmen ihr Körb-

den in Empfang, während der Vater langsam nachfolgte und sich mit ihnen um die schwarze Suppe herumsetzte. Alle waren fröhlich und guter Dinge, denn es war ein gar schöner Junimorgen und rings hüpfen die Vögelein umher und sangen ihre Lieder. Von der Stadt Waldfirch unten im Thale klangen Glocken herauf und ganze Schaaren von Landleuten zogen dahin auf den Wochenmarkt; nur die Schwarzburg*) allein schaute von ihrem steil hervorspringenden Felsen finster und traurig auf die lachenden Triften hernieder. Der Vater aber sah mit Lust auf seine gesunden Kinder und dann wieder auf sein kleines, doch wohlbebautes Gütchen; denn der Himmel hatte ihn von dem Augenblicke an gesegnet, da er aus den Mauern der Burg getreten. Ja er hoffte sogar im Stillen, sich noch von seinem Herrn loskaufen und wenn auch nicht sich selbst doch seine Kinder ganz frei machen zu können. Drum war ihm der Schloßherr auch nicht mehr gewogen, seitdem Alles so wohl auf seinem Gütchen gedieh, denn der Ritter war keines biedern und glücklichen Mannes Freund und Jedermann floh seine düstere Gegenwart. Selbst wenn er in Waldfirch einritt, ging man ihm gern aus dem Wege und sogar der alte Bürgermeister zitterte, so oft er vor den barschen und hochmüthigen Herrn, der keinen Widerspruch ertragen konnte, geladen wurde. Kaspar hatte ihn schon lange nicht mehr gesehen, denn auch er mied den Ritter wo nur möglich, und wenn Dieser etwas von seinem Leibeigenen haben wollte, schickte er gewöhnlich einen Knecht, um Obst oder Schinken, Feldfrüchte oder Geld, oder was ihn gerade gelüstete, zu holen. Weislich zögerte Kaspar in solchen Fällen niemals, den Ritter zu befriedigen, doch verbarg er dabei sorgfältig, was seine Frau bisweilen in Waldfirch oder Freiburg aus den Verkäufen des Obstes erübrigt hatte. Diesmal waren die Kirschen besonders reichlich ausgefallen und Kaspar überschlug schon im Stillen, was er etwa wieder unbemerkt zurücklegen könne. Darum war er heute auch so wohlgemuth und rief seiner Tochter, die mit der Spindel in der Hand ab und zu ging, während er und die Brüderchen aßen: „Höre Gündchen, die Vögel singen so lustig, komm setz' dich zu uns her und sing

*) Schloßtrümmer, nahe bei der Stadt Waldfirch.

auch ein Liedchen mit!“ Gundchen, die eine gar liebliche Stimme hatte, ließ sich nicht lange bitten und wählte das muntere Strickerlied, welches sie von ihrer Mutter gelernt und das ihr, aus besonderen Gründen, jetzt recht oft einfiel:

„Mein Bübchen ist ein Stricker,
Er strickt manchen Tag;
Er strickt an einer Haube,
Haube, Haube,
Ist noch nicht ausgemacht.

„Von Seiden ist die Haube,
Von Sammet ist die Schnur;
Bist du ein wackres Mädel,
Mädel, Mädel,
Bind' dir dein Härchen zu!

„Ach nein, ich will's nicht binden,
Will's noch mehr fliegen lahn,
Bis ein ander Jahr im Sommer,
Sommer, Sommer,
Will zu dem Tanze gahn.“

Bis dahin hatte Gundchen gesungen und der Vater freudig zugehört, als auf einmal hinter ihnen ein Geräusch entstand und der gefürchtete Ritter, mit unterschlagenen Armen, aus dem Gebüsch hervortrat. Sein Gesicht hatte nicht nur, wie gewöhnlich, den Ausdruck der Wildheit und Härte, sondern es lag zugleich ein Hohn darin, welcher für den armen Leibeigenen Alles besorgen ließ. Erschrocken sprang dieser auf und nahm ehrerbietig seine Mütze ab, während die Kinder sich ängstlich an ihn schmiegen und das arme Gundchen aus Schreck seine Spindel fallen ließ. Lange sah der Ritter mit finsterem Schweigen auf die eingeschüchterte Gruppe, dann fuhr er plötzlich den alten Kaspar an: „So viel ich höre, hat dein schmuckes Töchterlein da schon Lust, über's Jahr den Hochzeitsreigen anzutreten; gut, doch bis dahin soll sie die Ehre haben, meine Dienstmagd zu seyn; morgen früh bringst du sie zu mir auf mein Schloß!“ — Vergebens fiel der arme Vater mit seinen Kindern dem grausamen Herren zu Füßen, vergebens bot er ihm sein ganzes Vermögen an, um nur seine Tochter behalten zu dürfen. Höhnisch lachte der Ritter, daß ihm ein Knecht antrage, was ohnehin

sein eigen sey, und weidete sich an dem Jammergeschrei der Unglücklichen. — „Hab' ich nun das Rechte getroffen,“ — rief er mit teuflischem Vergnügen — „um dem ewigen Singsang in deinem Häuslein ein Ende zu machen? Ist ja doch dort ein Lachen und Jubeln ohn' Ende! Doch, damit du siehst“ — fügte er noch hämischer hinzu — „daß ich auch deinen Kopf gelten lassen will, so merk' auf, was ich dir jetzt sage! Du weißt, ich esse gerne Kirschen, und heute Abend habe ich große Gesellschaft. Bringst du mir nun diesen Kirschbaum hier, so wie er dasteht, noch vor Mitternacht in meinen Saal, so daß ich und meine Gäste die Früchte davon brechen können, so bleibt nicht allein deine Tochter bei dir, sondern du sollst auch nebst all den Deinigen frei seyn. Ich habe schon bemerkt, daß du schon lange im Stillen damit umgehst, von mir los zu kommen. Aber merke dir wohl: noch ehe die Thurmuhre zwölf ausgeschlagen hat, muß der Baum in meinem Saale stehen!“ Mit diesen Worten entfernte sich der Ritter, ohne eine Antwort abzuwarten und noch lange hörte man von ferne sein dumpfes, abgebrochenes Lachen.

Der gute Kaspar war der Verzweiflung nahe. Er kannte den Ritter zu genau, um eine Abänderung seines Befehls hoffen zu dürfen und übersah mit Einem Blicke das Elend seiner Lage. Die Flucht zu ergreifen, war unmöglich und eben so unmöglich schien es ihm auch, je die Bedingung zu erfüllen, unter welcher allein seine Tochter zu retten war. Denn, einmal im Schlosse drinnen bei dem Ritter, war sie verloren! Umsonst warf sich ihm Gundchen um den Hals; ihre Zärtlichkeit vermehrte nur noch seinen Jammer; und als vollends auch noch die Mutter dazukam, war des Wehklagens und Weinens kein Ende, die Steine hätten gerührt seyn mögen. Da fiel das gute Gundchen auf die Kniee nieder und betete recht inbrünstig, daß doch der Himmel sie nicht verlassen möge. Und siehe, als sie so zu Gott flehte und die Anderen weinten, zuckt' es plötzlich wie ein Blitz am heiteren Himmel, die Erde bebte, ein Windstoß fuhr durch die Gebüsch und aus der Tiefe der Erde ließ sich eine Stimme vernehmen: „Wehe, wehe! Seine Stunde hat geschlagen; dreimal Wehe!“ — Voll Entsetzen floh Kaspar mit seiner Frau und den Knaben von dannen, ihr Haar sträubte sich empor, nur Gundchen folgte ihnen langsam und beruhigt, denn sie wußte nun gewiß, daß

der Himmel sie nicht verlassen und der Bosheit ihres Herrn preisgeben würde.

Der Tag ging ohne ein merkwürdiges Ereigniß vorüber, nur fühlte man, daß die Luft immer schwüler wurde und wirklich war ein Gewitter im Anzuge. Die Thüre des alten Kaspar wurde nicht mehr aufgemacht; ihn selbst aber konnte man im Vorübergehen, wenn man durch das Fenster einen Blick in die Kammer warf, mit Frau und Kindern auf den Knien liegen und andächtig beten sehen. Hörte man auch bisweilen die Stimme des hübschen Gundchens dazwischen, so war es doch nur in einem geistlichen Liede; sie hatte sich jetzt alle weltlichen Gedanken aus dem Kopfe geschlagen.

So rückte der Abend heran und mit ihm fand sich auch die Gesellschaft des Burgherren ein, die von der Jagd zurückkehrte, von Hörnerschall und Hundegebell begleitet. Nie war die Jagd noch so wild und grausam gewesen, wie heute; Hirsche und Hindinnen, Rehböcke und Geißen waren zusammengeschossen und die Felder der Bauern schonungslos zertreten worden. Manche Leute glaubten, beim Anblick des zurückkommenden Zuges, es gehe schon jetzt nicht mehr mit rechten Dingen zu, denn man zählte diesmal eine doppelt größere Meute von Hunden, als die Herren sonst mit sich zu führen pflegten, sogar auch wilde Thiere, wie z. B. Löwen und Tiger, wollte man darunter bemerkt haben. Da nun die Ritter ihre Jagdlust befriedigt hatten, setzten sie sich im Schlosse zum Gelage nieder, und nun wurde gesotten und gebraten und aufgetragen, was nur Küche und Keller vermochten und auf den Tischen Platz hatte. Spielleute wurden herbeigeschafft, nichtwürdiges Gesindel, das sich auf allen Jahrmärkten herumtrieb, manchen Burschen in's Sündengarn hineinlockte und manches Mädchen verführte. Da war großer Jubel in der ganzen Burg; nicht nur die Herren zechten übermäßig und trieben mit Buhldirnen ihr Spiel, sondern auch die Knappen und Knechte folgten ihrem Beispiele. Darum ward es auch Niemand von der Gesellschaft gewahr, daß das Gewitter vom Rheine her immer näher und näher heranzog. Von Stunde zu Stunde wurde das Toben und Lärmen im Schlosse frecher und wilder; kein Scherz blieb zur Aufheiterung der Gäste unverzucht. Besonders aber erregte es großes Gelächter, als der

Burgherr die Geschichte vom Kirschbaum erzählte und mit lebendigen Farben die Seelenangst und das Entsetzen des armen Kaspar's schilderte. Einige meinten, man solle doch nachsehen lassen, ob er noch nicht angespannt habe, um den bedungenen Nachtmahl heraufzuführen; eine fürwichtige Dirne wollte sogar den Kopf zu einem Fenster hinausstrecken, aber da faßte der Wind die Flügel desselben und schlug sie mit solcher Heftigkeit zu, daß die Glasscherben im ganzen Saale herumflogen. Jetzt begann es doch Manchem unheimlich zu werden, aber Keiner vermochte sich von der Stelle zu bewegen und Jeder fühlte sich wie verzaubert in dem Saal festgebannt.

Möglichlich fing der Thurmwart aus allen Kräften an, Sturm zu blasen und ein Knecht stürzte mit verstörtem Angesicht und der Nachricht herein, man höre vom Walde herauf Pferdegetrappel und sehe viele Lichter sich dort hin und her bewegen. Schon wollte der Burgherr voll Zorn über eine solche Störung seines Festes sich aufmachen, als ein Windstoß alle Fenster auf Einmal aufriß und alle Lichter wie mit Einem Schläge ausgelöscht wurden. Während nun solcherweise im Saale dunkle Nacht herrschte, ward es außerhalb der Burg und im Thale drunten um so heller. Blitze kreuzten sich unaufhörlich nach allen Richtungen, dabei rollte der Donner, als bräche das Weltgericht herein und der heftigste Sturm, wie man noch keinen erlebt, schien den ganzen Wald entwurzeln zu wollen. Das Grausigste aber für die Gesellschaft war, was sie jetzt auf dem Acker des armen Kaspar von Weitem erblickte. Dort stampften vier rabenschwarze Rösse ungeduldig vor einem großen Wagen, und hundert Riesenarme, die aus der Erde hervorkamen, schienen damit beschäftigt, einen Baum auf denselben zu heben. Die Früchte von diesem Baume aber waren ganz feurig, wie Karfunkel, und nicht zu zählen; übrigens sahen sie ganz den Kirschen gleich. Endlich gelang es den vielen Riesenarmen, den Baum mit sammt den Wurzeln auf den Wagen zu bringen und nun schwang sich ein, wie der arme Kaspar gekleidete Kutscher auf den Boß und voran ging den Berg herauf in raschem Galopp. Der Burgherr zwang sich umsonst zu lachen und seinen Genossen Muth einzufloßen, allein er brachte nur ein widriges Grinsen und unverständliches Gemurmel her-

vor. Der Wagen aber schien den Boden nicht zu berühren, sondern über den Wipfeln der Bäume hinzustreifen und eine Flammenstraße hinter sich zu lassen. So flog er immer näher, während es immer schrecklicher donnerte und bligte, an die Burg heran, wo ihm auch das wohlverwahrte Thor keinen Widerstand zu leisten vermochte. Wie Papierblätter fielen die Thorflügel auseinander und die Mauer darüber rollte wie ein Haufen Sand in den Graben. So brauste der Wagen endlich durch die weitgährende Wand in den Saal und mitten unter die von Entsetzen halbtodten Gäste herein. Da stand der Baum, wie ungefähr, wenn man ihn so vergleichen darf, ein großer Christbaum, mit Früchten und Lichtern übersäet; aber Niemand war so feß, sich Etwas von der Bescheerung zuzueignen. Der Rutscher aber rief mit donnernder Stimme: „Was zögert ihr denn? So greift doch zu!“ und die Riesenarme drangen jetzt wieder aus den Wänden des Saales hervor und nöthigten die Herren und Damen, zuzugreifen. Sobald aber Jemand eine der funkelnden Kirschen zum Munde führte, verwandelte sich dieselbe in eine Flamme, die nicht mehr zu löschen war und tief in das Herz und den Magen hinunterbrannte. Endlich riß der Rutscher selbst den Burgherrn zu sich auf den Boß hinauf, das Feuer bemächtigte sich des Gebälles und der Dachsparren des Schlosses, der Boden öffnete sich mit einem weiten Klaff, und Pferde, Wagen, Ritter und Gäste sanken in eine schwarze, bodenlose Tiefe hinab. — So erzählten damals die Sonntagskinder, denn andere Leute hatten nur Blitze gesehen, die wie eine ungeheure Feuergarbe auf das Schloß zufuhren und es in ein Flammenmeer begruben. Aber es ist weltbekannt, daß Sonntagskinder in solchen Dingen immer mehr sehen, als gewöhnliche Menschenaugen.

Als sich des andern Tages die Thalbewohner von den Schrecknissen der Nacht erholten und ihre Blicke nach der Burg richteten, sahen sie weder Thürme noch Zinnen mehr, sondern bloß schwarze Mauerblöcke, aus welchen bisweilen noch bläuliche Flammen mit Schwefeldampf emporschlugen. Auf dem Felde des alten Kaspar hingegen fanden sie an der Stelle, wo der schöne Kirschbaum gestanden hatte, eine tiefe schwarze Grube und daneben Spuren von Rädern und Pferdehufen. Sie be-

sprenkten deshalb die Stätte mit geweihtem Wasser und ließen ein steinernes Kreuz dahin setzen. Der alte Kaspar mit seiner Familie war jetzt natürlich seiner Leibeigenschaft los geworden und Gundchen blieb so lange zu Hause, bis ein wackerer junger Nachbar sie als seine Hausfrau heimführte. Noch heute sind die Reste des uralten Kreuzes und die Trümmer der Burg übrig, aber nur am Tage wagt man sich in ihre Nähe; denn wenn man Abends oder gar in der Nacht vom Glotterthale heraufkommt und den näheren Weg einschlagen will, sieht man, namentlich an hohen Festtagen, den großen Baum mit den feuersprühenden Kirschen mitten über dem Gemäuer des Schlosses.

Dr. Heinrich Schreiber.

Der Hirtenknabe am Kandel.*)

Ein unschuldiger Hirtenknabe führte täglich an den wiesenreichen Abhängen des hohen Kandels, dessen innerste Tiefen aus einem grundlosen See bestehen sollen, der wenn er einmal herausbräche, das ganze Land unter Wasser setzen würde, das Vieh seines strengen Herren auf die Weide, und wenn er dann so von oben herab auf die Stadt Waldfirch und die spaziergehenden, schöngeputzten Bürger und ihre Frauen und Töchter sah, da ward ihm oft recht wunderbar zu Muth. Er dachte dann gewöhnlich bei sich selbst: „Warum habe ich doch nicht auch einen reichen Mann zum Vater? Ich hätte dann nicht nöthig, mich in Lumpen zu kleiden, mit den schlechtesten Bissen mich zu begnügen, und den ganzen Tag über auf dem Berge herum zu klettern, um das Vieh zusammen zu treiben. Wie bin ich doch so elend gegen die Stadtkinder, die vor lauter Uebermuth nicht einmal wissen, wie viel sie besitzen, und oft Sachen wegwerfen, die mich ganz glücklich machen würden! Meine Eltern waren aber Bettelleute und sind gestorben; mein Herr schilt und schlägt mich unaufhörlich, und wenn ich den Tag hindurch todtmüde geworden bin, so muß ich des Nachts mit der Streu im Stalle vorlieb nehmen. Ich bin doch recht unglücklich!“

So dachte der Knabe und weinte still vor sich hin. Der böse Feind mußte aufmerksam auf ihn geworden seyn, denn er

*) Einer der höchsten Berge des Schwarzwaldes, 3886 Fuß u. d. M. zwischen dem Elz- und dem Glotterthale.

verwandelte sich schnell in einen Jäger und ging, einen schwarzen zottigen Hund an der Seite, mit starken Schritten auf den Knaben zu. Dieser wischte sich alsbald die Thränen aus den Augen und versuchte fröhlich auszusehen, aber es gelang ihm nicht. „Warum hängst du den Kopf, Bürschlein?“ hub der Jäger an zu fragen — „Siehst du nicht, wie die Buben dort unten im Thal so lustig sind und sich ihres Lebens freuen?“ Da schlug der arme Knabe die Augen auf und ein neuer Stich fuhr in sein Herz; denn er sah auf einer Wiese eine Menge schöngekleideter Kinder Ball spielen und hörte sie singen und lachen. Aber die kleinen Pferdefüße derselben ward er nicht gewahr, sonst wäre ihn das Weinen nicht noch stärker angekommen. Da der Jäger sah, daß schon die erste Versuchung so gut ausgefallen, ward er noch zutraulicher, setzte sich neben den Knaben nieder und ermunterte ihn, ihm zu gestehen, was er eigentlich auf dem Herzen habe. Nach einer Weile gab der Knabe, noch immer schluchzend, zur Antwort: „Ach! ich bin gar zu arm und habe weder Vater noch Mutter mehr!“ — „Ist es nur dies?“ — tröstete der Jäger — „so ist dir gar bald geholfen. Es steht nur bei mir, dich reich zu machen und an Kindesstatt anzunehmen.“ — „Ei, könnet und wollt Ihr das?“ rief jetzt der Knabe voll freudiger Ueberraschung, sprang auf und hob seine blauen Augen recht bittend und zutraulich zu dem grünen Mann empor. Aber dieser bekam jetzt plötzlich ein heftiges Zucken im Gesichte, wie man es gewöhnlich bekommt, wenn man unversehens in die helle Sonne hineinblickt; denn hinter dem Knaben stand in blendendem Lichtglanze sein Schutzengel und drohte dem Bösen mit dem Finger. Der Knabe aber bemerkte den Schutzengel nicht, sondern nur die Gesichtsverzerrungen des Jägers; darum fuhr er voll Schrecken zurück und wußte sich kaum zu helfen. Allein der Jäger, in dergleichen Fällen schon geübt, drehte geschwind den Kopf auf die Seite und rief dem Knaben zu: „Setze dich nur wieder ruhig neben mich hin; es ist mir eine Schnade in das rechte Auge gestogen, ich muß es nur eine kleine Weile zuhalten.“ Nach und nach wußte der grüne Mann solcherweise den armen Knaben immer mehr zu bethören, so daß ihm nichts als Geld und kostbare Kleider in Hülle und Fülle vor den Augen flirrten. „Das

Mittel, dich reich zu machen,'" — nahm der Jäger nun wieder das Wort, jedoch noch immer mit abgewendetem Gesichte — „ist ganz einfach. Hier in dem Berge befinden sich nämlich ungeheure Schätze, welche von einem alten Ritter darin vergraben worden sind, und die du leicht heben kannst. Du brauchst nur morgen in aller Frühe mit einem Zug Ochsen vor den Felsen da unten zu kommen, so wirst du mich antreffen; wir werden dann den Felsblock wegführen, und uns schnell der Schätze bemächtigen; ich nehme dich hierauf als meinen Sohn an, dann sagst du deinem Herren Lebewohl auf immer und wirst ein schmucker, reicher Junge, wie kaum einer in der Stadt ist. Aber versprechen mußt du mir, Niemanden etwas von der Sache zu sagen und Morgen früh an gar nichts Anderes zu denken, als an unsere Schätze.'" — Gern gab der Knabe sein Wort darauf und sprang wie außer sich vor Freuden herum, als der Jäger heimlich seinem Hunde einen Wink gab, daß dieser unter das weidende Vieh hinein fuhr und es auseinander trieb. Während der Knabe hinzueilte, um es wieder zusammen zu bringen, waren Jäger und Hund verschwunden. Auch die spielenden Kinder auf der Wiese verloren sich, und einem aufmerksameren Blicke wär' es schwerlich entgangen, wie eines hier, das andere dort in eine Spalte des Berges hinabschlüpfte.

Voll Ungeduld trieb nun der Knabe seine Heerde nach Hause, noch eh' der Abend recht eingebrochen war, weshalb ihn sein Herr neuerdings mit Schelten und Schlägen empfing. Aber der Geplagte, der sonst augenblicklich in Thränen ausbrach, machte sich jetzt nichts daraus, da er ja den glücklichen Wechsel seines Schicksals so nahe vor sich wußte. Auch beim Nachtessen war er so sehr zerstreut und geistesabwesend, daß ihn eine alte Kindswärterin bei Seite nahm und ihm zusprach, ihr doch mitzutheilen, was mit ihm vorgegangen sey. Der Knabe blieb aber verschwiegen und eilte so bald als möglich auf sein raues Strohlager, nur um ungestört seinen freudigen Gedanken nachhängen zu können. Auch während des Schlafes ließen ihn diese nicht ruhen, denn er träumte nun die herrlichsten Sachen von seinem künftigen Glücke. Schon sah er im Innern des Randels einen Palast von lauter blühenden Edelsteinen, von der holdseligsten Fee — seiner künftigen Mutter — und dem stattlichen

Jäger — seinem künftigen Vater — bewohnt, die ihn mit Liebesungen überschütteten. — Der anbrechende Tag weckte und ermahnte ihn, nicht länger zu zögern. Das bisher nie versäumte Morgengebet vergessend, flog er rasch vom Lager empor und der Schußengel des verblendeten Knaben wendete sich betrübt von ihm ab. Was aber wundersam ist: die Pferde und Stiere, die sonst auf jeden seiner Winke so willig waren, wollten ihm jetzt durchaus nicht gehorchen und er brachte sie nur mit vieler Mühe in das Joch und aus dem Stalle, während noch Alles auf dem Hofe in tiefem Schlummer lag. Doch kam er noch zu rechter Zeit, ganz wie der Jäger es gewünscht hatte, an den bewußten Felsen und der Böse lachte schon im Stillen, daß ihm die Beute so ganz nach Willen in's Netz gehe.

Raum stand der unbesonnene Knabe mit seinem Biergespann vor dem Felsen, so streckte auch schon der Jäger aus dem Gebüsche den Kopf hervor. Aber unglücklicher, oder vielmehr, glücklicherweise war ihm diesmal der Hut in den Zweigen stecken geblieben und die zwei Hörnchen auf seiner Stirne, welche der Böse nie ganz zurüctreten machen kann, blieben dem Knaben nicht unbemerkt; doch entschuldigte sich der Jäger damit, er habe vor einigen Augenblicken den Kopf gewaltig an einen Felsen angestoßen und dadurch die großen Beulen bekommen. Hierauf trieb er den Knaben an, seinen Zug an den eisernen Ring anzuspannen, welchen er bereits in die Felsenwand getrieben hatte. Allein dem Knaben war noch von dem Schrecken über die zwei Hörnchen her nicht mehr ganz wohl zu Muth, auch glaubte er in dem Gesichte seines künftigen Pflegevaters auf einmal etwas ungemein Wildes und Tüdtisches wahrzunehmen. Indessen, wer einmal A gesagt hat, muß auch B sagen und so spannte denn der Junge mit schwerem Herzen sein Vieh an den Ring, schwang seine Geißel und rief nach alter Gewohnheit: „Voran denn in Gottes Namen!“ Raum waren diese Worte aus seinem Munde, als sich plötzlich der Himmel verdunkelte, der Donner rollte, die Blitze vor den Thieren niederschlugen, die Erde zitterte und im Innern des Berges ein Rauschen und Toben sich erhob, als ob der Sturm ein ganzes Meer aufwühlte und dieses durch eine schmale Schlucht hervorbrechen möchte. Und was noch das Aergste war: im Nu ver-

schwand der Jäger, und aus dem Gebüsch rechte sich der schwarze, mit langen spitzen Zähnen besetzte Kachen eines Ungeheuers mit fürchterlichem Gebrülle, welches das im Berge noch überschallte, dem Knaben entgegen. Da sank dieser bewußtlos zu Boden; die vier Stiere rissen sich los und gingen durch, und noch lange scholl rings in Berg und Thal umher das entsetzliche Toben und Brausen, Donnern und Blitzen, aus dem Randel und vom Himmel her.

Als der Knabe nach ohngefähr einer Stunde wieder zu sich selbst kam, und mit angstverstörtem Blicke sich umsah, fand er Alles in der Runde wieder ganz ruhig; die Morgensonne glitzerte durch die grünen Gebüsch, die verschüchterten Vögel kehrten zu ihren Nestern zurück und fingen wieder ruhig zu singen an. Was aber das Sonderbarste war: ein helles Bächlein rieselte durch das Gestein dahin, das doch an jener Stelle nie zuvor sichtbar gewesen war. Der Knabe wußte nicht, ob er wache oder träume und rieb sich die Augen, um deutlicher zu sehen. Er blickte jedoch nur schüchtern und verstohlen zur Seite hinüber, wo das schreckliche Unthier auf ihn zugefahren war; aber jetzt regte sich auch nicht ein Blättchen, nur ein fast betäubender Schwefelgeruch wehte herüber. Wie staunte jedoch der Knabe, als er endlich zum Felsen selbst hinaufblickte und dort aus der nackten verbrannten Wand eine Quelle hervorsprudeln sah, so stark, als wenn zwanzig bis dreißig Brunnenröhren zusammen ihr Wasser hervortrieben. Wie groß aber war erst seine Freude, als der Bogt des Dorfes Siensbach zufällig heraufkam, vor Entzücken die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, ihm um den Hals fiel und sagte, daß jetzt der höchste Wunsch seines Dorfes erfüllt sey, indem es jetzt, was es bisher schwer entbehren hatte müssen, eine gesunde frische Quelle sowohl zum Trinken als zum Bewässern der Wiesen besäße. Zugleich aber machte ihn der Alte, nachdem ihm der Knabe sein schreckliches Abenteuer mit dem Jäger berichtet hatte, auf die entsetzliche Gefahr aufmerksam, in dem sein Lichtsinn sowohl ihn selbst als das ganze Thal hätte stürzen können. „Hättest du, als du dein Stiergespann mit der Geißel antreiben wolltest, den Felsen hier hinweg zu ziehen, nicht dabei gerufen: „In Gottes Namen denn! so wäre dieser Block, der nichts anderes ist, als das Eingangs-

thor zu dem unterirdischen See dort unten im Kandel, herausgefahren, die wilde Fluth hervorgebrochen und du mit sammt den Einwohnern des ganzen Thales von ihr verschlungen worden. Doch der Herr sey gelobt! Er hat uns durch deinen eigenen Mund vor der tödtlichen List des Höllenjägers noch glücklich gerettet.

Der Knabe wurde nun vom Vogte in das Dorf geführt, wo seine Botschaft den lautesten Jubel erregte. Der gute alte Mann, der Mitleiden mit der armen Waise fühlte, nahm ihn an Sohnesstatt an und gab ihm später seine einzige Tochter, nebst einer schönen Aussteuer, zur Ehe.

Dr. Heinrich Schreiber.

Sudenthal.

Wenn du, freundlicher Leser, vom flachen Lande her den Bergen zuwanderst, welche von der oft wildstürmenden Elz durchschlängelt werden, so siehst du bald, da, wo Fluß und Felsenwand der Straße allen Zugang zu verwehren scheinen, ein rasches Bächlein aus einer engen Schlucht hervorbrechen. Versäume nicht, an seinem Ufer hinaufzuwandeln; es bildet ein wunderliebliches Thälchen, jetzt das Sudenthal genannt, von dem ich dir hier eine nur Wenigen bekannte Sage mittheilen will.

Reicher Bergsegen hatte eine Menge von Knappen in's Thal von Reichenbach gezogen; überall, ober und unterhalb der Erde herrschte fröhliches Leben und geschäftiges Treiben und um das Kirchlein, welches weiter oben im Thale von einem grünen Büble herabschaut, sah es aus wie ein lustiges gewerbsames Städtchen. Unweit davon erhob sich ein stattliches Schloß, die Engelsburg genannt, in welchem ein Edelfräulein, die Herrin dieser Landschaft, in Glanz und Herrlichkeit lebte. Sie sah es gerne, daß die Bergleute auch gute Tage hatten und diese gaben ihr Wohlleben auf eine solche üppige Weise kund, daß man bald anfang, die Gegend das Paradiesthal zu nennen.

Als aber das schwelgerische Leben und der es gewöhnlich begleitende Uebermuth auf's Höchste gestiegen war, da sollte all'

diese Herrlichkeit ein plötzliches und grausenvolles Ende nehmen! — Es war an einem schönen Maisontage, der blaue Himmel, die lauen süßen Lüfte hatten Alles, Jung und Alt, in's Freie gelockt; von Nah' und Ferne waren Gäste herbeigeströmt zu Spiel und Tanz und die Berge ringsum hallten den Jubel hundertfältig zurück. Da traf es sich, daß der Priester das Allerheiligste zu einem sterbenden Kranken des Weges vorübertrug und sein Meßner ging ihm, nach altem Brauch mit einem Glöcklein läutend, voran. Als nun Letzterer die Leute wiederholt und dringend aufforderte, nur auf so lange, bis der Kranke die heilige Bezehrung erhalten habe, Trinken und Tanzen einzustellen, ward er verhöhnt, ja das Edelfräulein ließ sich vom Fenster ihres Schlosses gottloserweise vernehmen: „Ihres Vaters Schweine trügen auch viel solcher Glöcklein am Halse,“ worauf der Priester traurig seinen Weg mit dem Meßner fortsetzte, indessen das Jubeln und Tollen immer ausgelassener wurde.

An eben demselben Tage lag ein alter Bauer oben im Thale krank darnieder; nur sein jüngster Sohn war bei ihm geblieben, um seiner zu warten. Auf einmal fällt es dem Alten ein, zu fragen, wie es mit dem Wetter stünde; er schickt deshalb den Jungen hinaus, um nachzusehen, ob sich der Himmel nicht zu trüben beginne? Der Knabe kommt mit der Nachricht zurück, es sey noch immer das allerschönste Wetter, wie vorhin. Das beruhigte den Vater doch nicht ganz und in kurzer Zeit schickt er den Jungen wieder hinaus, um zu schauen, wie's mit dem Wetter stehe. Diesmal kam derselbe mit der Meldung zurück, von allen Seiten sey der Himmel noch ganz rein blau, nur allein über dem Gipfel des Randels schwebe ein kleines trübes Wölkchen. Da hatte der Alte weder Ruh noch Rast mehr und befahl sogleich dem Sohn, in größter Eile ihn selbst und sodann die besten Sachen ihrer Habe auf die Höhe des Berges zu tragen. Da lud der fromme kräftige Jüngling seinen Vater auf den Rücken und trug ihn den nahen Berg hinauf, alsdann auch nach und nach das beste und unentbehrlichste Hausgeräthe; kaum aber war er mit dieser Arbeit zu Stande gekommen, als mit erschrecklichem Krachen und entsetzlichen Wolkenbrüchen ein Gewitter sich entlud und in wenig Minuten das ganze schöne Thal

in eine grause Wasserwüste verwandelte. Schloß und Häuser waren alle verschwunden; sämtliche Bergstollen und Werke versandet und verschlammt; nur die Kirche und ein einziges Haus, worin fromme und gottesfürchtige Leute wohnten, ragten noch über den Fluthen empor, in welchem bei dreihundert Knapen und fünfzig Bergwerfangeestellte ihr Grab gefunden haben sollen. Nur wenige Menschenleben entgingen dem Verderben; es waren die Kinder, welche man, als die Wasser sich verlaufen hatten, in ihren zwischen den Wipfeln der Bäume hängen gebliebenen Wiegen fand. Da man nicht wußte, welchen Familien sie angehört, und also ihren Geschlechtsnamen nicht herausbringen konnte, nannte man sie Dolden, (so viel als Wipfel) zum fortwährenden Gedächtniß der wunderbaren Art, wie sie bei der Zerstörung von Sudenthal gerettet worden.

Julius Leichlin.

Sage vom Sudenthal.

(Andere Version.)

In diesem Grunde befanden sich vor Zeiten viele reiche Silbergruben, worin bei fünfzehnhundert Bergleute arbeiteten; er war so voll Häuser, daß die Kagen von der Elz bis zum obersten Hof im Thal auf den Dachfirsten spazieren konnten, und auf der heutigen Schloßmatte stand ein stattliches Grafschloß. Darin, wie auch in dem ganzen Orte, herrschte großer Reichthum, zugleich aber ungemeine Hoffart und Ueppigkeit. Die Gräfin hatte eine einzige, wunderschöne Tochter, um die sich viele reiche und vornehme Herren bewarben, allein dieselbe wollte nur Demjenigen ihre Hand reichen, welcher im Schloß einen gläsernen Weiher mit lebendigem Wasser anlegen würde, so daß sie von ihrem Bette aus die Fische darin umherschwimmen sehen könne. So schwer diese Bedingung auch zu erfüllen war, so ließ doch der Oberhauptmann der Bergleute, der in die junge Gräfin verliebt war, sich nicht davon abschrecken, sondern führte mit unsäglich Mühe eine drei Stunden lange Wasserleitung (deren Ueberbleibsel noch jetzt der Mauerweg heißen) von der Platte bis zum Schloße, woselbst er den Weiher, das

Bett desselben aus gegossenem Glase, ganz nach des Fräuleins Verlangen, endlich glücklich zu Stande brachte.

Auf Dieses schenkte die geschmeichelte Gräfin ihm wirklich ihre Hand; die Hochzeit ward im Schloß und ganzen Ort auf's Ueppigste gefeiert und endlich der Uebermuth dabei so groß, daß die Gäste das Weiche im Weißbrod herauschnitten und in den hohlen Krusten, als wären es Schuhe, herumtanzten. Während dessen ging der Pfarrer mit dem Hochwürdigsten am Schlosse vorüber zu einem Kranken in der Nachbarschaft und der voranwandelnde Mesner schellte dabei nach üblicher Weise. Da wollten zwar Einige mit dem Tanz einhalten und niederknien, aber die Gräfin rief ihnen zu: „Was fragt ihr nach der Schelle! Jede meiner Knie hat auch eine solche am Halse!“ — und nun ging es auf's Neue fort mit Spielen, Lärmen und Tanzen.

Auf dem obersten Thalhof bei dem Kranken, der ein frommer christlicher alter Mann war, angekommen, versah ihn der Pfarrer mit den heiligen Sakramenten und entfernte sich darauf wieder in Begleitung des Mesners. Nicht lange darnach schickte der Alte seinen sechzehnjährigen Sohn, welcher allein bei ihm war, an das Fenster, um nachzusehen, ob am Himmel keine Wolke sey? Die Antwort lautete, es komme ein Wölkchen, doch nicht größer als ein Hut, über dem Schwarzenberg. Noch zweimal mußte der Sohn nach der Wolke schauen; das erste Mal hinterbrachte derselbe, sie sey bereits so groß wie eine Badwanne, und das zweite Mal, jetzt habe sie die Größe eines Scheuerthores. Da befahl ihm sein Vater, ihn geschwind auf den Luserberg zu tragen, so wie auch ihre besten Habseligkeiten hinauf zu flüchten, denn Gottes Gericht breche jetzt über das Thal herein.

Nachdem sie oben auf dem Berge angelangt waren, setzten sie sich nieder und sahen zu, wie das kohlschwarze Gewitter, welches sich inzwischen über dem Thale zusammengezogen hatte, nun mit schrecklichen Blitzen und Donnerschlägen und einem ungeheuren Wolkenbruche sich entlud. Alle Gebäude im ganzen Thale, die Kirche und den obersten Hof, der dem Kranken gehörte, ausgenommen, wurden vom Wasser weggerissen, sämtliche Bergwerke zerstört und von der ganzen Einwohnerschaft nur der alte Mann mit seinem Sohne, und ein kleines Kind am

Leben erhalten, Dieses Kind, ein Knäblein, schwamm in seiner Wiege mitten in der Fluth, und bei ihm befand sich eine Kage. So oft die Wiege auf eine Seite sich neigte, sprang die Kage auf die entgegengesetzte, und brachte sie so stets wieder in das Gleichgewicht. Auf diese Weise gelangte die Wiege glücklich bis unterhalb Buchholz, bei Waldfirch, wo sie im Dold (Wipfel) einer hohen Eiche hängen blieb. Als der Baum wieder zugänglich geworden, holte man die Wiege herunter und fand Kind und Kage lebend und unverletzt darin. Da Niemand wußte, wer des Knäbleins Eltern gewesen, so benannte man dasselbe nach dem Wipfel des Baumes: Dold, und dieser Name wird von seinen Abkömmlingen noch heute geführt.

Nachdem das Wasser aus dem Thale sich wieder verlaufen hatte, fanden die Leute der benachbarten Gegend eine Menge Leichen, die sie zum Theile noch erkannten; auch stifteten sie für die Umgekommenen viele Seelenmessen. — An der Kirche hatte das Wasser ein Zeichen seiner Höhe hinterlassen, das auf keinerlei Weise mehr weggebracht werden konnte. Der ganze Grund, welcher bisher Reichenthal geheißen, erhielt nun den Namen Sunkenthal, woraus in der Folge Suckenthal geworden.

Bernhard Baader.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt in Mone's „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1838. S. 534 u. 535. — Auch Dr. Heinrich Schreiber hat die Sage vom Suggenthal sehr anmuthig erzählt im Carlsruher Wochenblatt vom Jahr 1830 S. 93 u. ff.)

Von dem Ursprung der Herzogen von Zeringen.

Die sag ist, das die Herzogen von Zeringen vor zeitten Köler seind gewesen, unnd haben jr wonung gehabt in dem gebirg, unnd den welden (Wäldern) hinter Zeringen dem schloß, da es dann igund stehett, unnd haben alda Kollen gebrent. Nun hatt es sich begeben, das derselbig Koler an einem ordt in dem gebirg kollen hatt gebrant, unnd hatt mit demselbigen Grundt und Erden den Kolhauffen bedeckt, unnd den ungefert also do ausgebrant.

Da er nun die Kollen hinweg hatt gethan, hatt er an dem

Boden eyn schwere, geschmelzte Materij funden, unnd das also besichtigett, do ist es gut silber gewesen, also hatt er fürder immerdar an demselbigen Ordt sollen gebrant, unnd wieder mit derselbigen Erden unnd grundt bedeckt, unnd da aber silber funden, wie vor, darbey er hatt mercken können, das es des Bergs und des grundts schuldt sey, unnd hatt solches in geheim bey jm behalten, unnd von tag zu tag an demselbigen ordt sollen gebrandt, unnd ein grossen schatz silbers darmit zusammen bracht.

Nun hatt es sich in solcher Zeitt begeben das ein König vertriben wardt vom Reich, unnd flohe auf den Berg im Breisgau genant der Keyserstull, mit weib unnd mit kindern, unnd allem sein Gesind, unnd leidt da gar viell armutt mit den seinen. Nun lies er darnach ausruffen, wer der were, der jm hülff wollt thun, darmit er wieder zum Reich möcht kommen, dem wolt er ein Tochter geben, unnd in zu einem Herzogen machen. Da nu das der vorgenant Koler vernam, do fügte es sich, das er mit etlicher Bürde Silbers zu dem König zog, unnd an jm begerett, das er sein Sonn (Sohn) wollt werden, unnd das er jm sein Tochter solt geben, unnd darzu das landt unnd die Gegene, do dan ist Zeringen das schlos unnd die stadt Freyburg steht, so wolt er jm ein solchen schatz von silber geben unnd überlieffern, darmit er woll das Reich wieder gewinnen unnd überkommen kunnt. Do nun der König solches verstund, verwilliget er darein unnd thatt, wie er versprochen hatt, unnd gab dem Koler, den er zum Son annam, die Tochter zu der ehe, unnd die gegene des landts darzu, wie er das begeret hatt. Da hub der sun an, unnd lies das erz schmelzen, unnd überkam gross gut darmitt, unnd bauet Zeringen unnd das schlos, do macht in der Römische König sein schweher zu einen Herzogen zu Zeringen, unnd nant in ein Herzogen von Zeringen, darnach bawet er die stadt Freyburg im Breisgau, unnd andere umliegende stett unnd schlösser mer, unnd da er nun also mechtig wardt, unnd an gutt, ehr unnd Gewalt freuntlich zunam, do hub er an unnd wardt zu einem grossen tyrannen, gebott seinem eigen Koch, das er jm solt einen jungen knaben bratten unnd zurüsten, dan er wolt versuchen wie gut das menschen fleisch zu essen were. Welches ime der Koch vollbracht nach des Herren bevelch unnd willen, unnd da der knab gebraten

war, unnd man in zu tisch bracht dem Herren, unnd er in sach vor im stehen, so fiel ein solcher großer schreck unnd furcht in den Herren, das er darumb große reu unnd leidt umb die sünde die er volbracht hatt, überkam, unnd ließ für solche sünde zwey Clöster bauen mit namen das ein zu St. Ruprecht, unnd das ander zu St. Petter auf dem Schwarzwaldt, darmit das im Gott der Herr die groß tyranny unnd sünd die er begangen hatt, verzeihen unnd vergeben solt, unnd Barmherzigkeit zeigen, darmit er nicht pein leiden müßt.

(Siehe den Anhang zu Jacob's von Königs hoven „Elsassische Chronide“: „Freiburgische Chronide“, S. 44 u. 45. Die hier erzählte Scene vor dem Aufstischen des gebratenen Knaben ist der Romanze „Der versteinerte Herzog“ — Siehe S. 358 — eingeflochten worden; unter diesem ist aber, laut andern Sagen, nicht jener Berthold I., welcher Zähringen gründete, sondern Berthold V. gemeint.

Zähringen's Ursprung.

Komm' in den kühlen Wald mit mir: im grünen Dämmerlichte

Entroll' ich deiner Wißbegier Zähringen's Urgeschichte;
Die hohen Tannen hier im Kreis, sie neigen sich mit Rauschen,
Die Sage, die nicht Jeder weiß, dem Sänger abzulauschen.

Einst schaffte hier mit heißem Fleiß ein Köhler an der Stelle,
Doch ward ihm auch dafür sein Fleiß zu einer Segensquelle;
Bald war der Meiler aufgebaut, mit Erde wohl bedeckt,
Wie knisterte die Glut so laut im Innersten versteckt!

Als nun der Köhler wiederkam, die Kohlen abzuholen,
Und sorglich weg die Hülle nahm, was funfelt durch die Kohlen?
Er sieht, und traut den Augen kaum: geschmolzen und gediegen,
Viel Klumpen Goldes rings im Raum des Aschenhaufens liegen.

Und von demselben Orte holt er sich nun immer Erde,
Sobald das Holz sich hat verkohlt liegt unten Gold im Herde;
Er findet, daß der ganze Platz viel Adern noch enthalte,
Und sammelt bald sich einen Schatz in einer Felsenspalte. —

Krieg war im Land zu selber Zeit; mit Jammer und mit Klagen
Flog rings die Kunde weit und breit, der Kaiser sey geschlagen

Sein Reich verheert durch Mord und Brand, der letzte Schatz
 genommen,
 Der Kaiser selbst im Mönchsgewand sey nur mit Noth ent-
 kommen. —

— Wer klopft so spät in tiefer Nacht an unsers Köhlers
 Pforte?

Der Köhler aus dem Schlaf erwacht, da hört er drauß die
 Worte:

„Um Gotteswillen, aufgemacht! Sonst ist's um mich geschehen;
 Schütz' deinen Kaiser heute Nacht, laß ihn nicht lange stehen!“

Und in die Hütte tritt herein in Mönchestracht ein Wandrer,
 Der Köhler sieht beim Lampenschein: „Der ist es und kein
 Andrer.“

Und vor den Kaiser stürzt er hin, im Innersten gerühret:
 „„Danke sey der Himmelkönigin, die Euch zu mir geführt!““

Ein Köhlerkleid nun legt er an dem Kaiser gleich am Morgen,
 Doch keinerlei Verfolger nah'n, der Ort ist zu verborgen.
 Bald mag der Köhler seinen Schatz ihm nimmermehr ver-
 schweigen,

Und führt ihn zum geheimen Platz, sein Glück ihm dort zu zeigen

„„Indeß, o Herr! Ihr auf der Flucht Euch habt herumge-
 schlagen,

So haben eine seltne Frucht die Kohlen mir getragen.““
 Mit diesen Worten hebt er ab die Moos- und Erdenhülle,
 Und schüttet aus dem Felsengrab des Goldes reiche Fülle:

„„Da, nehmt, mein Fürst! was ich bisher gesammelt hab' an
 Golde,

Und werbt damit ein neues Heer, hier ist genug zum Golde!
 Gequollen ist mir dieses Glück aus meinem Kohlenfeuer;
 Führ' es Euch bald zum Thron zurück; nehmt, es ist Alles Euer!““

Der Kaiser ruft: „D' helfe Gott mir bald zu deinem Lohne!
 Nie dacht' ich, daß in diesem Wald noch solche Treue wohne.
 Sobald ich aus des Feindes Macht mein Reich gerettet habe,
 Sey dir zuerst mein Dank gebracht für eine solche Gabe!“ —

Und Segen wohnt in diesem Gold; bald, in gerechtem Kriege
Wird neu das Glück dem Kaiser hold und führet ihn zum Siege.
Raum hat er wieder seinen Thron auf Lorbeern aufgeschlagen,
Sorgt er vor Allem, seinen Lohn dem Röhler abzutragen.

Aus seiner Wälder stillem Schoos läßt er den Jüngling holen,
Und spricht: „Sieh, dieser Segen floß allein aus deinen Kohlen!
Empfange meiner Tochter Hand zu deiner Treue Ruhme,
Dazu des Breisgau's reiches Land zu deinem Herzogthume!

„Zähringen hab ich es benannt nach deinem Heimathsthele,
Wo einst dein Meiler hat gebrannt mit solchem goldnen Strahle;
Zu deinem Stammschloß nah daran sollst du den Grundstein
legen,
Und möge dein Geschlecht fortan erblühen im ewigen Segen!“
A. Schlr.

Ein Todtenbaum.¹⁾

(1122.)

Wo aus schwarzen Tannenwäldern himmelhohe Klippen
ragen,
Donnernd des Gebirgs Gewässer an die Felsenrippen schlagen,
Kommt ein Männerzug geschritten auf des Pfades schmalem
Saum,
Feierlich in ihrer Mitten tragend einen Todtenbaum.

Und der Zug, aus finstern Walde immer weiter aufwärts
geht er,
Bis von mondbeglänzter Halde ragt das Kloster zu S a n c t
P e t e r;
Vor dem hohen Thore stellen sie die schwere Bürde ab:
„Mönche, kommt aus euren Zellen! Euer Fürst begehrt ein
Grab!“

Aus dem besten Schläfe ringen sich die Brüder nur ver-
drossen;
Ahnungslos, was Jene bringen, wird die Pforte nun erschlossen,

Und im hellen Mondlicht schauen sie, fast dünkt es ihnen Traum,
In der Männer Kreis den rauhen Stamm von einem hohlen
Baum.

„Sagt, was führt euch her? Was bringt ihr da für einen
Baum getragen?“ —

„Dieser Stamm birgt einen andern, der auch nimmer aus
wird schlagen!

Hier in eurer Todten Mitte stellt ihn jetzt in fromme Hüt —
Herzog Berthold ist's der Dritte, der in diesem Baumsarg
ruht!

„Ueberm Rhein, bei Molsheim ist er gestern in der Schlacht
gefallen,²⁾

Durch die bischöflichen Knechte, und es war sein letztes Fallen:
Schafft, o Freunde, meine Leiche in Sanct Peters Gotteshaus,
Daß ich dort im Friedensreiche ruh' bei meinem Vater aus.

„So empfängt die euch vertraute, des geliebten Fürsten Hülle,
Der die „freie Burg“³⁾ erbaute und begabt' mit Segensfülle;
Laßt uns nun vereint ihn senken in den gottgeweihten Raum,
Aber gebt zum Angedenken uns zurück den Todtenbaum!“

H. Schlkr.

¹⁾ Im Jahre 1121 war es in der Nähe von Straßburg zu unruhigen Auftritten gekommen. In dem Gebiete des Grafen Hugo von Dagsburg hatten sich die Einwohner gegen diesen aufgelehnt. Da er sich allein nicht mächtig genug fühlte, sie wieder zum Gehorsam zurückzuführen, rief er den Herzog Berthold III. von Zähringen zu Hülfe, denselben Fürsten, der die Stadt Freiburg gegründet hat. Berthold zog nach Molsheim und wollte sich daselbst mit seinen Leuten einquartieren; als aber die Bürger dies zu verhindern suchten, kam es zu einem Kampfe, in welchem der Herzog das Leben einbüßte. Nach einigen Berichten soll Bischof Cuno von Straßburg zu diesem Ereignisse mitgewirkt haben.

(Siehe Strobels „Geschichte des Elsaßes.“ 1. B. S. 353.)

²⁾ Specklin spricht von einer förmlichen Schlacht, welche zwischen den fürstlichen und bischöflichen Truppen soll geliefert worden seyn: „Do wurde“ — fährt er fort — „herzog Bertolff von Zeringen und graf Hugo und wol 1000 man erschlagen. Den herzogen fuerte man in einem ausgeholten baum, und an beden enden zugespund und verbicht, zur Begrebnuß nach St. Peter uff dem Schwarzwalde.“

³⁾ Freiburg im Jahr 1120.

(Siehe H. Schreiber's „Urkundenbuch der Stadt Freiburg i. B.“ Th. I. S. 3 ff.)

Ausgang des Hauses Zähringen.

Herzog Berthold V., wegen seines Geizes und seiner Grausamkeit „der Mann mit dem steinernen Herzen“ genannt, war überall gefürchtet und gehaßt, am meisten aber von den Burgundischen Großen, die er mehrmals besiegt hatte, und streng unter seiner Botmäßigkeit hielt. Aus Rache verleiteten sie nun seine Gemahlin, eine geborene Burgunderin, die aus der früheren Ehe des Herzogs stammenden zwei Prinzen zu vergiften. Das Verbrechen wurde ausgeführt, aber entdeckt, und Berthold ließ die ruchlose Stiefmutter enthaupten. In seinem unversöhnlichen Zorne beging er von nun an eine Reihe blutiger Gewaltthaten und verließ endlich das unselige Burgund, diese Mördergrube seines Stammes, und bezog die Furg zu Freiburg, wo er in so düsterer Verschlossenheit lebte, daß kaum die heiterste Gesellschaft die Wolken seines Unmuths zu verschrecken vermochte. Ja, immer härter, immer tyrannischer wurde sein Herz. Man floh ihn, wie einen Verbündeten des Teufels. Wittwen und Waisen hatte sein unersättlicher Geiz um Hab' und Gut gebracht; seine Grausamkeit ließ seine gefangenen Feinde unmenschlich martern und verstümmeln und zuletzt kam es so weit, daß er seine eigenen Diener schlachtete, um ihr Fleisch zu verzehren. Und als ihn der Tod endlich auf das Sterbelager geworfen, befahl er noch einem Vertrauten, all' seine Schätze an Gold und Silber in Einen Klumpen zu zerschmelzen, damit sich die lachenden Erben darüber blutig schlugen. Aber so vielen Lastern und Verbrechen folgte auch eine schreckliche Strafe. Der Herzog wurde in einen Berg am Meere verbannt, wo er noch heutigen Tages seine Sünden abbüßt.

(Siehe J. Bader's: „Das Breisgauische Freiburg und seine Umgebungen 2c.“ Freiburg, 1838. Herder.)

Der versteinerte Herzog.

(Nach obiger Sage.)

Es wüthet der Herzog; er rauft sich das Haar,
Zerfleischt sich die Lippen mit Bissen;
Da liegen die Söhne, das blühende Paar,
Das ihm noch die erste Gemahlin gebär,
Durch Gift aus dem Leben gerissen.

Wer hat sie gemordet? — Sein zweites Gemahl;
Gern lieb den Burgundischen Großen,
Die Berthold gezüchtigt mit siegendem Stahl,
Stiefmütterlich sie sich zum rächenden Strahl,
Zu knicken die fürstlichen Rosen.

Zwar fehlt's an Beweis; doch der Rasende glaubt
Allein dem Burgundischen Hasse;
Sein Stamm ist entlaubt und der Sprossen beraubt, —
Drum fällt auf dem Blocke der Herzogin Haupt,
Mag's Volk sich empören in Masse!

Wohl flieht ihn die Ruh' von derselbigen Stund,
Doch nähret sein Herz nur noch Tücke
Statt Neugefühl in dem innersten Grund;
So zieht er, verfluchend das falsche Burgund,
Auf Zähringens Burg sich zurücke.

Dort lockt ihn zuweilen das schmetternde Horn,
Im lustigen Forste zu jagen;
Kein Schweiß doch erstickt ihm den glühenden Zorn,
Und heller noch schürt ihn der goldene Born
Bei zechender Gäste Gelagen.

Die Adern der Stirne von grimmigem Drang
Stets bleiben sie drohend geschwollen;
Sie glättet kein Scherzen, kein Spiel und Gesang,
Im Kreis seiner Augen wird Jedem es bang
Vor ihrem entseßlichen Rollen.

Bald fliehen die letzten der Gäste sein Haus;
Doch aus der unheimlichen Stille

Dehnt weit in die Runde sein Wüthen sich aus,
Es füllet das Breisgau mit Jammer und Graus
Des Herrschers tyrannischer Wille.

Von gierigem Geize nun wird er verzehrt
Nach edlen Gesteinen und Erzen;
Bald hat er von Allem, was irgend von Werth,
Die Häuser und Hütten des Landes geleert,
„Der Mann mit dem steinernen Herzen.“

Wer etwas ihm weigert, der muß mit dem Tod,
Wer murt, mit dem Kerker es büßen;
Mag schreien zum Himmel die wachsende Noth
Des hungernden Volkes, — der finstre Despot
Tritt alle Gesetze mit Füßen.

Auch fehlt's an den tollsten Gelüsten ihm nicht:
„Noch, schlachte mir heut einen Knaben,
Und setz' ihn gebraten mir vor als Gericht!
Auf menschliches Fleisch war ich längst schon erpicht,
Und will mich nun einmal dran laben!“ —

Schon sitzt er bei Tafel; da plötzlich erfaßt
Ihn Eckel und Todesentsatz;
Um stößt er die Tische, mit rasender Hast
Durchrennt er die Hallen im öden Palast,
Wo höllische Geister ihn hegen.

Bald sinkt er gebrochen auf's Lager dahin,
Ihm naht sich die tödtliche Lippe,
Doch wendet er nimmer zur Reue den Sinn,
Er träumt noch und stammelt von neuem Gewinn,
Bis endlich erstarrt die Lippe.

Die Flüche des Volkes nur donnern ihm nach
In's Grab, und es jubelt die Runde;
Doch schrecklich zu büßen für was er verbrach,
Bannt Gott ihn hinab in ein Fessengemach
In des Bergs tiefinnerstem Grunde.

Dort sitzt der Tyrann bis zum jüngsten Gericht,
Mit versteinerter, irdischer Hülle;
Des Inneren Gier nur versieget ihm nicht,
Denn rings im Gewölbe mit blendendem Licht
Strahlt Golds und Juwelen die Fülle.

Alljährlich nur Einmal der Herzog erwacht
Aus seinem granitenen Schlafe;
Da lockt ihn der Schätze unendliche Pracht,
Da vergift er des Bannes erstarrende Macht
Und seiner entsetzlichen Strafe.

Doch wie er sich wühlet in's Edelgestein
Und schwelgt in den goldenen Erzen,
Fühlt neu sich versteinern er Mark und Gebein,
Und „Fluch“ noch donnert's in's Ohr ihm hinein,
„Den Fürsten mit steinernen Herzen!“

. H. Schlr.

Friedrich von Baden.¹⁾

Wo Zähringens Burg zum Himmel strebt,
Bom Ruhm der Ahnen hehr umschwebt,
Da weilt so gern
Des Nachts ein Stern;
Der Stern, er blickt so thränenschwer,
Ihm neigen sich Sterne rings umher.

Und über dem Stern ein Heldenbild!
Des Jünglings Arm hält einen Schild;
Des Schildes Feld
Ist weiß erhellt,
Drin steht geschrieben, wie Blut so roth:
„Die Treue halt' ich bis in den Tod!“

Das ist des edlen Friedrichs Bild,
Das ist der Freundestreue Schild,
Den Ruhm der Schlacht
Und Ehre bewacht,
Seit in der Jugend Morgenroth
Den Bund er schloß auf Noth und Tod.

O! als er auszog in das Feld,
Das Herz von Hoffnung kühn geschwellt,
Wie manches Ach
Folgt ihm jetzt nach!
Wie manche Wolke trat herein
Um lichter Augen Sonnenschein!

Des Hofes Blumen traurig stehn;
Die Mutter will vor Gram vergehn,
Der Ahnung Schmerz
Zerreißt ihr Herz;
Doch festen Sinns für Konradin
Sehn Alle Friedrichs Seele glühn.

Der feste Wurf, er ist gewagt.
Der Muth des Rechts, der Ehre Macht
Reißt stürmend fort
Von Ort zu Ort
Des Banners freudekühnen Lauf;
Der kleine Hauf schwillt wachsend auf.

Das schöne Land, schon liegt es da;
„Willkomm!“ schallts durch Italia;
Mit Huldigung
Naht Alt und Jung;
Dem Heerzug öffnen feierlich
Der alten Roma Pforten sich.

Bei Saitenspiel und Paukenklang
Welch herrlicher Triumphempfang!
Die Tücher wehn
Von Höhn zu Höhn,
Und frische Blumenketten ziehn
Von Haus zu Haus sich duftend hin.

Balkon und Dächer angefüllt,
Und ob dem Tyndaridenbild,
Wo Held und Held
Zum Freund gesellt,

Wie weilt voll süßer Nührung nicht
Der zarten Frauen Huldgesicht!

Jetzt bricht sie los, die fühne Schlacht!
Der Sieg, treu auf das Recht bedacht,
Hilft teutschem Arm;
Der Söldner Schwarm
Rehrt vor der Helden Schwert und Blick
Geschlagen sich zur Flucht zurück.

Weh! wie sich wendet eine Hand,
So dreht sich auch des Glückes Stand.
Trau, Teutscher, nicht,
Wo Wälschmann ficht!
Gespannt hat schon sein Netz Verrath,
Zur Rettung ist es schon zu spat. —

In armer Tracht, am Meeresstrand,
Wer irret dort? — Beut goldnes Pfand
Um schnelle Fahrt!
Denn nimmer spart
Verrath jetzt neue Mordgefahr;
O fleuch, du treues Bruderpaar!

Fort müssen sie gefangen ziehn,
Und Alles hin, und Alles hin!
Erloschen fern
Der letzte Stern!
Dem Glücke folgt der wälsche Sinn;
Nur Einen Freund hat Conradin!

Das ist des treuen Friedrichs Haupt,
Und ob es auch die Mordart raubt:
Er stirbt vereint
Mit seinem Freund,
Ein Märtyrer des edeln Ruhms,
Des Rechts, der Treu, des Heldenthums.

O solches Mordes ewger Schmach
Verhülle sich der Ehre Tag!

Mit blutgem Stift
 Sey ihre Schrift
 Geschrieben in der Zeiten Buch,
 Und hänge sich an sie der Fluch!

Dich aber, Badens junger Held!
 Verherrlicht noch das Sternensfeld.
 Mit Conradin
 Wird ewig blühn
 Dein Name durch die fernste Zeit,
 Und Herzen mahnen weit und breit.

Wo Zähring's Burg gen Himmel strebt,
 Vom Ruhm der Ahnen her umschwebt,
 Da weilt so gern
 Des Nachts ein Stern;
 Der Stern, er blickt so thränenschwer,
 Ihm neigen sich Sterne rings umher.

Und über dem Stern ein Heldenbild,
 Des Jünglings Arm hält einen Schild,
 Des Schildes Feld
 Ist weiß erhell't,
 Drin steht geschrieben blutigroth:
 „Die Treue halt ich bis in den Tod!“

Conz.

¹⁾ Bekanntlich zog Friedrich von Baden, oder wie er auch in Bezug auf seine Mutter genannt wurde, Friedrich von Oesterreich, mit dem unglücklichen Conradin, um diesem, seinem Freunde, das widerrechtlich entriffene Erbe zu erobern, nach Italien. Anfangs schienen sie glückliche Fortschritte zu machen, rückten auch 1268 mit dem Heere in Rom ein, erlitten aber nachher, überlistet, in den Fläcken von Tagliacozzo eine traurige Niederlage, in Folge deren sie auf der Flucht, wie wohl verkleidet, gefangen wurden. Ihr gefühlloser Gegner, Karl von Anjou, ließ nun, mit Bewilligung des Papstes, am 25. October 1269 auf dem Marktplatz zu Neapel die beiden Jünglinge, und mit ihnen noch mehrere Edle aus Italien und Deutschland enthaupten. Mit Conradin ging das Schwäbische Kaiserhaus zu Grabe.

Freiburg.

Freiburg wurde von Herzog Berthold III. erbaut. Ursprünglich war die ganze dortige Gegend an der Dreisam ein Wald; am westlichen Abhang des Roßkopfs lag der alte Ort Herdern und jenseits am Bromberg das Dorf Wühre. Aber zur Zeit Herzog Bertholds des Bärtigen erhob sich inmitten jenes weitgedehnten, wildreichen Waldes ein fürstliches Jagdschloß, auf dessen Stelle noch jetzt das älteste Haus Freiburgs gezeigt wird. In deren Nachbarschaft, in den umliegenden Bergen, wurden damals mehrere Erzgruben bearbeitet, und es fügte sich, daß die Mehrzahl der Bergknappen ihre Hütten bei dem neuen Jagdschloß errichteten, wo auch bereits einige Fischer sich niedergelassen hatten, so daß im Verlaufe noch desselben Jahrhunderts ein Dorf daraus sich bildete. Herzog Berthold II. ließ demselben eine Kirche zu Ehren des Apostels Petrus erbauen, die den Pfarrer zu Umkirch als Filial beigegeben ward. Hierauf, im Jahr 1115, entschloß sich Herzog Berthold III., dieses Dorf zu einer freien Stadt zu erheben, zu einem Gemeinwesen, treu nach dem Muster des Kölnischen. Bald kam auch dieser Entschluß zur Ausführung und von nun an erscheint allmählig die Stadt Freiburg in den Urkunden.

(Vergleiche J. Bader's „Badische Landesgeschichte“ etc. — Dr. Heinrich Schreiber „Urkundenbuch der Stadt Freiburg“ etc.)

Das Münster zu Freiburg.¹⁾

Wo sich am Schwarzwald Freiburg hebt,
Da ist ein Bau zu schauen,
In dem der Vornwelt Größe lebt,
Ein Schmuck den teutschen Gauen.

Sein Haupt so stolz, so wunderföhn,
Zum Lichte hoch gehoben,
Wie prangt es in der Sonne Glöhn,
Wie prangt es sternumwoben!

Wie schlingt sich freudig das Gestein,
Umarmen sich die Glieder! —
So strahlet herrlich, hell und rein,
Das teutsche Leben wieder.

Und strebt herauf durch Drang und Zeit,
Muß himmelan sich ringen,
Und schafft ein Werk der Ewigkeit,
Und läßt sich nicht bezwingen.

Die Massen schwinden, staunend blickt
Der Wanderer nach oben,
Er folgt dem Meister hochentzückt,
Kann nicht genug ihn loben.

Das ist der teutsche Geist! So fliegt
Er über Nacht und Schatten;
So hat er, was ihn hemmt, besiegt,
Und wirkt ohn' Ermatten.

So lebt er ewig neu und jung
In dem, was er geboren,
Und weiß von keiner Aenderung,
Und bleibt unverloren.

Heinrich Schreiber.

¹⁾ Der Baumeister des Freiburger Münsters ist bisher unbekannt geblieben; allein er mag in seinem großen Schüler, in Meister Erwin von Steinbach, verehrt werden, denn dieser arbeitete als Jüngling in der Steinmessenhütte zu Freiburg, wurde dort in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht und entwickelte dabei in seiner Seele wohl den Keim zu einem eigenen Werke, welches er nachmals zu Straßburg so bewunderungswürdig ausgeführt hat.

(Siehe Joseph Wader's „Badische Landesgeschichte“ S. 221.)

Der Anfang der Erbauung dieses herrlichen Denkmals läßt sich mit ziemlicher Gewißheit in die Tage Herzog Conrad's von Zähringen, (1122 — 1152) setzen, der auch gewiß sehr viel zur Beförderung dieses Unternehmens beitrug, da es vorzugsweise seinem Namen zugeschrieben wird. Wie weit aber in den Jahren seiner Regierung dieser Bau gediehen, ist jetzt nicht mehr zu bestimmen. Zwar will die Sage das Münster unter seiner Regierung angefangen und vollendet wissen, erzählt auch noch Manches von den ungeheuern Gerüsten, die weit über die Stadt

Freiburg.

Freiburg wurde von Herzog Berthold III. erbaut. Ursprünglich war die ganze dortige Gegend an der Dreisam ein Wald; am westlichen Abhang des Rosskopfs lag der alte Ort Herdern und jenseits am Bromberg das Dorf Wühre. Aber zur Zeit Herzog Bertholds des Bärtigen erhob sich inmitten jenes weitgedehnten, wildreichen Waldes ein fürstliches Jagdschloß, auf dessen Stelle noch jetzt das älteste Haus Freiburgs gezeigt wird. In deren Nachbarschaft, in den umliegenden Bergen, wurden damals mehrere Erzgruben bearbeitet, und es fügte sich, daß die Mehrzahl der Bergknappen ihre Hütten bei dem neuen Jagdschloß errichteten, wo auch bereits einige Fischer sich niedergelassen hatten, so daß im Verlaufe noch desselben Jahrhunderts ein Dorf daraus sich bildete. Herzog Berthold II. ließ demselben eine Kirche zu Ehren des Apostels Petrus erbauen, die den Pfarrer zu Umkirch als Filial beigegeben ward. Hierauf, im Jahr 1115, entschloß sich Herzog Berthold III., dieses Dorf zu einer freien Stadt zu erheben, zu einem Gemeinwesen, treu nach dem Muster des Kölnischen. Bald kam auch dieser Entschluß zur Ausführung und von nun an erscheint allmählig die Stadt Freiburg in den Urkunden.

(Vergleiche J. Bader's „Badische Landesgeschichte“ 1c. — Dr. Heinrich Schreiber „Urkundenbuch der Stadt Freiburg“ 1c.)

Das Münster zu Freiburg.¹⁾

Wo sich am Schwarzwald Freiburg hebt,
Da ist ein Bau zu schauen,
In dem der Vornwelt Größe lebt,
Ein Schmuck den deutschen Gauen.

Sein Haupt so stolz, so wunderföhn,
Zum Lichte hoch gehoben,
Wie prangt es in der Sonne Glöhn,
Wie prangt es sternumwoben!

Wie schlingt sich freudig das Gestein,
Umarmen sich die Glieder! —
So strahlet herrlich, hell und rein,
Das teutsche Leben wieder.

Und strebt herauf durch Drang und Zeit,
Muß himmelan sich ringen,
Und schafft ein Werk der Ewigkeit,
Und läßt sich nicht bezwingen.

Die Massen schwinden, staunend blickt
Der Wanderer nach oben,
Er folgt dem Meister hochentzückt,
Kann nicht genug ihn loben.

Das ist der teutsche Geist! So fliegt
Er über Nacht und Schatten;
So hat er, was ihn hemmt, besiegt,
Und wirkt ohn' Ermatten.

So lebt er ewig neu und jung
In dem, was er geboren,
Und weiß von keiner Aenderung,
Und bleibt unverloren.

Heinrich Schreiber.

¹⁾ Der Baumeister des Freiburger Münsters ist bisher unbekannt geblieben; allein er mag in seinem großen Schüler, in Meister Erwin von Steinbach, verehrt werden, denn dieser arbeitete als Jüngling in der Steinmehenhütte zu Freiburg, wurde dort in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht und entwickelte dabei in seiner Seele wohl den Keim zu einem eigenen Werke, welches er nachmals zu Straßburg so bewunderungswürdig ausgeführt hat.

(Siehe Joseph Waber's „Badische Landesgeschichte“ S. 221.)

Der Anfang der Erbauung dieses herrlichen Denkmals läßt sich mit ziemlicher Gewißheit in die Tage Herzog Conrad's von Zähringen, (1122 — 1152) setzen, der auch gewiß sehr viel zur Beförderung dieses Unternehmens beitrug, da es vorzugsweise seinem Namen zugeschrieben wird. Wie weit aber in den Jahren seiner Regierung dieser Bau gediehen, ist jetzt nicht mehr zu bestimmen. Zwar will die Sage das Münster unter seiner Regierung angefangen und vollendet wissen, erzählt auch noch Manches von den ungeheuern Gerüsten, die weit über die Stadt

so verschwindet sie ganz und gar und du steckst mitten in Dorn-
beden.

4.

Der unterirdische Gang in das Münster.

Die alten Herzoge liebten Sicherheit und Bequemlichkeit. Darum ließen sie sich von ihrem Schloße herab einen Gang unter der Erde machen in das Münster und stiegen dann, ungesehen von dem Feinde, oder wenn es kalt war an hohen Festtagen, aus dem Hahenthurme herauf und setzten sich in ihren Chorstuhl. Rechts vom Gange liegt auch das Gewölbe, wo die uralten Münsterschätze und Münsterbriefe aufbewahrt werden, ein unermesslicher Reichthum. Da steht es geschrieben, daß Meister Erwin das Münster gebaut hat, und liegen noch seine Zeichnungen da. Der Gang ist aber vom Berge herunter verschüttet; im Münster findet man ihn bei dem Steine mit a b c. Ich weiß von einem Herrn am Münster, der lange Zeit nach diesem Steine gesucht und beinahe den Hahenthurm baufällig gemacht hat. Da hat man es ihm aber verboten, was er seinen Obern nie verzeihen konnte. Denn noch auf dem Todtbette hat er versichert, er wäre gerade daran gewesen, den rechten Stein mit dem a b c zu finden.

II. Die Stadt Freiburg betreffend.

1.

Der Brunnen mit dem Männlein.

Wie Jedermann weiß und sehen kann, ist es das alte Wahrzeichen von Freiburg:

Ein Münster ohne Dach,
Ueberall Brunnen und Bach.*)

Was aber nur ältere Leute wissen, die immer mehr aussterben, ist, daß es mit dem Brunnenmännlein eine eigene Bewandt-

*) Durch jede Straße und Gasse Freiburgs rauscht ein munteres Bächlein, und der öffentlichen Brunnen gibt es unzählige.

niß hat. Es könnens Alle finden, die durch die Straße gehen, Einheimische und Fremde, doch das ist vergeblich; denn am Tage ist das steinerne Männlein ganz unscheinbar und sieht einem andern so gleich, wie ein Ei dem Andern. Aber gehe in der heiligen Nacht, genau um zwölf Uhr hin, sage Niemanden etwas davon und halte den Athem an dich, vergiß aber nicht, einen ordentlichen Krug mitzunehmen; denn dann fließt aus dem Brunnen statt Wasser Wein, und wenn das Jahr gut wird, ein köstlicher Bierunddreißiger, und das Männlein hält eine blühende Traube in der Hand. Gib aber Acht, daß nicht Zwei zusammen kommen, denn sonst streiten sie schon in Gedanken um den Vorzug und in diesem Falle bekommt Keiner etwas.

2.

Das Männlein am Geisbrunnen.

Der Geisbrunnen auf dem Schloßberge ob Freiburg hat weit und breit das köstlichste Wasser; es trinken gar Viele davon, schon von vier Uhr am Morgen und wissen doch seinen Namen nicht. Da wird viel gelacht und geplaudert, so daß man am Ende noch weniger weiß als am Anfang. Wer aber am Geisbrunnen etwas Rechtes erfahren will, der lasse sich die Mühe nicht reuen und gehe in der Neujahrs-Mitternacht hin, so wird er ein Männlein dabei finden, das nicht viel Worte macht und doch viel andeutet. Denn, wird das Jahr gut, so hält es drei Aehren in einer Hand und drei Trauben in der andern und nicht freundlich zu; wird aber das Jahr schlecht, so macht es ein saures Gesicht und seine Hände sind leer. So kannst du immer erfahren, wie es mit dem neuen Jahre stehen wird, und das sicherer als aus dem hundertjährigen Kalender.

3.

Drei Kirchlein unter Einem Dach.

Jetzt ist es auf dem Vorettoberglein bei Freiburg still und ruhig; nur durstige Brüder erheben ihre Stimmen bisweilen

nach einem Glase Bier, vom Plaze unter den Linden oder aus dem Bruderhäuschen. Wenn du aber Schüsse hörst, unter und neben dir, so erschrick nicht, sie sprengen nur die Felsen in den Steingruben, so daß das arme Berglein bald da liegen wird, wie ein ausgenommener Karpfen oder Hecht, von dem nur noch Gräthe übrig sind. Im Schreckenkriege aber war es anders; da wurde im Ernst geschossen und gehauen, gestritten und gestürmt, daß sogar Denen in Freiburg Sehen und Hören verging. Das Blut aber floß wie ein Bach das Berglein herunter. Da mocht' es auch oben dem kaiserlichen General bange geworden seyn, als die Franzosen und Schweden gar so wüthend waren; denn er gelobte im Stillen, der Mutter Gottes drei Kirchlein unter Einem Dach bauen zu lassen, wenn sie die Feinde zurücktriebe. Und siehe da! er ward erhört. Denn andächtige Bürgerinnen von Freiburg sahen die Jungfrau Maria hoch über dem Pulverdampfe schweben und die Kugeln in ihren Mantel auffangen. Die Feinde aber wichen voll Entsetzen zurück und der General ließ später das Kirchlein so bauen, wie er es gelobt hatte.

Konrad's von Würzburg Tod. *)

(1287.)

In die stille Klosterzelle
 Blinkt der Abendsonne Licht
 Auf die schlichte Lagerstelle,
 Auf ein todtensbleich Gesicht;
 Zu dem Bruder Dom'nikaner,
 Der schon Jahre lang hier wohnt,
 Trat der strenge letzte Mahner,
 Welcher keines Alters schont.

Um den Sterbenden kniet leise
 Seiner Brüder Ordenszahl,
 Aber aus dem braunen Kreise
 Glänzt auch mancher Ritterstahl:
 Freiburgs edler Herren viele,
 Wad're Bürger noch dabei,
 Meister in dem Saitenspiele,
 Schließen auch sich an die Reih'.

Alle kamen sie, zu lauschen
Konrads letztem Athemzug;
Konrads, der so hoch einst rauschen
Ließ des Liedes Adlerflug;
Würzburgs ruhmbekränztem Sohne
Bringen sie den Scheidegruß,
Der ihn zu des Höchsten Throne
Liebend noch begleiten muß.

Doch der Lebensmüde richtet
Noch einmal das Haupt empor,
Seine Blicke, neugelichtet,
Brechen durch des Todes Flor;
Und er winket, aufzuschließen
Seiner Zelle Fensterlein,
Daß ihn voller noch umfließen
Mag der Sonne letzter Schein.

Drauß' im Blau, im wolkenlosen,
Sieht man hehr vom Dome blühn
Seiner Pyramide Rosen
In der Purpurstrahlen Glühn;
Und die ehrnen Zungen regen
Sich nun auch zu dem Choral,
Der den heiligen Abendsegen
Betet über Berg und Thal.

Durstig hangen Konrads Augen
Am verklärten Münsterbild;
Klänge scheint sein Ohr zu saugen
Aus der Engel Lustgefil'd;
Seine letzten Kräfte sammeln
Nochmal sich zu neuem Schwung,
Leisen Munds, doch ohne Stammeln
Spricht er mit Begeisterung:

„Brüder, Freunde aus der Runde!
Seyd voll Dankes mir gegrüßt,
Daß ihr mir die bittre Stunde
Noch durch euren Trost versüßt!

Euerer Gebete Schwingen
Lassen aus dem Erdenband
Leichter meinen Geist sich ringen
Zu dem ewigen Vaterland.

„Von hieniden scheid' ich gerne;
Diese kampfestrübte Zeit
Hüllt des Sängers schönste Sterne
Tiefer stets in Dunkelheit;
Alle Zügel läßt erschlaffen
Sie der blinden Leidenschaft,
Nur in Schmach noch übt die Waffen
Fürstenstand und Ritterschaft.

„Keines Ruhmes Ziele locken
Die verirrte Jugend mehr,
Zucht und Sitte flieht erschrocken
Vor der Lüfte wildem Heer;
Rohe Lieder nur noch schallen,
Wüster Späß und Becherklang,
Wo sonst in den Ritterhallen
Tönte keuscher Minnesang.

„Wo nur noch die Faust sich Recht schafft,
Da erlahmt des Harfners Hand;
Wo nur Tyrannei und Knechtschaft
Er noch sieht im Vaterland,
Wo er nirgends mehr noch Pflege
Hoffen darf für seine Kunst,
Sucht er auf dem Himmelswege
Rettung aus der Erde Dunst.

„Darum hatt' ich hier ins Kloster
Mich geflüchtet aus der Welt,
In den Port, wo sturmdurchtoß'ter
Seelenhimmel sich erhell't;
All mein irdisch Minnen streifte
Ab ich vor dem Friedensthor,
Denn in meinem Busen reifte
Heiß mein höchstes Lied empor.

„Und ich schuf die goldne Schmiede,
 Drin mein Herz mit vollster Glut
 Zu Maria's Ruhmesliede
 Hat verschmolzen all sein Gut;
 Was nur Köstliches mein Seelen-
 Schacht umschloß an Erz und Stein,
 Gold und Silber und Juwelen
 Schmiedet' ich ins Lied hinein.

„Nehmt die Pergamentesrollen
 Dort hervor aus jenem Schrank!
 So nur, Brüder, Freunde! zollen
 Kann ich euch noch meinen Dank
 Für die Liebe, die dem greisen
 Mönche stets bewahrt ihr habt;
 Wenn an dieses Liedes Weisen
 Ihr nach meinem Tod euch labt!

„Was so kühn ich jetzt gesprochen,
 Nehmt es hin als Schwanenlied;
 Mein Geräth ist morsch gebrochen,
 Selbst zusammen bricht der Schmied.
 Vor den andern Sängern neide
 Ich nur einen Einz'gen, dich,
 Walter von der Vogelweide,
 Du warst glücklicher als ich!

„Denn dein Grab ist Würzburgs Erde,
 Meiner theuern Vaterstadt,
 Und auf seinem Futterherde
 Ist sich manches Vöglein satt.
 Sey es! Auch in fremdem Grunde
 Schläft der Sänger sanft und kühl,
 Lebte er fort im Freundesmunde
 Und in seines Volks Gefühl!

„Aber euch, ihr jüngern Meister
 In dem edlen Sangespiel,
 Mögen reine, gute Geister
 Leiten an das hehrste Ziel!
 Strebt zum Lenz des höhern Lebens

Aus dem Wintersturm der Zeit;
 Baut auf Gott! und nicht vergebens
 Ringt ihr nach Unsterblichkeit!" —

Konrads Worte still verflingen
 Mit der Glocken letztem Zug,
 Mit des letzten Strahles Schwingen
 Nimmt sein Geist den Himmelsflug.
 Auf den Schatz der goldnen Schmiede
 Drücken Alle heiß den Mund:
 „Friede seiner Asche, Friede!“
 Tönt's aus jedem Herzensgrund.

M. Schlr.

*) Nach Angabe einiger Literatoren soll Konrad von Würzburg 1287 in Freiburg i. B. gestorben seyn. Auch führt ein Verzeichniß der Mönche des dortigen ehemaligen Dominikanerklosters aus jener Zeit den Namen eines Bruders Konrad aus Würzburg auf.

Berthold Schwarz.*)

Wer kennt die schöne Freiburg nicht
 Mit ihrem hehren Dome,
 Der mit ernstheiterem Gesicht
 Steht in der Zeiten Strome?
 An gläubigre Vergangenheit
 Für uns die beste Mahnung,
 Doch vorwärts blickend in die Zeit,
 Voll sorgentrüber Ahnung.

Bei seiner Glocken vollem Ton
 Umwehn mich alte Sagen;
 Vergönnts dem Sänger, euch davon
 Heut eine vorzutragen!
 Ich will zurück euch führen weit
 Ins Franziskanerkloster,
 In stiller Zellen Einsamkeit
 Und Mauern, graubemooster.

In dem Laboratorium
 Voll Tiegel und Phiolen,

Umstellt mit Büchern ringsherum,
Schürend des Herdes Kohlen,
Sitzt Bruder Berthold, eingewiegt
In grübelnde Gedanken,
Doch jeder Blick des Geistes fliegt
An allzuhohe Schranken.

Er forschet wohl mit heißem Fleiß
Nach der Natur Bekanntschaft,
Er sucht in aller Wesen Kreis
Geheime Wahlverwandtschaft;
Der Elemente herben Kampf
Zur Harmonie zu gleisen
Und, unter Qualm und Dfendampf,
Umsonst den Stein der Weisen.

Er sucht umsonst die Goldtinktur,
Es will ihm nicht gelingen
Dem Zaubermeister der Natur
Den Schlüssel abzurufen;
Er stampft im Mörser ämsiglich
Salpeter, Kohlen, Schwefel,
Und rief den Teufel gern zu sich,
Wär's nur kein solcher Frevel. —

Nun schürt die Glut er wieder frisch,
Daß alle Funken spritzen,
Und einer springt in das Gemisch
Und plötzlich jagt mit Blitzen
Die Mörserkeul' ein Donnerschlag
An des Gewölbes Decken;
Geschleudert auf den Boden lag
Der Mönch im Todesschrecken.

Und als er wieder schwankt empor,
Ist's ihm, als ob er träume,
Durch des zertheilten Rauches Flor
Schaut er in ferne Räume;
Und deutlicher stellt sich ihm dar
Ein schauerlich Gebilde:

Es drängen Krieger, Schaar auf Schaar,
Sich auf ein Schlachtgesilde.

Aus Rohrgewehren knallen sie
Sich Blitz um Blitz entgegen,
Und todesröchelnd fallen sie
Von einem Kugelregen;
Er sieht, auf Rädern hergeschafft,
Viel Mörser, deren Mündung
Spie Globen aus mit Donnerkraft
Vulkanischer Entzündung.

Wo das Geschöß hinwetterte,
Da riß es Reihen nieder,
Es lagen rings zerschmetterte
Zuckende Menschenglieder;
Es stürzten Felsenburgen ein,
Zertrümmert unter Bomben,
Die Fluren wurden Wüstenei'n,
Die Städte Catafomben.

Da schritt der Tod im Riesengang
Das Leichenfeld hinüber,
Die Sense triumphirend schwang
Nach Berthold er herüber
Und rief ihm zu: „Wie bin ich dir,
O Mönch! so sehr verbunden,
Daß du ein solches Elirix
Zu meinem Dienst erfunden!“

Und als das Bild verschwunden war,
Kniet Berthold in der Zelle:
„Als Alchymist war unsichtbar
Der Teufel mein Geselle!
In diesem Pulver war mir nah
Der Hölle schwarzer Samen;
O Gott verhüte, was ich sah!
Gib mir nicht Schuld dran, Amen!“

A. Schär.

*) Drei teutsche Städte streiten sich um die Ehre, die Heimath des Pulvererfinders zu seyn. Von Köln aber und Goslar ist wohl kaum zu

reden, da für Freiburg nicht nur die ältesten Sagen, sondern selbst urkundliche Data sprechen. Es lebte schon während des 14. Jahrhunderts die Familie Schwarz zu Freiburg, wo sie noch heute fortlebt, und selbst jener zweite Name des räthselhaften Pulvererfinders, Anflisen, war daselbst einheimisch.

(Vergleiche Joseph Baber's: „Freiburg und seine Umgebungen.“ Ein Handbuch für Reisende. Freiburg, 1838. Herder. S. 31.)

Der Fleischer von Freiburg.

In dem Jahr als man zalt von der Geburt Christi unser's Herrn 1289 um St. Jacobs Tag, do wardt die Stadt Freyburg im Breisgau beleget, von Herr Cunraten von Liechtenberg dem Bischoff zu Strassburg, undt stürmt die Stadt, do lieffen aus der Stadt heraus viel frischer Knecht und dapfere Burger, die stachen mit den Feinden, unnd als der Bischoff sein Volk im Heer anweist, do waget sich ein Burger von Freyburg, (Namens Hauri) der was ein megger, der lieff in die Feindt, unnd stach ein spies in den Bischoff, als das geschach, do zog menigstlich unnd der ganze Hauff aller gleich von dannen ab, unnd wardt der frieg geendet, als der Bischoff erstochen was.

(Aus Jacob von Königshofens Anhang zu seiner Elsäßischen Chronik: „Freyburgische Chronik.“ 1698.)

„Heute Herr von Freiburg und nimmermehr!“

Schon im Anfange des Jahres 1366 hatte Graf Egon umsonst versucht, verrätherischer Weise in die Stadt Freiburg einzudringen. Es war an Maria Verkündigung um Mitternacht, als er, wie die Chronik sagt, hauptsächlich von seiner Mutter Frau Anna von Signau, auch Herrn Mathias von Signau und Herrn Trautmann, seinem Vogte, aufgefordert, und durch Verräther unterstützt, mit Vielen des Adels zur Stadt heranschlich. Glücklicherweise aber hatte diese zuvor von dem Anschläge Nachricht erhalten, und der Graf mußte sich in seinen Erwartungen völlig getäuscht und beschämt zurückziehen.

Eine handschriftliche Chronik erzählt den ganzen Vorfall einfach, und darum nicht unwahrscheinlich, folgendermaßen:

„Es kam damals ein armer Mann um Mitternacht gen

Freiburg und klopfte freventlich an; da redete der Bürgermeister mit ihm, was er wolle? er wisse doch, daß ihm die Stadt verboten wäre. Jener antwortete, es wäre darum, daß er die frommen Herren von Freiburg warne, denn ihr Leib und Gut wäre verrathen und verkauft auf diese Nacht. Und bat den Bürgermeister, daß er ihn hereinlassen möge, er wolle ihm dann Alles entdecken. Da nahm ihn der Bürgermeister gefangen und meinte, er gehe nicht mit rechten Dingen um; aber der arme Mann sagte ihm sicheren Grund. Kommt mit mir zu St. Johannes-Thor, da sitzt Einer unter einer Weide und hat die Schlüssel zum Thor, und wenn man ihm das Wahrzeichen gibt, so öffnet er: so ist auch die Brücke bei dem obern Thor mit Dung belegt und steht ein Wagen darauf, dieselbe soll auch von den Feinden gebraucht werden. — Da sie nun an die Orte kamen und die Sachen fanden, wie er gesagt hatte, ließ der Bürgermeister an die Glocke schlagen, sammelte die Gemeinde auf dem Kirchhofe, besetzte die Thore und die Straßen außerhalb zu dem Schloß, und redete den Bürgern zu, sich ihres Leibes und Gutes tapfer zu schirmen. Das geschah zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht. Da war indessen Graf Egon mit den Seinigen so nahe zur Stadt gekommen, daß sie die Glocke hörten; dadurch aufmerksam gemacht, frug er, „was dieß für ein Geläute wäre?“ Ihm erwiederte man: „es ist die Wartglocke;“ als er aber aufmerksamer hörte und das Geläute erkannte, rief er entsetzt aus: „O weh, heute Herr zu Freiburg und nimmermehr!“ Nichts desto weniger rückten sie fort mit dem Zuge gegen die Stadt; aber da sie merkten, daß sie ihren Willen nicht ausführen konnten und auch in das Schloß nicht kommen mochten, fehrtten sie wieder von dannen und verbrannten den Mönchshof, der zu dieser Zeit mit vier Priestern von Thennenbach besetzt war, und gleich vor dem Mönchsthore lag.“*)

Die Sage erweitert diese Erzählung noch dadurch, daß sie beifügt, der Anzeiger hätte die Verräther und den Grafen in der Schenke zu Lehen, wo er unbemerkt hinter dem Ofen gelegen, belauscht; auch sei der Thurmwächter mit in den Verrath

*) Jetzt steht eine Cichorienfabrik an jener Stelle, die aber auch noch häufig im gemeinen Leben den Namen des Thennenbacher Hofes fortführt.

verflochten gewesen, indem er den Auftrag gehabt habe, durch eine Fackel den verschiedenen Abtheilungen ein gleichzeitiges Angriffsszeichen zu geben. Deswegen dürfe seither weder Feuer noch Licht auf dem Thurme mehr unterhalten werden. Ohne in diese gerade nicht wesentlichen Zusätze weiter eingehen zu wollen, genügt es wohl, noch nachträglich zu bemerken, daß seit dieser Zeit lange Jahre hindurch, immer auf dem Münsterthurme zur Mitternachtzeit das sogenannte Gräuselhorn geblasen wurde. Von diesem Augenblicke an wurde auch die Erbitterung immer heftiger, die Bürger fingen an, dem Grafen die Burg aus drei Lagern zu beschießen; vom Graben bei Allerheiligen*) vor dem Diebsthore, von dem Münsterplaze bei dem Ritter und von der Oberlinde bei den Augustinern. Schon Mitte Mai's war das Schloß in Schutt verwandelt, „die schönste Beste,“ fügt Tschudi (I. Thl. S. 464) bei, „die im teutschen Lande war.“ Siegestrunken zogen nun die Bürger hinaus vor das Schloß zum Wiger oder Weiher,**) und gewannen auch dieses.

Dr. Heinrich Schreiber.

Der böse Pfennig.

Als die Landstände des Breisgau's zur Tilgung der Landesschulden ein neues Umgeld vom Weine (nämlich einen Pfennig von der Maas) zu erheben beschlossen hatten, fand die Einführung dieser Abgabe, an vielen Orten, namentlich auch in Freiburg, nicht wenig Widerstand von Seiten der Wirthhe, die von dem „bösen Pfennig“ (so nannten sie die neue Auflage) nichts wissen wollten. Endlich, als kein Weigern half und der erste Verfalltag erschien, fanden sich die Wirthhe mit ihrem Betreffniß und dem Vermelden ein: „da sey der böse Pfennig!“ Man zählte nach: an der Summe fehlte zwar nichts, allein — sie bestand aus lauter abgewürdigter Münze.

Julius Leichtlin.

*) Hier ist das alte Kloster dieses Namens gemeint, das in der Neuenburg oder Johanner-Vorstadt in der Nähe des heutigen Christophs-Thores stand, und zugleich mit dieser Vorstadt zerstört wurde; das spätere Kloster Allerheiligen wurde bekanntlich in die sogenannte Pfaffengasse verlegt, und ist nun zur evangelischen Stadtpfarrkirche umgewandelt.

**) Bei Emmendingen; es gehörte einem Zweige der Familie Schnewlin, der von ihm seinen Namen führte, Schnewlin zum Wiger.

Die Todtenglocke.

In Freiburg wüthete einst eine pestartige Krankheit so fürchterlich, und der Opfer dieser Seuche wurden täglich so Viele, daß die Todtenglocken, besonders die zu St. Nikolai in der Neuenburg, nur in kurzen Zwischenräumen schwiegen. Dies fiel den Bewohnern eines benachbarten Klosters so beschwerlich, daß sie bei dem Stadtrathe Klage darob erhuben und um Einstellung des unaufhörlichen Läutens baten. Man beschloß, zuvor die Kirchenpfleger zu hören und diese erklärten: „Sie müßten sich höchlich darob wundern, daß Herren, welche der Welt entsagt hätten, so sehr über den Klang der Todtenglocken erschrecken könnten.“

Julius Leichtlin.

Der Fliegenwedel.

In Freiburg gab es in früheren Zeiten kein Gewerbe, das seine Arbeiter so reichlich nährte und dem Stadtsäckel so große Summen einbrachte, aber auch den Vätern der Stadt so viel zu schaffen machte, als die Zunft der Granatenbohrer und Polierer. Diese Zunft war lange Zeit die reichste und angesehenste. Es konnte nicht fehlen: Ein gemüthlicher Leichtsinne und üppige Lebenslust mußte sich der Gesellen bemeistern, und der Neckereien gegen andere Leute wurden so vielerlei, daß im Frevelregister die Namen der Bohrer und Polierer die Hauptrolle spielten. Es ist sogar Thatsache, daß sich die Zunftmeister der Granaten-Polierer aus billiger Rücksicht zu einem Beitrage zur Erweiterung des Blochhauses freiwillig erbieten.

In ausgelassenen munteren Streichen zeichnete sich aber durch Erfindungsgabe kein Geselle mehr aus, als ein junger Mann, der wegen seiner schlanken, hohen Gestalt gemeinhin „der lange Balierer“ (Polierer) hieß. Die Zielscheibe seines Witzes und seiner Neckereien war vornehmlich ein kleines schwarzes Männchen, das man um seines aufbrausenden, aber feigen Benehmens willen, mit dem Spitznamen „Mücke“ (Mücke) beehrt hatte. Diesem Vielgeneckten ging endlich die Geduld aus und er klagte. Der Stadtrath lud den Beklagten vor Gericht,

mit der Auflage: „zu standhafter Vertheidigung gerüstet und ohne Fehlen zu erscheinen.“ — Es bedurfte jedoch wiederholter Ladung, bis er gehorchte. Endlich erschien er und zwar bewaffnet; womit? — Mit einem Mückenwadel! . . . Der ganze Ernst der Richter löste sich in ein unwiderstehliches Gelächter.

Julius Leichtlin.

(Siehe „Freiburger Wochen- und Unterhaltungsblatt.“ Jahrg. 1823. S. 303.)

Hans Steutlinger.

Was wollen wir singen und heben an?
Von einem Hans Steutlinger;
Hat aus dem Adel geheurathet,
Hat geheurath eine adliche Frau.

„Ei Knechte, lieber Knechte mein,
Sattle mir und dir zwei Pferd,
Gen Freiburg wollen wir reiten,
Gen Dffenburg haben wir guten Weg.“

Und da ich in Freiburg eine*) kam,
Für's jungen Herrn Friedrich sein Haus,
Da schaute der junge Herr Friedrich
Zum oberen Fenster heraus.

„Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,
Kommt zu mir jetzt herein;
Steigt ab von Eurem Sattel,
Helst essen die wildesten Schwein!“

„Vom Sattel will ich wohl steigen,
Will treten auch zu Euch hinein,
Wenn Ihr mir wollet verheissen,
Daß ich kein Gefangner mehr sey.“ —

Sie gaben dem Hans Steutlinger gute Wort,
Bis sie ihn brachten oben an Tisch:
„Ei is' und trink, Hans Steutlinger,
Dein Leben wird nimmermehr frisch!“

*) hinein.

„Wie kann ich essen und trinken,
Wie kann ich nur fröhlich seyn?
Mein Herz möcht' mir versinken
Beim Meth und beim köhlestn Wein.“

„Hans Steutlinger, wem vermacht Ihr Euer Weib?“
„Ich vermach sie dem lieben Herrn Friederich;
Dem vermach' ich ihren untreuen Leib,
Der sieht sie viel lieber noch als ich.“

„Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,
Wem vermacht Ihr Eure Kind'?“
„Ich vermach sie dem lieben Gott selber,
Der weiß am besten, wem sie sind.“

„Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,
Wem vermachtet Ihr Euer Gut?“
„Ich vermach's den armen Leuten,
Die Reichen haben selber genug.“

(Aus „Des Knaben Wunderhorn“ 1. Band S. 173.)

Das Nonnenbild am Freiburger Münsterchor.

Als Luthers Lehre lobesam
In Freiburg Anhang auch bekam,

In einem Frauenkloster dort,
Verbreitet sich gar bald das Wort:

Daß allen Nonnen, welche fein
Mit Zähnen noch versehen sey'n,

's Heurathen jetzt gestattet sey.
Das war ein Jubel durch die Reih'!

Und heisa, aus der Nonnen Chor
Die Allerälteste springt hervor,

Ein Ausbund aller Häßlichkeit,
Den Mund aufsperrend weit und breit,

Und ruft, indem sie zeigt hinein:
„Meint ihr, mich werde Keiner frei'n?

„Gar irre seyd ihr, wenn ihr glaubt,
Ich sey der Zähne ganz beraubt;

„Noch hab' ich einen Stumpfen hier!
Und heuren will ich, wie auch ihr!“

Die Schwestern unter Lachen dann:
„Heil deinem künftigen Ehemann!“ —

Am Münsterchor, in Stein gehau'n,
Ist dort zum Spott ihr Bild zu schau'n.

Von einem Fragenkreis umringt,
Aus deren Rachen Wasser springt,

Steht sie, das Maul weit aufgethan,
Und deutet auf den Rest von Zahn.

M. Scholz.

(Siehe Mone's „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1839. S. 535.)

Jesuitentheater zu Freiburg.

Mit dem Eintritte der Jesuiten in die Stadt und bei der Hochschule (1620) begann ein neuer Zeitraum für das Freiburger Schauspiel. Neben der Volksbühne auf dem Münsterplatz, die man hinfort der Menge überließ, erhob sich im Hofe der Jesuiten eine neue Gattung von Theater, das schulgerecht, gelahrt und auf Stelzen einherschreitend, auf die höheren Klassen der Einwohner berechnet war. Während fast alle Musen unter dem Gerassel der Waffen verstumten, erhielt doch Thalia ihren Tempel noch aufrecht. Geräthschaften und Gerüst aller Art wurde schon 1633 in Menge angeschafft; — ein Umstand, der, bei der damaligen Besetzung der Stadt durch die Schweden, einen lächerlichen Auftritt veranlaßte.

Da man nemlich im Deutschordens-Hause einen Vorrath von Gewehren und Säbeln entdeckt hatte, so erachteten es die feindlichen Kriegsherren für nothwendig, auch die Häuser der übrigen Ordensleute und insbesondere (auf Anstiften der Je-

suitenfeinde) das Collegium einer Durchsuchung zu unterwerfen. Unversehens erscheint also der Hauptmann Beil mit etwa 20 Musketiren im Jesuitencollegium, durchspäht sorgfältig alle Gemächer, Zellen und Schlupfwinkel desselben und findet endlich — Waffen in großer Menge; aber was für! Pappendeckelne Panzer, Schilde und Helme und hölzerne Lanzen und Schwerter, alle zu nichts anderem tauglich, als zum Theatergebrauch. Dennoch hatten sie den Jesuitenfeinden Stoff zur Verläumdung gegeben. Diesen spielte nun der Hauptmann einen Streich. Er eilte zum Obersten und rief: „Waffen, Waffen hab' ich gefunden bei den Jesuiten, und zwar einen solchen Vorrath, daß ihn wegzuführen, wohl zwei große Wagen erfordern wird.“ Da hierauf der Kriegsoberste zu wüthen und zu drohen anfang und die Reider schon frohlockten, trat der Hauptmann mit dem wahren Sachverhalte hervor und verwandelte so den Zorn des Obersten in ein schallendes Gelächter.

Julius Reichlin.

(Siehe „Freiburger Wochenblatt“ 1827. S. 134.)

Die Gebeine des heiligen Alexander.

Die Gebeine dieses Heiligen, des Schutzpatrons der Stadt Freiburg, die in einem besonderen Sarge in einer eigenen Seitenkapelle des Münsters ruhen, wurden im Jahre 1650, als Papst Innocentius X. das dreizehnte Jubeljahr feierte, von Rom hierhergebracht. Die hoch erfreute Stadt ließ dieselben auf's Köstlichste fassen. 40,000 Perlen und 20,000 Granaten sollen nebst acht Pfund reinen Goldes hiezu verwendet worden seyn. Auch sieht man an den Fingern des Heiligen schätzenswerthe geschnittene alte Steine als spätere Geschenke. *)

*) Diese Reliquien wurden von einem Freiburger Bürger, Georg Schächtelin, von Rom bis in seine Vaterstadt auf seinem Rücken getragen. Zum Andenken dessen las man früher auf einer Denktafel an der St. Alexanders Kapelle:

„Im tausend siebenhundert Jahr,
Und achte noch darneben,
Zugleich der zwölfte Aprillen war,
Da schloß den Lauf das Leben,
Georg Schächtelin, der beständig Rath,

Von acht und achtzig Jahren,
 Wohlweis, fürsichtig in der That,
 Herzhaft in allen Gefahren.
 Er wurde vor der Kapellen hier
 Zur Dankbarkeit begraben,
 Den Leib St. Alexander wir
 Durch ihn empfangen haben.
 Auch aller Bünsten heil'ge Gebein,
 Vor fünfzig Jahr zu sagen,
 Hat er auf'm Rücken ganz allein
 Von Rom heraus getragen. u. s. w.

(Siehe Dr. Heinrich Schreiber's „Geschichte und Beschreibung des Freiburger Münsters.“ Freiburg, 1820. Herder.)

Freiherr von Fahrenberg.

Freiburg blickt mit Dank auf das Geschlecht der Fahrenberg. Als Marschall Villars die Stadt belagerte und die Franzosen zum Sturme heranrückten, zog sich der Oesterreichische Feldherr v. Harsch in die Schlösser und überließ die Einwohner einer greulichen Verwirrung, ohne eine Unterhandlung zur Abwehrung des Sturmes zu pflegen. Auch die bei Sickingen versammelten hohen Herrn zerstreuten sich, ohne Maßregeln zur Rettung zu treffen. Die Bürger flohen beim Donner der Schwergeschütze schaarenweise aus ihren Häusern in die Kirche, um da beim Klange der heiligen Glocken an den Altären Schutz zu suchen. Sogar im gewaltigen Münster war kaum noch ein Raum am Hochaltar für den Priester und die Leviten übrig. Nur ein einziger Mann, der Stadtschreiber Doctor Franz Ferdinand Mayer, verlor in dieser allgemeinen Bestürzung die Besonnenheit nicht. Da er sah, daß von Seiten der Behörde, weder von Feldhauptmann noch von den Landesständen, ein Beschluß zur Rettung vor der Verwüstung erwartet werden könne, nahm er noch einen muthigen Bürger, nämlich den Bildhauer Norbert Wüst zu sich, und eilte mit ihm in den Rathshof, um zwei dort befindliche (kurz zuvor, trotz vielseitigen Abrathens, gefertigte) weiße Fahnen zu ergreifen. Da die wackern Männer nicht durch das stark verrammelte Thor dringen konnten, stellten sie sich mit den hoch geschwungenen Fahnen auf den Riß der Mauer,

hielten unerschrocken das Kleingewehrfeuer der Belagerer aus, drangen bis zum Feldehrrn der Feinde, und erwirkten durch ihre Beredtsamkeit, daß Mayer als Geisel behalten und Wüst als Bote zurück zu den Behörden gesandt wurde, damit die Freiherren von Sickingen, Rageneß und Wittenbach sich in's Hauptlager aufmachten und durch einen Fußfall Gnade und Schonung für die Stadt erflehten, was ihnen auch gewährt wurde. Wer vermöchte den Jubel der Einwohner zu schildern, da sie sich nun wirklich von den Greueln der Verwüstung und Plünderung gerettet sahen? Tausend Segenswünsche begrüßten den zurückkehrenden, heldenmüthigen Doctor und Stadtschreiber, welcher um dieser schönen That willen sogleich mit dem Rechte eines Ehrenbürgers von Freiburg beschenkt, später in den Ritterstand erhoben und Stammvater der noch jetzt blühenden Familie der Freiherren von F a h n e n b e r g wurde.

Julius Schneller.

(Siehe „Freiburger Wochenblätter“ 1836.)

Sanct Loretto.

Diese Kapelle verdankt ihre Gründung einer tapferen That, aus den Tagen des dreißigjährigen Krieges. Der Bayerische General M e r c y hatte im Juli 1644 die Stadt Freiburg den Franzosen entrissen und mit seinen Truppen besetzt, als im folgenden Monat Condé und Türenne mit überlegener Macht erschienen, um sich des Plazes wieder zu bemächtigen. Ihr Angriff geschah auf die fliegenden Verschanzungen am Schinberg und Josepfsberglein, nach deren Wegnahme die Stadt verloren gewesen wäre. Sie fanden aber einen unerwarteten Widerstand. Vergebens donnerte Tü r e n n e sein furchtbares „encore mille!“ M e r c y hielt Stand und der stolze Feind sah sich genöthigt, ein Schlachtfeld zu verlassen, wo er bereits sein ganzes Fußvolk eingebüßt. Zum Andenken dieses ruhmvollen Tages stifteten die Freiburger die St. Lorettokapelle, deren Vermögen dem Münster zugetheilt wurde.

Beinahe im nämlichen Monat, hundert Jahre später, erlitt Freiburg die letzte französische Belagerung, welcher König Ludwig XV. selbst be wohnte. Von St. Loretto aus pflegte er die Arbeiter zu beobachten, wobei es eines Tages geschah, daß von den Batterien der Stadt eine Kanonenkugel auf ihn abgeschossen wurde, die dicht über seinem Haupte über dem Eingang der Kapelle in die Mauer schlug, wo sie noch zu sehen ist.

(Siehe Joseph Bader's: „Das Breisgauische Freiburg und seine Umgebungen.“ Freiburg, 1838. Herder.)

Der Kanonier von Freiburg.

(1744.)

Breisach, „des teutschen Reiches Rissen,“
War längst des Kaisers Macht entrissen.

Des Königs Heer mit Schall und Klang,
Vor Freiburg steht's am Bergeshang.

Fern blinkt des Generalstabs Rüstung
Von des Lorettohügels Brüstung.

„Vive Louis quinze!“ — Er tritt herfür
Aus der Kapelle Gnadenthür;

Recognoscirt auf ihrer Schwelle
Die Dreisamstadt und ihre Wälle.

Vom Schloßberg späht Artillerie,
Des Königs Stab erkannte sie.

Ist's nicht sein Federbusch, der bunte?
Schnell greift ein Kanonier zur Lunte:

„Habt Acht, dem wälschen Königlein
Soll einmal teutsch gepfiffen seyn!“

Ha, Blitz und Schlag! drei Spannen Maß
Ob seinem Haupt die Kugel saß.

Noch steckt der Eisenball zur Stelle
Dicht ob dem Pfortlein der Kapelle.

Der König flucht, als von der Wand
Ihm Mörtel fällt auf Kopf und Hand.

Er winkt, aus zwanzig Feuerschlünden
Die Antwort ihnen haß zu künden.

Der Stadt entbeut er dann zum Gruß
Noch den Bescheid auf solchen Schuß:

„Sollt fürder euch mein Haupt bekümmern,
Schieß' ich das Münster euch in Trümmern!

„Ma foi! ein Ziel voll Majestät,
Die höher wohl als meine steht!“ —

Vom Schloßberg schwiegen die Kanonen.
Solch' einen Tempel muß man schonen!

Ignaz Sub.

Günthersthal.

Günthersthal trägt den Namen seines ersten Gründers. Links über dem Dorfe, hoch auf dem steilen Rücken des sogenannten Bronnberges, sieht man noch den einsamen Felsen, welcher einst der Grundstein der Ribburg gewesen. Dort wohnte Herr Günther, in wehmüthigen Gedanken über das nahe Erlöschen seines Stammes, da ihm der Himmel das Geschenk eines Sohnes versagt hatte. Um nun dennoch der Nachwelt eine Erinnerung zu hinterlassen, stiftete der Ritter unten am Thalbach für seine Tochter und ihre Freundinnen ein Gotteshaus, welches hernach der Abt von Thennenbach, der Nefte des letzten Herzogs von Zähringen, eingerichtet hat. Die gottgeweihten Jungfrauen fanden aber die Nachbarschaft des weltlichen Getriebes einer aufblühenden Stadt zu gefährlich für ihre Gemüthsruhe und zogen sich tiefer in die Abgeschiedenheit des Gebirges nach Oberried, am Fuße des Feldbergs. Doch war die Natur dieses Thales viel zu farg und rauh, und die zarten Nonnen kehrten gerne zurück an den Ort ihrer ersten Stiftung.*). Lange Jahrhunderte blühte das Gotteshaus zu Günthersthal in genügendem Flore äußeren Glückes. Die Vorsteherin war zur

Zeit der Säkularisation eine gefürstete Aebtissin. Das Klostergebäude aber wurde damals von den Herren von Herrmann zu einer Baumwollenspinnerei angekauft, und später, nach einer großen Feuersbrunst, in eine Bierbrauerei verwandelt.

*) Wo sich ihre Nachfolgerinnen, trotz mancherlei Gefahren, und trotz jenes schrecklichen Tages, da ein Wolkenbruch das ganze Thal überschwemmte, und nicht nur die Lebenden aus dem Kloster vertrieb, sondern selbst die Grabsteine aufriß und die Gebeine der Todten fortshawemmte, so wohl befanden, und namentlich die Nachbarschaft der muntern Freiburg so lieb gewannen, daß sie schwerlich mehr auf irgend einen Austausch eingegangen wären.

(Siehe Jos. Wader's „Freiburg und seine Umgebungen.“ Freiburg, 1838. Herder.)

St. Ottilien.

Ottília, die Tochter des Elsäßischen Herzogs Attich, war im Kloster zu Mayenfeld erzogen worden und hatte frühe schon in ihrem Herzen gelobt, den Schleier zu nehmen. Als sie einst aus ihrem Kloster an das Hoflager ihres Vaters zum Besuche kam, ward Alles von ihrer Schönheit und Geisteshöhe bezaubert. Bald fanden sich Fürsten und Grafen genug ein, die um ihre Hand warben, darunter auch ein reicher Allemanne, der sich bei dem Herzog so sehr in Gunst zu schmeicheln gewußt hatte, daß dieser darauf bestand, seine Tochter solle dem Klosterleben entsagen und dem stattlichen Freier ihr Jawort geben. Ottilie aber hielt fest an ihrem Gelübde und da ihr Vater immer dringender wurde und sie keinen andern Ausweg mehr sah, beschloß sie, die Flucht zu ergreifen. Sie entledigte sich ihrer kostbaren Gewänder, hüllte sich in ein ärmliches Pilgerkleid und gelangte solcherweise glücklich an den Rhein, wo ein Schiffer sie alsbald an das andere Ufer brachte. Ihre Flucht blieb nicht lange verborgen, und der Herzog sandte seine Leute nach allen Richtungen aus, die Ungehorsame aufzusuchen. Er selbst durchstreifte die ganze Gegend und schlug endlich zufällig denselben Weg ein, den die Flüchtige genommen. Der Fährmann, welcher sie übergeschifft, beschrieb ihm ihr Aeußeres so genau, daß ihm kein Zweifel mehr darüber blieb und er sich und sein Gefolge unverzüglich an's andere Ufer übersetzen ließ.

Ottilie hatte bereits die Hälfte eines Berges erstiegen, der im Eingange der Schwarzwaldes lag und von welchem aus man das Rheinthäl überschauen konnte. Ermattet von der ausgestandenen Angst und der ungewohnten weiten Wanderung, setzte sie sich auf ein Felsenstück und flehte zum Himmel, ihre Kräfte nicht ganz schwinden und sie einen sichern Zufluchtsort entdecken zu lassen. Kaum hatte sie eine Weile so gebetet, als sie ein Geräusch im nahen Walde vernahm. Ein Trupp Reiter kam den Berg herauf und bald erkannte sie die Farben ihres Vaters. Sie sprang auf und eilte dem Dickicht der Höhe zu, um sich dort wo möglich zu verbergen. Im Anfange ließ die Furcht ihren Schritten frische Flügel, doch bald erschlafften ihre Sehnen wieder und sie war nahe daran, erschöpft zusammen zu sinken. Nur ein Fels, um den sich der Pfad schlängelte, verbarg sie noch den Blicken ihrer Verfolger. Zitternd breitete Ottilie ihre Arme nach dem Himmel und flehte zur Mutter Gottes um Rettung aus dieser Noth. Siehe, da that sich plötzlich die Wand des Felsens von einander, Ottilie stürzte sich hinein und sogleich war er hinter ihr wieder geschlossen.

Drinne vernahm sie deutlich das Getrappel der Rösse und die Stimme ihres Vaters, der sie mit schmerzlichem Tone beim Namen rief. „Es ist umsonst, mein Vater!“ — antwortete Ottilie und mit Bestürzung hörte Atich die Stimme seiner Tochter aus dem gediegenen Fels erklingen.

Da ging der Herzog reuevoll in sich, als er sah, daß der Himmel selbst Ottilien vor ihm so wunderbar in Schutz genommen habe und er schwur, das Gelübde seines Kindes zu ehren und hier eine Kapelle zu erbauen.

Kaum war dies in seinem Innern beschlossen, so öffnete sich der Felsen wieder, Ottilie trat hervor, strahlend von überirdischem Glanze und sank an die Brust ihres weinenden Vaters.

Der Fels blieb aber offen von dieser Stunde an und in der Höhle, welche Ottilien geborgen, entsprang ein kristallklarer frischer Quell, der mit Heilkraft begabt war für franke Augen. Ottilie kehrte mit ihrem Vater in das Elsaß zurück, wo er bei Hohenburg ein Kloster bauen ließ, in welchem sie den Rest ihres Lebens unter gottseligen Uebungen zubachte.

Mons Schreiber.

(Siehe Dessen: „Sagen aus den Rheingegenden“ 2c.)

O t t i l i e.

(Andere Version.)

Im Elsaß wohnt ein Grafe, von H o h e n b u r g genannt,
Durch Macht und großen Reichthum im ganzen Land bekannt;
Er hatte, was er mochte, Schlösser, Wälder, Knappen und Roß,
Auch eine schöne Hausfrau hat er auf seinem Schloß.

Er hätte selbst nichts wünschen mögen zu seinem Glück,
Es fehlte zu dem Allem ihm nur ein einzig Stück,
Doch daß kein Kind er hatte, daß war sein Kummer groß;
Wem sollt' er hinterlassen seinen Reichthum und sein Schloß?

Und als um Ehesegen er nun zehn lange Jahr
Dem Himmel angelegen, wollt' er verzweifeln gar;
Da ward ihm nachgeboren im eilften Jahr ein Kind;
Die Lust war halb verloren, denn von Geburt war's blind.

Es wuchs und wurde größer, so konnt' es leider nicht
Des Vaters Burgen und Schlösser sehn mit dem Augenlicht.
Es ward nach des Vaters Willen genannt Ottilie,
Da erwuchs es fromm im Stillen, wie eine Lilie.

Wie eine blühende Lilie, die Jeden, der sie schaut,
Erfreut und ihm gemahnet wie eine Gottesbraut,
Die mit ihren blinden Augen des Himmels reinstes Licht
Doch wohl in sich kann saugen, daß ihr kein Glück gebricht.

Da hatte doch der Vater nur diesen Wunsch allein,
Daß sehend möchte werden sein blindes Mägdelein;
Wenn sie das Licht des Tages mit Augen sollte sehn,
Er dachte, daß er zufrieden dann wollt' zu Grabe gehn.

Da ward zuletzt von Wünschen des Kindes Herz geschwellt,
Daß sie mit ihren Augen sehn dürfe diese Welt, —
Von der all' ihre Lieben bei Tag und auch bei Nacht
So wundervoll beschrieben alle die sichtbare Pracht.

Und als das Kind Ottilie ward vierzehn Jahre alt
Und kam zur vollen Blüthe jüngfräulicher Gestalt,
Ward ihr der Wunsch erfüllet, das Wunderwerk geschah,
Daß sie vor sich enthüllet das Licht des Tages sah.

Sie sahe mit den Augen nun diese schöne Welt,
Die man der Blinden hatte so reizend vorgestellt;
Sie sah auch ihren Vater, seinen Reichthum und sein Schloß;
Seine Freude darüber war über die Maßen groß.

Doch ihre eigne Freude war an dem Allen klein;
Sie kehrte ihre Blicke erst recht in sich hinein,
Oder kehrte sie aufwärts zu des Himmels Zelt,
Sie ließ nicht einen Haften an aller dieser schönen Welt.

Der Vater aber machte nun seine Plane gleich;
All auf und nieder dachte er hin durchs ganze Reich,
Wen er sollt' als Eidam führen in sein Haus;
Den Allerreichsten und Edelsten sucht' er dazu sich aus.

Und als sie eines Abends von ihrem Gebete kam,
Sprach er zu ihr: „Erlesen ist dir ein Bräutigam.
Du sollst, ihn zu empfangen, dich rüsten und schicken fein;
Denn morgen mit dem Frühesten soll deine Hochzeit seyn.“

Wie sehr erschrock die Jungfrau, da sie das Wort vernahm!
Sie sprach bestürzt: „Ich habe schon einen Bräutigam,
Und will, bei meinem Heile! stets haben diesen nur.“
Da that der zürnende Vater einen unerhörten Schwur.

Anblickt' er seine Tochter mit Augen voller Zorn;
Da stach so recht die Sanfte durchs Herz ein scharfer Dorn.
Sie wünschte, daß sie doch lieber geblieben wäre blind,
Als daß so seinen Vater sollte zürnen sehn ein Kind.

Sie floh in ihre Kammer vor ihres Vaters Zorn,
Und weinte aus den Augen von Thränen einen Born,
Sie sprach: „O weh des Wunsches, daß ihn mir Gott verlieh;
So lang ich blind gewesen, hab' ich geweinet nie.“

Die Sterne Gottes schauten mild in der Jungfrau Jammer,
Es war, als ob sie riefen: Komm aus der dunklen Kammer! —
Sie schritt in tiefem Schweigen der Nacht aus dem Gemach,
Sie wußte nicht, wohin sie ging, sie ging nur den Sternen nach.

Und als der helle Morgen auf Hohenburg nun kam,
Die Braut war fern gekorgen vorm neuen Brautigam.

Er kam auf hohem Roffe geritten im Morgenlicht;
Da war im ganzen Schlosse die Jungfrau zu finden nicht.

Dem Vater und dem Bräutigam wards allen Beiden jach;
Sie ritten mit klirrenden Sporen der entwichenen Jungfrau nach.
Hinzu nach der Stadt Freiburg in Breisgau den Weg sie nahmen;
Sie fanden sie da nirgends, wo sie vorüber kamen.

Und als der Tag sich neigte, wollten sie, um zu sehn,
Noch einen Berg aufreiten, und dann zur Herberg gehn.
Da sahen sie auf dem Berge, hoch oben im Sonnenlicht,
Stehn die Jungfrau Ottilie mit verklärtem Angesicht.

Sie hielten eine Weile und wagten nicht zu nahn;
Dann sprengten sie die Steile des Berges rasch hinan.
Die Jungfrau Ottilie sah sie herreiten nicht;
Ob ihr die Augen blendete das Abendsonnenlicht?

Oder ob es thaten die Thränen, die ihr flossen?
Sie merkt' es nicht, bis sie nahten mit ihren lauten Roffen.
Da erkannte sie plötzlich, wie nah die Gefahr ihr sei,
Und that empor zum Himmel einen hülferufenden Schrei.

Der Himmel kam zu Hülfe seiner erwählten Braut;
Vom Vater und vom Bräutigam ward das Wunder geschaut.
Sie schreckten auf ihren Roffen rückwärts um einen Schritt,
Als sich aufthat der Boden und sie sanft hinunter glitt.

Die Erde, da sie also hatt' in ein schützend Grab
Die Jungfrau da geborgen, sich wieder zusammen gab,
Daß auf derselbigen Stelle blieb keine weitere Spur,
Als eine klare Quelle floss aus einer Spalte nur.

Die Quelle fließt noch heute, und ist im Lande bekannt;
Es ist auch der Ottilienberg derselbige Ort genannt.
Es soll für schwache Augen Stärkung die Quell' ertheilen;
Man sagt, sie solle taugen, die Blindheit gar zu heilen.

Es stammt die Quell' aus Thränen solch einer Jungfrau ja,
Die selber blind gewesen, und dann das Tageslicht sah.
Zu ihrem eignen Glücke hat sie es nicht gesehen;
Wir wünschen, daß es Andern möge zum Glück geschehn.

Friedrich Rückert.

St. Ottilien.

In eurem Schatten ist mir wieder leicht,
 Ihr meiner Kindheit schon vertrauten Bäume!
 Frisch leb' ich auf und manche Sorge weicht,
 Betret' ich wieder diese stillen Räume;
 Ich sitze wieder auf der alten Bank,
 Vor mir die Schale Milch zum Morgentranke,
 Und meinem innern Blick vorüber gleiten
 Des träumerischen Knaben schönste Zeiten.

Das Glöcklein läutet aus der Waldkapell'
 Zum Himmelsfrieden aus dem Weltgewühle,
 Und nieder steig' ich zu dem Wunderquell
 In des umgitterten Gewölbes Kühle;
 Da wird die alte Zeit mir offenbar,
 Ich wasche mir die Augen wieder klar,
 Zurückversetzt bin ich in ferne Tage,
 Lebendig wird mir dieser Berge Sage.

Fort ist jedwede Spur von Menschenhand;
 Das Kirchlein ist, die Quelle mir verschwunden,
 Nichts seh' ich mehr, als eine Felsenwand,
 Ringsum nur Wald, dicht von Gesträuch durchwunden
 Ich höre keinen Laut, als nur ganz weit
 Den Schlag der Drossel durch die Einsamkeit,
 Sonst überall ein feierliches Schweigen, —
 Da rauscht's und knistert's plötzlich in den Zweigen;

Und eine holde Jungfrau stürzt hervor,
 Scheu wie ein Reh und bleich wie eine Lilie,
 Und knieend schreit zum Himmel sie empor:
 „O Mutter Gottes, rett', o rett' Ottilie!
 Dicht hinter mir sind die Verfolger her,
 Die wunden Füße tragen mich nicht mehr;
 O rette mich vor dem verhassten Freier
 Und hülle gnädig mich in deinen Schleier!“

So ruft sie kaum, als aus des Waldes Grund
 Wildjubilend Ritter mit Gefolge bringen;

„Hier ist sie!“ ruft es roh von Mund zu Mund,
 „Das scheue Bräutchen kann nicht mehr entspringen!“
 Und fassen will sie schon der wilde Hauf,
 Ein Donnerschlag — da springt die Felswand auf,
 Ottilie fliegt hinein, und wie zum Spotte
 Schließt sich der Felsen wieder vor der Rotte.

Und an dem Orte, wo die Wand sich schloß,
 Entspringt dem Felsen murmelnd eine Quelle;
 Die Männer schrei'n: „Des Herren Macht ist groß!“
 Und fallen betend nieder an der Stelle.
 Ein Jeder wäscht die trüben Augen klar,
 Und fühlt sich umgewandelt wunderbar;
 Bald ist der Quell gefast, der Platz gelichtet,
 Und ein Altar der Heiligen errichtet. —

So zog vorbei die alte Zeit an mir
 Und strahlte durch die Träume meiner Kindheit,
 Wohl mancher Pilger wusch die Augen hier,
 Und heilte sich damit von seiner Blindheit; *)
 Dem echten Glauben wird der Blick erhellt,
 Er sieht das Licht in dunkler Sagenwelt
 Und geht im Wald, auf dichtverwachsenen Wegen
 Dem morgenrothen Gipfel froh entgegen.

A. Schär.

(Die Ottilien-Sage ist noch von Mehreren bearbeitet, u. A. von R. Simrod,
 Benedicte Raubert und Adolf Stöber. Siehe des Letzteren „Gebichte.“
 Hannover, 1845. Hahn.)

Der Venusberg bei Ufhausen.*)

Oben auf der auf dem Schinberge bei Ufhausen, eine
 Stunde von Freiburg gelegenen Schnewburg lebte in alter
 Zeit ein Ritter, der Jahre lang viele und große Verbrechen
 beging und in Leppigkeit und wilder Sinnenlust seine Tage
 und Nächte verschwelgte. Endlich wachte sein Gewissen aus
 dem Traume auf und er nahm sich vor, einen andern Lebens-
 wandel zu führen; da ihn aber kein einheimischer Priester
 von seinen Sünden lossprechen wollte, so pilgerte er nach Rom,

*) Dieser Quelle wird eine augenheilende Kraft zugeschrieben.

um von dem Papste selbst die Absolution zu erlangen. — Doch auch dies blieb vergebens. Vielmehr entsetzte sich der Papst, als er des Ritters Beichte vernommen hatte, so sehr darüber, daß er ihm sagte: „Eher wird der Stab, den ich hier in der Hand halte, Rosen tragen, als daß Eure Sünden bei Gott Vergebung finden.“ — Trostlos kehrte nun der Ritter den weiten Weg nach Hause über die Alpen zurück. Als er aber das Thal hinauf nach seinem Schlosse ritt, sah er seitwärts den Eingang des Berges, in welchem die heidnische Göttin Venus ihren üppigen Hofhalt verlegt hatte, offen; rauschende Musik und süße Lieder klangen ihm daraus entgegen und lockten sein verzweiflungsvolles Herz mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß er, um seine innere Qual zu vergessen, mit seinem Pferde hineinsprengte in die Tiefe des Berges.

Zwei Jahre später fing unvermutheter Weise der Stab des Papstes, derselbe, den er in Gegenwart des Ritters in der Hand gehabt, an, zu grünen und Rosen zu treiben, worauf sich der heilige Vater des bereits vergessenen Sünders wieder erinnerte. Sogleich erging vom Papst aus ein Bericht darüber an des Ritters hinterlassene Wittwe auf der Schneuburg. Die arme Frau ließ unverzüglich in dem Venusberge nachgraben, wo man auch wirklich in der Tiefe der Höhle, welche den Eingang zum Venushofe bildete, den Ritter, aber todt, und noch auf seinem Pferde sitzend, fand.

(Vergl. „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum.“ Herausgegeben von Dr. Heinrich Schreiber. Freiburg, 1839. Emmerling, S. 349.)

) Die Sage vom Venusberge kommt, außer in Thüringen, auch zuweilen am Oberrhein vor). Schöne Natur und mildes Klima begünstigen daselbst die Lustgelage im Freien, und mancher Ritter, wie Tanhuser, fruchtlos gewarnt von einem treuen Eckart, mochte bei solchen Gelegenheiten, in fröhlicher Gesellschaft am Saume des Waldes, spurlos verschwunden seyn. Dann hieß es gewöhnlich, Frau Venus mit ihren Gespielinnen habe ihn zu sich in die Tiefe des Berges gelockt, wo zwar in den kristallinen Sälen Tanz und Spiel und allerlei Festlichkeiten gefeiert werden, aber auch die Rückkehr auf die Oberwelt für ewig versagt bleibt.

(Vergleiche „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum.“ Herausgegeben von Dr. Heinrich Schreiber. Freiburg, 1839. Emmerling.)

*) Ein solcher Venusberg kommt unter andern auch zu Waldsee in Schwaben vor. „Bericht des Schaffners der Universität Freiburg über den Jähendstadel auf dem Venusberge.“

Das Hexenthälchen.

Um den Schinberg zieht sich, von Freiburg her, über Merzhausen und Au nach Wittnau ein Thälchen, das Hexenthälchen heißt, wegen des alten Annele, welches vor vielen Jahren dort verbrannt wurde. Einmal war ein schreckliches Gewitter mit Wolkenbruch, wie man es seit Menschengedenken nicht erlebt hatte; alles Feld längs des Baches war zerrissen und versandet. Da jammerten die Leute und schlugen die Köpfe zusammen; auch das Annele schaute, aber ohne große Theilnahme, in die Verwüstung. Da rief ihr die Nachbarin ärgerlich zu: „Du hast ja Alles verloren, dein Mättlein ist hin, und du jammerst nicht einmal!“ Das Annele aber erwiderte darauf: „selber thun, selber haben.“ Da merkte die Nachbarin, daß das Annele das Wetter gemacht habe und eine Hexe sei und machte sogleich die Anzeige. Der Amtmann ließ daher das Annele einsperren, konnte aber doch nichts Rechtes aus ihr heraus oder auf sie bringen und erdachte sich deßhalb eine List. Als er sie wieder vorsehren ließ, sah er sie ganz geringschätzig an (sonst hatte man vor den Hexen großen Respect) und sagte ihr: „er werde sie wieder fortschicken, sie könne nichts und sei keine rechte Hexe.“ Das war dem Annele an die Ehre gegriffen, daher faltete sie sogleich voll Verdruß ihren Schurz zusammen und machte ein Häslein mit langen Ohren, das alsbald wieder verschwunden war. Da bekreuzten sich Alle und der Amtmann war nun seiner Sache gewiß. Er ließ also das Annele verbrennen, das sich auch ganz geduldig an den Pfahl binden ließ. Jedes Kind aber kann Einem noch heut zu Tage das Hexenmättlein zeigen und den Ort, wo sie das Annele verbrannt haben.

Dr. Heinrich Schreiber.
(Originalmittheilung.)

Der Springbrunnen zu St. Ulrich.

Als der heilige Ulrich mit seinen frommen Mitbrüdern im Thälchen oberhalb Bollschweil sein Kloster baute, schlich einmal um Mitternacht der Teufel mit einem gewaltigen Felsblock herbei, um es zu zerschmettern. Ulrich und die Seinigen beteten

aber so inbrünstig, daß er, unfähig, sein Vorhaben auszuführen, den Felsen ganz sanft in den Klostergarten niederlegte und sich eiligst davon machte. Am folgenden Morgen war Alles erstaunt, an dieser Stelle einen solchen Steinblock zu finden, welchen Menschen allein mit aller Anstrengung und Geschicklichkeit durch die enge Thalschlucht nicht heraufzubringen vermocht hätten. Es war ein derber rother Sandstein, der schon durch seine Lage mitten im Garten von selbst einlud, ihn zum Becken eines Springbrunnens umzuwandeln. Die Mönche legten auch sogleich Hand an das Werk und verfertigten ein kunstreiches Wasserbecken, welches noch jetzt Bewunderung erregt. An seinem Rande, in der einen Hälfte, zeigt es Christus mit dem Kreuze, zwischen Moses und Elias sitzend, mitten unter zwölf Propheten, welche stehend, größtentheils mit aus ihrem Munde hervorgehenden Spruchbändern, abgebildet sind; in der andern Hälfte sitzt Christus zwischen den Sinnbildern der vier Evangelisten und hat ein aufgeschlagenes Buch vor sich; neben ihm, zu beiden Seiten, sitzen die zwölf Apostel. Jede Figur von der andern durch Säulchen getrennt, befindet sich in einer eigenen Rundbogennische. Darüber und darunter läuft eine einfache Verzierung des Gesimses hin, welche nur von der Mittelfigur beider Hälften (Christus) unterbrochen wird, und zu jeder Seite in einen Mönch übergeht, der auf dem Bauche im Staube liegt und die Hände flehend empor hebt.

An diesem Springbrunnen saß der heilige Ulrich öfters wenn er sich von den Anstrengungen des Gebetes erholte und sein von Kopfschmerz geplagtes Haupt mit Vermuthessen einrieb. Dann aber störten ihn die leidigen Elstern wieder durch ihr Geschrei, denn er liebte die Einsamkeit und hatte sich in die abgeschiedene Bilmarzelle begeben, weil ihm das frühere Klosterchen unweit Rimsingen, (an der Landstraße zwischen Freiburg und Breisach) zu geräuschvoll gewesen war. Er ruhte also mit seinem Gebete nicht, bis auch diese lästigen Gesellschafter, diese neckenden Abgesandten des Teufels, die Elstern, für immer das Klostergebiet verlassen mußten.

(Siehe Dr. Heinrich Schreiber's: „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum.“
Jahrgang 1839. S. 345 u. ff.)

Die Dreisam.

Un der Landstroß, die dur des Thal und witer dur's felsig
Höllethal nuf un in's Schwobeland nus zieht, lit Zarte —
me sieht's wohl.

In ere gringen Entfernung vu dem chunnt Burg; ober dem
fließt

Us der Wagesteig her en Bach, i cha sin Name nit nenne,
Hermwärts von Buechebach mit dem Ybach z'semme, der sel isch
Ussem Ybethal hercho. Tummet hen si si beede,
Hen ufem Weg enander das un deis jez z'verzehle,
Aber's vermehrt si d'G'sellschaft e chlei Viertelstündli vor Burg
drus

Mit eme Brüederle, des ufem Höllethal vu de Felse
Un vum Hirsprung hinte vor über Felsen und Stei stürzt.
Großi Freud hen die drü, (Drei) sie fallen enander um d'Häls, un
Wechsle höfliche Rede; keis will vörin andere 's Erst si.
Un der Höllebach seit: „Min Name chan i nit b'halte;
Bini nit im Himmelreich gsi, un wandle mer jez nit
In dem schöne Thal? So loset denn, was i will vorschla:
Sin mer z'semme nit drü? so wemmer denn Drüzzemme
heisse.“

„Seig's so,“ hen die andere gseit, un dusse vor Zarte
Het me si täuft, jez heisse sie Drüzzem, un Dreisam uf hoch-
dütsch. —

Des henner guet g'macht, ihr Glüßli! z'Friburg wird men
i lobe,

Eu wird d'Stadt uffstoh, me wird ich's Bürgerrecht schenke,
Und in alle Gasse wereter därfe handthiere!

(Aus der Festidylle von Synbikus Dr. Biechle in Freiburg: „Freiburgs Genius
an die im September 1838 in seinen Mauern versammelten Naturforscher und
Ärzte 2c.“ Freiburg, 1838. Groos.)

Das Burgfräulein auf Wisneck.

Auf den Ruinen andrer Schlösser ziehen weiße Frauen um
Mitternacht einher und verbreiten, als Vorboten trauriger Er-
eignisse, Furcht und Schrecken; das Fräulein auf Wisneck läßt

sich dagegen am hellen Tage sehen, verweilt oft Stunden lang, wie ein heller Lichtstreifen, mitten im Gebüsch oder in dem dunkeln Gemäuer, verschwindet plötzlich und erscheint wieder, doch thut sie keinem guten Menschen etwas zu Leide. Wer aber mit beschwertem Gewissen oder mit böser Absicht in ihre Nähe kommt, der hat gewöhnlich seine Unvorsichtigkeit sehr zu bereuen. Oh' er es sich versteht, schlingt sich das Dorngebüsch so fest um ihn, daß er nicht mehr vorwärts kann; eine unerklärliche Angst überfällt ihn und, zerrissen an seinen Kleidern, blutend an Gesicht und Händen, eilt er zurück, oder es wird vom Thurme Mauerwerk auf ihn herabgeschüttet, und er steht in Gefahr, lebendig begraben zu werden. Früher zeigte sich das Fräulein öfter und half manchem Nothleidenden, wovon viel zu erzählen wäre; aber seit einigen Jahren hat man sie nur noch hin und wieder und wie in tiefer Betrübniß gesehen. Alte Leute meinen, sie zeige sich gar nicht mehr, wegen der Schatzgräber, welche sie so empfindlich hätte strafen müssen. Ich will darüber nicht entscheiden, denn wie könnte ich in das verborgene Herz eines solchen Geisterwesens hineinrathen? sondern nur getreu berichten, was ich gehört und gesehen habe.

Die Burg Wisneck liegt zu oberst in dem lieblichen Kirchzartner Thale. Rechts an ihr vorbei zieht die Hauptlandstraße nach Schwaben, und kein Reisender geht vorüber, ohne sich der romantischen Ruinen auf dem kleinen, mit Gras und Buschwerk überzogenen Vorhügel zu erfreuen. Rückwärts von der Burg befindet sich ein Brunnen, um welchen sich zur Mittagszeit gemeiniglich die Heerden lagern und erquicken. Dort sitzen auch die Hirten und schneiden Stäbe, oder versuchen neue Stückchen auf ihren Pfeifen. Sie und da mag wohl ein Thalmädchen dadurch angelockt und herbei gezogen werden; dem Burgfräulein aber ist dieses Getöse zuwider und sie läßt sich nach dieser Seite hin nicht blicken. Dagegen schien ein anderer Hirtenknabe ihr Liebling zu seyn, welcher sich gewöhnlich von den übrigen absonderte und in der biblischen Geschichte oder einem andern Buche blätterte und las. Anfänglich zeigte sie sich ihm aus der Ferne, lächelte, als sie den Knaben ein großes Kreuz schlagen sah, wie es ihn seine Mutter gelehrt hatte, und verschwand wieder. Nach und nach kam sie etwas näher und der Knabe legte

allmählig seine Furcht ab. Auffallend war es, daß sie stets über eine gewisse Stelle nahe bei den Mauern hinging, einige Augenblicke wie sinnend dort verweilte, und dann sich wieder schnell entfernte. Eines Tages dachte der Knabe, er wolle doch nachsehen, was es mit diesem Stillstehen für eine Bewandniß habe, merkte sich den Ort und ging nach einiger Zeit daselbst hin. Sieh, da schien ihm etwas aus dem Grase wie eine große Silbermünze entgegen zu glänzen, schnell bückte er sich nieder und hatte einen halben Thaler aus den Schwedenzeiten in der Hand. Hoherfreut und zugleich neugierig wühlte er mit seinem Stabe die Erde ein wenig auf, und es kam noch ein zweites und ein drittes Stück zum Vorschein. Schon wollte er, der noch nie so viel Geld beisammen gehabt hatte, voll Entzücken aufjauchzen, aber was sah er, als er seinen Kopf emporhob? Das Burgfräulein, wie es leibte und lebte, dicht vor ihm. Freundlich lächelnd sah es seiner Arbeit zu, legte aber, als er aufschaute, zwei Finger auf den Mund und verschwand. Der arme Kleine war wie versteinert, denn so nahe stand sie noch nie vor ihm, und selbst der alte Segen, den er geschwind her murmeln wollte: „Alle gute Geister u. s. w.“ blieb ihm im Munde stecken. Er wußte nun nichts Angelegentlicheres als auch schnell fort zu gehen, und wagte es noch lange nicht, in die Tasche zu greifen, weil er gelöschte, oder gar noch glimmende Kohlen, wie es sonst geschieht, hervor zu ziehen besorgte. Als er endlich mit aller Vorsicht die Untersuchung anstellte, so fand er, daß die Stücke richtig Silber geblieben seyen, und verwahrte sie nun sorgfältig, um sie am nächsten Markttage nach Freiburg zu bringen und auszuwechseln. Sie kamen in die Hände des Alterthumsfreundes, welcher dieses Märchen erzählt, und in diesen Münzen einen schlagenden Beweis für die Wahrheit desselben vorlegen kann.

Der Knabe kam ganz glücklich nach Hause und wußte kaum, wo er seinen Schatz unterbringen sollte. Um so bereitwilliger trieb er jetzt seine Heerde auf die Weide und verweilte Tage lang bei dem alten Schlosse, aber so oft er auch über seine Büchelchen nach den Mauern hinschielte, so war es doch lange vergebens. Man könnte freilich sagen, er hätte nur an der ihm wohlbekannten Stelle nachgraben sollen, aber damit hatte es

sein gutes Bewenden. Denn auch dieser Geisterspuß, so lieblich er war, hatte doch das Eigne, daß die Erinnerung an Ort und Stelle sich augenblicklich wieder verwischte und der Knabe den halben Berg hätte umwühlen können, bis er wieder zu dem Schätze gelangt wäre. Endlich schien sich doch das Burgfräulein ihres Lieblings wieder zu erinnern; er hatte nämlich einen Schulpreis gewonnen, und hielt das schöne rotheingebundene Buch so lange nach dem Schlosse hin und las so fleißig darin, daß des Fräuleins Herz von Stein hätte seyn müssen, wenn es nicht bewegt worden wäre. Kurz, sie erschien auf einmal wieder, nicht sehr freundlich und winkte wieder auf die bezeichnete Stelle. Dem Knaben schien es, als fielen ihm die Schuppen von den Augen; er sah nun wieder, was er seither nicht mehr gesehen, übergab dem Hund die Wache über die Heerde, nahm den schönen Schulpreis unter seinen Arm, zog höflich den Hut ab und näherte sich unter vielen ehrfurchtsvollen Bücklingen wieder der Stelle. Richtig, auch jetzt ging er nicht leer aus, vielmehr war der ganze Boden mit Silberstücken wie übersäet. Er that also einen tüchtigen Griff und wollte noch einen zweiten thun, da fing plötzlich sein Hund an zu bellen. „Gewiß,“ dachte er, „ist bei der Heerde etwas vorgegangen, ich darf mich nicht länger aufhalten!“ und mit diesem Gedanken, und nachdem er dem Fräulein noch eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, eilte er davon. Er sah nur noch, wie sie neuerdings die zwei Finger, fast ängstlich bittend, zum Munde führte, und rief vor sich hin: „Weiß schon, keiner Seele ein Wörtchen!“ Als er bei der Heerde ankam, lag diese in größter Ruhe beisammen und es schien, als hätte der Hund nur aus Muthwillen eine kleine Stimmübung vorgenommen, vielleicht auch einen Bekannten zu grüßen, der unten am Berge neben dem Führer hinter einer Ziegenheerde bedächtig hertrabte. Zum erstenmal wurde der Knabe über seinen Spiz recht mißmuthig, und wies dessen Liebesosungen mit einem verben Stöße zurück.

Jetzt zählte er sein Geld; es waren zwölf Stücke, für die er wenigstens fünf oder sechs Thaler erwarten durfte. Bald verschwand deshalb sein Unmuth und machte einer um so größeren Munterkeit Platz. Auch Spiz wurde zu Ehren gezogen und nahm sein Unterkommando bei der Heerde wieder ein, welche

sehr erstaunt war, ihn in Ungnade fallen zu sehen. Früher als gewöhnlich, und mehr singend und tanzend, als im Alltagschritte, ging er nach Hause. Ein so verändertes Betragen mußte seinen Mitdiensthoben auffallen und den Verdacht bestätigen, welchen wenigstens Einer unter denselben bereits geschöpft hatte. Dieses war der böshafte und neidische Knecht des Hauses, welcher nun beschloß, sich an den Knaben zu machen und demselben das Geheimniß zu entlocken. Er brachte daher während des Essens die Rede auf das Burgfräulein und dessen bekannte Freigebigkeit; zugleich frug er ganz obenhin den Knaben, ob ihm, der doch täglich um das Schloß herum hüte, noch nichts zu Theil geworden sey? Vergebens folgte eine ausweichende Antwort; die Röthe, welche schnell das Gesicht des Knaben überflog, ließ kaum einen Zweifel übrig. Der folgende Tag war ein Sonntag. Auch dieser zufällige Umstand begünstigte den Betrüger, welcher den arglosen Kleinen in ein Wirthshaus lockte, und demselben so lange mit Wein zusetzte, bis er Alles rein ausplauderte. Auch die muthmaßliche Stelle mußte er dem Knechte möglichst genau angeben, und dann entließ ihn dieser mit einigen Schlägen, und nahm ihm noch überdies den größten Theil des gefundenen Geldes ab. Bitterlich weinend kehrte der Knabe beim anbrechenden Dunkel nach Hause zurück, und sein Schmerz wurde noch vermehrt, als er zufällig auf die Schloßruine hinüber sah und dort die Gestalt des Burgfräuleins erblickte, wie sie mit gehobenem Finger gegen ihn herab drohte. Er wehlagte die ganze Nacht und fuhr am Morgen weit früher als gewöhnlich mit seiner Heerde auf den Burgplatz, um dort unter bitteren Thränen das Fräulein um Verzeihung zu bitten. Er weinte Tage und Wochen lang, aber vergeblich; schon lang ist er einer der schönsten Burschen im ganzen Thale geworden, doch hat er noch immer die Thränen in den Augen, wenn er von dem himmlischen milden Fräulein spricht; aber gesehen hat er sie seither nicht wieder.

Der arge Knecht dagegen glaubte um so zuversichtlicher, daß jetzt für ihn die Stunde des Glückes gekommen sei. Schon lange hatte er sich mit zwei Schatzgräbern in eine Bekanntschaft eingelassen, welche durch die Mittheilung, die er ihnen machte, den höchsten Grad der Vertraulichkeit erhielt. Gemeinschaftlich

wurde das alte Gemäuer untersucht und es ergab sich aus den Bewegungen der Wünschelruthe, daß an dem Orte, welchen der Knabe zufällig bezeichnet hatte, ganz gewiß ein großer Schatz liegen müsse. Die nöthigen Vorkehrungen wurden schleunig gemacht. Das Gefäß mit Weihwasser und das Büchlein mit den Zauberformeln wurde in eine abgelegene Nische niedergelegt, wo es nach Jahren der Erzähler dieses Märchens bei einem Besuche der Burg zufällig und mit traurigen Gefühlen wieder fand. Der Ort zu den verhängnißvollen drei Kreisen wurde abgesteckt, vierzehn Tage streng gefastet und endlich in einer dunkeln und schaurigen Herbstnacht der bedauernswürdige Versuch vorgenommen. Es war den ganzen Tag über umwölkt und stürmisch gewesen, das Unwetter mehrte sich auf die Nacht und steigerte sich von Stunde zu Stunde. Schneidend strich der Wind durch das Gebüsch und trieb ganze Haufen abgestreiften Laubes vor sich her. Die wilde Dreisam rauschte stärker und unheimlicher erscholl die Stimme des einsamen Uhu's in dem Walde. Jedermann verschloß sich in sein Häuschen und seine Hütte und beschwerte sich über den schaurigen Abend; nur den drei Schatzgräbern war er ganz willkommen und je menschenleerer die Gegend wurde, desto mehr freuten sie sich. Endlich, als sie sich völlig sicher wußten, machten sie sich mit den Werkzeugen zum Graben auf den Weg und eilten dem alten Gemäuer zu. Die Wünschelruthe schlug neuerdings an, die Kreise wurden nach Vorschriften gezogen und die furchtbaren Beschwörungsformeln begannen. Der Mittelpunkt der Kreise befand sich an dem, durch Brand und Zeit gespaltenen Gemäuer, welches weit über ihre Köpfe heraufragte. Dreimal wurde das sogenannte Christophelsgebet oder der Höllenzwang vorgelesen; die Erwartung der Unglücklichen war auf das Höchste gespannt — da kam plötzlich ein weit stärkerer Windstoß als alle bisherigen, das ganze Gebüsch schien lebendig zu werden und die Schatzgräber drehten voll Gierigkeit und Angst ihre Köpfe dahin, weil sie von daher das Geisterfräulein und die abzuliefernde Geldkiste erwarteten. Aber umgekehrt, die Laterne hinter ihrem Rücken wurde umgeworfen und ausgelöscht, ein furchtbares Brüllen donnerte in ihre Ohren hinein und als sie sich entsetzt umkehrten, fühlten sie über ihrem Nacken die zottigen Tazen des Höllenhundes und

sahen, wie er mit feuersprühenden Rabaugen sie anglozte und den Rachen öffnete, sie zu verschlingen. In dem Entsetzen waren sie ihrer selbst nicht mehr mächtig und stürzten mit dem Geheule der Verzweiflung aus den Kreisen heraus, von welchen sie Rettung erwarteten. Wenig Augenblicke vergingen und alles sank in die tiefste Stille zurück; nur der Wind peitschte die Blätter umher nach wie vor.

Des folgenden Tages fand man alle Drei bewußtlos um die Trümmer herum liegen, und konnte leicht errathen, was hier geschehen war. Zwei kehrten nicht mehr in das Leben zurück, der Dritte kam wohl wieder zu sich, aber ein dumpfer Wahnsinn hatte sich seiner für immer bemächtigt. Oft sah man ihn an der Landstraße, nicht weit von dem Schlosse, unter einem steinernen Kreuze sitzen und die Vorübergehenden um eine Gabe bitten. Er kehrte dem Orte seines Unglücks den Rücken zu, stierte gedankenlos vor sich hin, und sprach keine Sylbe; auch soll seit dieser Zeit kein verständliches Wort aus seinem Munde gegangen seyn. Er murmelte nur abgebrochen vor sich hin und drückte den Hut in seine Stirne. Wenn aber zufällig sein Blick auf die Schloßruine fiel, fing er am ganzen Leibe zu zittern an und umfaßte unter Angstgeschrei das steinerne Kreuzbild, als wenn dieses allein ihm Schutz und Ruhe zu gewähren vermöchte.

Dr. Heinrich Schreiber.

Himmelreich und Hölle. ¹⁾

Wie nah die Hölle grenzt an's Himmelreich,
Im Dreisamthale kannst du leicht es schauen;
Ein Felsenthor versetzt dich zaubergleich
Vom Paradies in wilder Schluchten Grauen.
Dort draußen lacht der Wiesen Blumenpracht,
Hier brütet Nacht im Riesenklippenschacht;
Dort Sonnengold und Thaujuwelgeblüß,
Hier scheint Kobold und Gnom im Landsbesitz.

Doch gleicht die Dreisam nicht dem Lethefluß,
Der schlammtrüb schleicht durch der Alten Hölle,
Nein, lustig stürzt sie sich im Schaumerguß

Von Blod zu Blod, von Fels zu Felsgerölle.
 Du trinkst aus ihr, anstatt Vergeßlichkeit,
 Nur frisches Kraftgefühl und Fröhlichkeit,
 Und köstlich munden dir aus ihren Wellen
 Zum goldnen Wein die zierlichen Forellen.

Denn einen Wirth, wie den im Höllenthal,
 Wirft du im Paradies vergeblich suchen.
 Bei seiner Küche außerlesnem Mahl
 Gewiß nicht deinem Pilgerlose fluchen; ²⁾
 Sein Traubennektar vom Markgräflergau
 Verklärt die Hölle dir zur Himmelsau,
 Und statt der Heren oder Teufelinnen
 Siehst du nur rosige Schwarzwälderinnen.

Und lächelt dir ein solcher Engel zu,
 Möchtest du wohl kaum die Hölle mehr verlassen,
 Und lieber in zweisiedlerischer Ruh
 Mit ihm dich nisten in die Felsenmassen;
 Fern von der Welt verwirrendem Gewühl,
 In einer Hütte traulichem Asyl,
 Des Tannenwalds, des Wasserfalles Rauschen,
 Den Hirschlein, Reh'n und wilden Tauben lauschen.

Doch brich nun ab dein träumerisches Zelt,
 Hier sollst du deinen Wanderstab nicht pflanzen!
 Zu neuem Zauber lockt des Feldbergs Welt,
 Hinauf die Steig, vorbei die Kriegerschanzen! ³⁾
 Entstiegen bist du heil der dunklen Klust,
 Und wiegst dich frisch in freier Höhen Luft;
 Wer kühn bestand der Höllen Abenteuer
 Hat nicht zu fürchten mehr das Fegefeuer.

M. Schlr.

¹⁾ Der reizende Theil des Dreisamthales, der sich, drei Stunden östlich von Freiburg, an den Vorbergen des Schwarzwaldes noch in ansehnlicher Breite dahin zieht, heißt das Himmelreich; dem Strome hinaufwärts folgend tritt man aber plötzlich aus dem gartenähnlichen Lustgefilde durch ein hohes Felsenthor, welches das Thal zu verschließen scheint, in den durch Moreau's kühnen Rückzug (1796) berühmten Gebirgspass, die Hölle genannt. Auf beiden Seiten des wild daher brausenden Baches starren uns himmelhohe Klippen, mit spärlichen Tannen

und Föhren bewachsen, entgegen; zwei der höchsten dieser Ruppen, die einander dießseits und jenseits gegenüber stehen, heißen „der Hirschsprung“; denn ein gehetzter Hirsch soll einmal von einem dieser Gipfel über die Schlucht hinweg zum andern hinüber gesprungen seyn.

2) Diese von ausfluglustigen Breisgauern und Fremden zahlreich besuchte Höllenwirthschaft ist das Gasthaus zum Sternen im hintersten Theile des Thales, hart an der Steige, die hinauf sich die Poststraße nach Neustadt windet; der treffliche Markgräflerwein und die unvergleichlichen Forellen, die man hier aufgetragen erhält, machen alle Schauer dieser Hölle leicht vergessen. Nahe daran bildet der von Breisnau her zwischen ungeheuren Granitblöcken sich die Bahn brechende Rauenbach einige höchst malerische Fälle.

3) Auf der Steige kommt man an den Ueberresten der Verschanzungen vorbei, welche in den ersten Monaten des Jahres 1814 von den Allirten hier angelegt wurden, als es noch ungewiß war, ob der große Zauberer Napoleon nicht wieder ein frisches Bündniß mit dem Glück oder Teufel schließen und einst seine Heerschaaren hier durch wieder in das Herz Deutschlands führen werde. Auf der Höhe der Höllensteig angelangt, genießt man wieder freie Aussicht auf die umliegenden Berge, unter denen des Feldbergs ehrwürdiges Haupt, selten oder kaum einen Monat im Jahr ohne weiße Schneelocke, sich rechts neben uns erhebt. Südlich von der Straße im „Moos“ ragt die rothe Kuppel des Thurms von Hintergarten empor, dessen Kirchspiel weit zerstreut, ober- und unterhalb der Steig und um den Fuß des Feldbergs herum liegt. Hintergarten soll ehemals „in der Zärte,“ nämlich in der zarten Jungfrau Haus geheißen haben, von einem Marienbilde, das zuerst daselbst aufgestellt wurde. Hier oben haben wir nun schon den eigentlichen tieferen Schwarzwald betreten.

Herr von Falkenstein.

(Fliegendes Blatt, auch abgedruckt in Herder's Volksliedern. I. Th. S. 232.)

Es reit' der Herr von Falkenstein,
Wohl über ein' breite Haide.

• Was sieht er an dem Wege stehn?
Ein Mädel mit weißem Kleide.

„Wohin, wohinaus du schöne Magd?
Was machst du hier alleine?
Willst du die Nacht mein Schlafbuhle seyn,
So reite du mit mir heime!“

„Mit Euch heimreiten, das thu' ich nicht,
Kann Euch doch nicht erkennen.“ —

„Ich bin der Herr von Falkenstein,
Und thu' mich selber nennen.“

„Seyd Ihr der Herr von Falkenstein,
Derselbe edle Herre,
So will ich euch bitten um'n Gefang'nen mein,
Den will ich haben zur Ehe.“

„Den Gefangnen mein, den geb ich dir nicht,
Im Thurm muß er vertrauen.
Zu Falkenstein steht ein tiefer Thurm
Wohl zwischen zwei hohen Mauren.“ —

„Steht zu Falkenstein ein tiefer Thurn,
Wohl zwischen zwei hohen Mauren,
So will ich an den Mauren stehn,
Und will ihm helfen trauren.“ —

Sie ging den Thurm wohl um und wieder um:
„Feinslieb, bist du darinnen?
Und wenn ich dich nicht sehen kann,
So komm ich von meinen Sinnen.“

Sie ging den Thurm wohl um und wieder um,
Den Thurm wollt sie aufschließen:
„Und wenn die Nacht ein Jahr lang wär;
Keine Stund thät mich verdrießen!

„Ei dürft ich scharfe Messer tragen,
Wie unsers Herrn sein Knechte,
Ich thät mit'm Herrn von Falkenstein,
Um meinen Herzliebsten fechten!“

„Mit einer Jungfrau fecht ich nicht,
Dann wär mir immer ein Schande!
Ich will dir deinen Gefangnen geben;
Zieh mit ihm aus dem Lande!“ —

„Wohl aus dem Lande, da steh ich nicht,
Hab niemand was gestohlen:
Und wenn ich was hab liegen lahn',
So darf ich's wieder holen.“

(Siehe „Des Knaben Wunderhorn 1c.“ Bd. I.)

Sagen von der Burg Falkenstein.

Wenn der Wanderer von Freiburg aus die Landstraße nach Schwaben einschlägt, führt sie ihn zuerst die ganze Länge des freundlichen Kirchzartner Thales hinauf und dann, sich einer von Ferne kaum bemerkbaren Oeffnung des Gebirges zuwendend, ostwärts weiter in das sogenannte Himmelreich. Hier freut er sich, noch von der etwas erhöhteren Straße herabblickend, der frischen Wiesengründe, die von den klarsten Bächen durchschnitten und mit zahlreichen Heerden bedeckt sind, des jugendlich dahinbrausenden Waldbaches und der unter malerischen Baumgruppen halb versteckten, zerstreut liegenden Höfe. Aber bald ändert sich die Ansicht, das Thal wird enger und wilder, tosender schäumt der Waldbach um die Granitblöcke, welche sich seinem Lauf entgegenstammen. Von beiden Seiten drängen sich gewaltige Felsenmassen, oder steile, mit haltlosem Geröll bedeckte Abhänge hervor, die mit Nadelholz bekränzt sind. Nur links des Weges ziehen sich noch einzelne, zum Theil sehr ärmliche Hütten hin, über welchen auf einer Anhöhe weithin sichtbare Trümmer eines viereckigen Thurmes hervorragen. Der Umwohner hält sie mit Unrecht für die noch übrigen Reste der Burg Falkenstein; es stand hier nur ein Borwerk mit geringem Umfange, vielleicht ein Wartthurm, um weiter hinab die Windung des Thales übersehen zu können. Des Gemäuers Dicke beträgt zwischen sechs und sieben Fuß, der innere Raum hat zwanzig Fuß in der Länge und vier und zwanzig in der Breite. Der Eingang ist an der westlichen Wand auf der Seite angebracht und im Gesteine noch unversehrt. Die wenigen Kreuzstöcke sind ausgebrochen, die Wände selbst ragen noch über das zweite Stockwerk hinaus. Der Graben zieht in unbeträchtlicher Tiefe auf drei Seiten um den Thurm; auf der vordersten Seite

gegen die Straße ist der Fels sehr abschüssig und nur mit Moos und aus den Ritzen hervordringendem niedern Gesträuche bekleidet.

Setzt man von hier den Weg weiter fort, so verbüstert sich die Ansicht des Thales immer mehr; die Hütten hören auf, die letzte Spur von Anbau verschwindet, und die Straße scheint in den zusammengeschobenen Bergabhängen aufhören zu müssen. Aber jetzt erwartet den Wanderer erst das großartigste Schauspiel. Er steht am sogenannten Höllenthore, aus welchem der Waldbach (die Rota oder der Höllenbach genannt) wilder und schäumender als irgendwo daherbraust. Kalter Schauer befällt den Ueberraschten, wenn er zum erstenmale in diese tiefe Schlucht (die eigentliche Höhle) eintritt; schneidender Wind weht ihm entgegen, das Licht des Tages verläßt ihn, und wenn rings schon Alles grünt und blüht, findet er diese Abgründe noch mit tiefem Schnee gefüllt. Mühsam windet sich links die Straße an haushohen, senkrechten, oft überhängenden Felswänden hin: sie wurde erst im vorigen Jahrhunderte für Fuhrwerke breiter gebrochen, früher zogen nur Fußgänger oder einzelne Saumrosse hier durch. Aber auch jetzt noch lösen sich bisweilen unerwartet Steinblöcke ab und versperren oder erschweren auf einige Zeit den Durchgang. Rechts treten die nicht minder gewaltigen Felsen etwas mehr zurück, und fallen dadurch zwar weniger schreckend, aber um so großartiger in die Augen. Sie laufen meist in thurmartige, mit einzelnen Tannen gekrönte Spitzen aus, wovon die zwei merkwürdigsten den Namen des Hirschsprunges führen. Fichten und düsterer Wachholder umgrünen das schwarze Gestein, in dessen Vertiefungen da und dort gesammeltes Wasser in langen Milchfäden zum Bache hinabstäubt, der hier, gewaltsam eingeengt, unter wildem Getöse ein immer tieferes Bett wühlt, und seine Oberfläche mit dicken Schaumwirbeln bedeckt. Einsamkeit herrscht ringsum, nur bisweilen flattert ein Raubvogel, der in diesen Klüften nistet, lautkrächzend vorüber.

Mit Staunen und nicht ohne Beengung zieht der Wanderer an diesem erhabenen Naturgemälde dahin, und wenn er es zurückgelegt hat, wendet er seinen Blick nochmals, um es auch von jenseits zu genießen. Jetzt erst kann er den Bau der linken

Felsenwand, in welche die Straße gebrochen ist, vollkommen überschauen. Sie steigt anfänglich breiter, dann schmaler längs des ganzen Bergrückens terrassenförmig hinauf, bis sie endlich zu oberst die schwindelndste Höhe erreicht. Ueberall steil und unbefleidet, hat sie den Abgrund neben sich; und selbst gegen oben; wo eine andere Felsenwand sich an sie anschließen will, steht sie frei und unberührt, hier nicht von der Natur, sondern von Menschenhänden durchbrochen. Jetzt bemerkt der Wanderer auch da und dort über sie aufragendes, aber mit ihr gleichförmiges und ganz in sie verwachsenes Gemäuer, dem er es ansieht, wie sich der glühendste Haß vergeblich bemüht haben mag, es zu überwältigen. Hier stand nun die Burg Falkenstein über den Abgründen der Höllenschlucht, selbst die Wächterin und Beherrscherin derselben. Fast auf jedem Punkte durch die Natur unzugänglich gemacht, wurde sie noch überdies auf der Nordostseite, wo sie ihren Eingang gehabt zu haben scheint, durch eine weithin laufende, zwölf Fuß dicke Mauer, die schon für sich ein Riesenwerk ausmacht, vertheidigt. Sie hatte auf ihren verschiedenen Abstufungen mehrere zum Theil beträchtliche Gebäude, von denen aber jetzt kaum mehr die Grundmauern zu erkennen sind. Die Aussicht war sehr beschränkt; vor- und rückwärts durch das Gebirg gehindert, thalaufwärts umfaßte sie eine Strecke der Höllenschlucht, thalabwärts fielen der Wartthurm, von welchem schon die Rede war, und die zunächst liegenden Hütten in die Augen der Bewohner. Jetzt stehen die Trümmer sehr öde und schauererregend, der gemeine Mann kennt sie nur unter dem Namen des alten Raubschlosses.

Wie fast um jedes merkwürdigere Denkmal der Vorzeit hat die Sage auch um dieses ihr zauberhaftes Gewebe verbreitet. Hier hat sie den Erbauer der Burg selbst, den sie Runo von Falkenstein nennt und mit allen ritterlichen Tugenden aus schmückt, zu ihrem Helden und Liebling gewählt.

Nur Eines, erzählt sie mit zuversichtlicher Gutmüthigkeit, fehlte zu seiner Beglückung: eine Nachkommenschaft, auf die er Namen und Thaten und Güter hätte übertragen können. Darob ging er tagelang in düstere Gedanken versunken umher, und begegnete nicht selten dem verkappten bösen Feinde, der des Ritters trübe Gemüthsstimmung zu benützen und ihn um das Heil

seiner Seele zu bringen versuchte. Aber Runo blieb standhaft und beschloß endlich, um dieser Lockung und seines Grames los zu werden, die gefährvolle Reise in das gelobte Land und zum heiligen Grabe. Doch bevor er hinzog, brach er noch seinen Trauring und hinterließ seiner Gattin die eine Hälfte mit dem Bedeuten, daß sie, wenn er im Verlaufe von sieben Jahren nicht wiederkehre, und den Ring aufs Neue vereinige, ihn für todt, und daher ihr Eheband als für immer aufgelöst erachten solle. Durch viele Schlachten wurde bald im gelobten Lande das Schwert des Falkensteiners berühmt, der nun am heiligen Grabe seinem Gebete und seinen Thränen freien Lauf ließ, aber zuletzt auch in die Gewalt des Sultans gerieth und jahrelang in tiefem Kerker schmachtete. Endlich, durch göttliche Fügung befreit, will er nach Hause eilen, verirrt sich aber in ungeheuern Wäldern, aus denen er keinen Ausweg mehr finden kann. Da sinkt er erschöpft nieder und aufs Neue tritt der böse Feind zu ihm, und versichert ihn hohnlachend, daß so eben das siebente Jahr zu Ende laufe und seine Gattin, des mit ihm geschlossenen Ehebandes ledig, morgen ihre Hand einem benachbarten Ritter reichen werde. Jetzt geräth der niedergedrückte Runo außer Fassung, und gibt dem Vorschlag des Verführers, ihn bis Morgen in die Heimath zu bringen, unter der Bedingung Gehör, daß seine Seele ungeschädet bleibe, wenn es ihm gelänge, auf der ganzen unermesslichen Reise sich des Schlafes zu enthalten. Sogleich verwandelt sich der Satan in einen Löwen, dessen Rücken der Ritter besteigt und auf dem er nun durch die Lüfte dahin fährt. Tief unter ihnen lassen sie Länder und Meere zurück, aber bald vermag es die durch die ungeheuersten Anstrengungen erschöpfte Kraft des Ritters nicht länger dem, andringenden Schlafe Widerstand zu leisten. Schon wollen die Augenlider sich schließen, und der wackerste Mann soll des bösen Feindes Beute werden; sieh! da fliegt unversehens ein Falke herbei, setzt sich auf das Haupt des Ritters und hält den Schlafrunkenen mit seinem Schnabel und dem Schwunge seiner Flügel wach. So gelangt er unversehrt und neu gekräftigt in dem Augenblicke in der Nähe seines Schlosses an, als eben der Brautzug aus der Kirche dahin zurückkehrt und sich Runo ungekannt in denselben mischen kann. Er nimmt Theil an dem

festlichen Mahle und läßt, der Braut seinen Becher zubringend, die zurückbehaltene Hälfte des Ringes in denselben fallen. Sie bemerkt es mit freudigem Erstaunen, wirft auch ihre Hälfte in die goldene Schale und der Ring vereinigt sich wieder zum ungetrennten Ganzen. Jetzt wird Runo erkannt, und tritt wieder als Herr und Gemahl in die ihm gebührenden Rechte ein. Auch ist von nun an seine Ehe gesegnet; durch Jahrhunderte erblüht ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft, die mit dankbarer Anerkennung ihres Ahnherrn Ketter, den Falken mit geschwungenen Flügeln, in ihrem Wappen führt. *)

So Lieblichschauerliches weiß die Sage vom Gründer der Burg Falkenstein dem gutwillig zuhörenden Wanderer da und dort in einer der einsamen Hütten mitzutheilen: fragt er aber nach den spätern Bewohnern des Schlosses und nach den Ursachen seiner Zerstörung, so zieht sie sich verstummend zurück und weist den Fragenden in diesem späteren Gebiete an ihre jüngere Schwester, die Geschichte, die so gerne sinnend und forschend an ihrer Seite geht, und nun auch, wenn gleich in einfacherem und ernsterem Tone, dafür aber um so bestimmter und sicherer, das Wort übernimmt.

In den achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts hatten an der Burg Falkenstein mehrere Familienglieder Antheil, von denen sich nur Thoman von Falkenstein, eines Edelknechtes Sohn, zu Freiburg, wo er Bürger war, niedergelassen zu haben scheint. Die Uebrigen, Ritter Hans und Rünlin, Herrn Rünlins seligen**) Sohn, nebst seinen drei Söhnen, dem Ritter Dietrich und den Edelknechten Werner und Klein-Rünlin, hatten auf der Burg selbst ihre Häuser und Knechte.

Hier war schon seit Jahren die schöne Zeit ritterlicher Tugenden vorüber, und man benützte ungescheut die allgemeine Gefeglosigkeit des unter Wenzeslaus der größten Verwirrung preisgegebenen Reiches, um Vorüberziehende jeder Art anzufal-

*) Freier erzählt und mit einigen Zusätzen bereichert, findet sich diese Sage bereits in Jakob's „Fris," Jahrgang 1805 Seite 210 u. ff. Hermann v. Rotteck, wie auch der Herausgeber, haben sie metrisch behandelt.

**) Zuverlässig ist dieser Herr Rünlin selig derselbe, dessen abgehobener Grabstein noch in der rechten Seitentwand der Kirche zu Kirchzarten eingemauert zu sehen ist. Der Ritter ist auf demselben in voller Rüstung mit gefalteten Händen abgebildet, seine Füße ruhen auf einem Löwen. Die Runtschrift lautet: „Anno Domini MCCCXLIII. IV. Idus Maji obiit Dominus Cuno de Valkenstein Miles.

len und sich ihres Guts zu bemächtigen. Ohne Zweifel trug anfänglich die ganz abgeschiedene Lage der Burg, die fortwährende Einsamkeit und die Zuversicht, mit der man auf der unzugänglichen Felsenwand jedem Angriffe trogen konnte, nicht wenig dazu bei, die übermüthigen Herren, welche überdies noch schwere Schuldenlast drückte, in so schändliches Leben zu verlocken. Wie leicht mochte in ihnen, wenn sie von ihrem Adler- sitze auf den tief in der Schlucht dahinziehenden Wanderer herabsahen, der Gedanke aufsteigen: der Fremdling, der hier in den Abgrund eingegangen, habe sich selbst muthwillig in ihr Gefängniß, in ihre Hände geliefert und sie zu Herren über sein Leben und Gut gemacht; sie dürfen nur wollen, so sey ihnen Beides verfallen, denn wer vermöge wohl, sie hier oben deshalb zur Rede zu stellen?

Jede noch aus den Verhören aufbewahrte Aeußerung der Burghesiger zeugt von diesem gränzenlosen Uebermuthe und zugleich von einem sittlichen Verderben, welches nur der eigenen Frechheit Gehör gibt und jedem menschlichen und göttlichen Gesetze Hohn spricht. Als Werner einst vier ehrbare Männer aus den Landen des Herzogs von Geldern oder Jülich niederwarf, ihnen ihr Geld (bei 46 fl. oder mehr*) abnahm und sie selbst gefangen auf die Weste legte, mußten sie ihm bei ihrer Loslassung nicht nur schwören, Niemanden zu warnen, sondern auch sich selbst auf eine bestimmte Zeit wieder auf Falkenstein einzustellen. Zwar, bemerkt die Verhörurkunde, war es Wernern lieber, sie stellten sich nicht wieder ein; doch erwiederte er, als einige Knechte selbst sein Verfahren mißbilligten und ihm ins Gesicht sagten, er habe kein Recht zu diesen Leuten und zu ihrem Gute, wörtlich: „er wolle ihr Gut haben, würde er aber dazu gebracht, daß er es wiedergeben müßte, so hätte er es doch eine Weile unter Händen gehabt; und berieth er ihn Gott inzwischen andern Gutes, dazu er Recht habe, damit wolle er dieß Gut wiedererstaten.“

Noch weit unverholener sprach er sich bei einer anderen Gelegenheit aus und bewies zugleich, daß er sich nicht etwa selbst über sein Gewerbe täusche, sondern dasselbe vollkommen

*) Man vergesse nicht, daß in diesen Zeiten das Geld einen weit höheren Werth hatte.

zu würdigen und mit dem gehörigen Namen zu belegen wisse. Ein wandernder Walter, der zu Freiburg gedient hatte, wurde angehalten. Man nahm ihm sein Geld (5 Schillinge Straßburger) und fand unter Anderm noch zehn oder zwölf Steine bei ihm, welche Werner für Saphire, und darum den Gefangenen für einen Kaufmann hielt. Vergebens machte ihm ein Knecht neuerdings Vorstellungen. Werner bricht darüber voll Zorn in die Worte aus: „Schweig, daß dich . . . , was geht es dich an? verzagter Minner und barmherziger Räuber thun nie gut.“

Selbst das schöne Geschlecht, das doch allerwärts durch seine Milde sich auszeichnet und gewöhnlich mit Erbarmung die Wunden wieder heilt, welche ein schonungsloser Mann schlägt, scheint hier über den Schluchten des Höllenthales seiner Natur untreu geworden zu seyn und sich in der starren wilden Umgebung ganz verloren zu haben. Spähend sah zu jeder Zeit Werners Frau aus den Fenstern umher, und gewährte sie dann unglückliche Wanderer, rief sie selbst den Ihrigen mit Lust zu: „Sie kommen, sie kommen, laufet abhin!“ Wie hoch steht neben ihr der gemeine Knecht, der ihr einst zu entgegnen wagte: „ich will nicht abhin laufen; soll ich Einem das Seinige nehmen, wozu ich kein Recht habe? Wie wohl gefiel' es Euch, wenn ich Euch Euern Pelz nähme?“ Und doch vermochte sie es noch, ihm zu erwidern: „er wolle, schein' es, ein Junker seyn!“

Nebst der Burgfrau besorgten noch besondere Knechte das Geschäft des Ausspähers. Sie sind namentlich in den Verhören aufgeführt: Dietrich Gipper, Hanmann Dietrich, Heinz Keller, der Niggel, der Wenf und Wernli Stock von Breitnau. Bisweilen stand auch einer der Burgherren selbst unter der Beste und angelte; kamen dann Reisende, so blies er in ein Hörnlein und alsbald stürzten die Knechte herbei. Klein-Künlin lief oft drei- und viermal von der Beste herab und war bei sämtlichen Angriffen.

Auf Stand und Gewerbe wurde keine Rücksicht genommen; wer heran kam und überwältiget werden konnte, zog nur seines Gutes ledig weiter. Zu Rom führten acht Pilger, (wovon drei Geistliche) zwei aus Holland, zwei aus Flandern und vier aus England bittere Klage, wie ihnen 700 Gulden baar bei Falken-

stein abgenommen und sie noch überdieß gezwungen worden, ihren Weg fortzusetzen und Niemanden bis nach Rom zu klagen. Sieben Andere wurden auf der Burg in einen Keller geworfen und durchgesucht, da man aber nichts bei ihnen fand, ließ Werner sie wieder ledig, „aber“ sagen die Verhöre, „der Gipper und der Wenf nahmen ihnen ihre Kleider wider Werners Willen.“ Ein fremder Mönch verlor unter Falkenstein seine ganze Baarschaft, einen Gulden; und noch vor dem Herbst 1389 wurden sogar drei Schüler, deren einer des Bogtes Sohn von Burgheim war, auf die Feste geführt und durchgesucht und jedem so viel Schürliß-Tuch abgenommen, als zu einem Wamms gehört.

Einen reicheren Fang machten die Räuber an einem Lombarden, der von Köln nach Como reiste und dem sie gegen seinen Geleitsbrief die gesponnenen Gold- und Silberfäden, die er bei sich trug, im Werthe zu 60 Gulden, abnahmen. Werner selbst bekannte, das Gut zu haben, und der Kaufmann richtete von Como aus an Freiburg eine Klagschrift in lateinischer Sprache. Herr Georg von Pala aus Flandern verlor 140 Gulden, wie des Grafen von Kirchberg Brief ausweist. Dem Peter, des von Mailand Boten, nahmen sie 70 Gulden Werth und 11 Franken, wie aus des Wehingers und Derer von Konstanz Briefen ersichtlich ist. Ein Brief aus Waldshut versichert, mit den Verhören übereinstimmend, daß einem zu dieser Stadt gehörigen Knechte 16 Pfund Heller und 6 Pfund neuer Pfennige abgenommen worden. Ulger, ein Söldner von Freiburg, klagte, seine Baarschaft von 3 Gulden und 30 Schilling Pfennigen, Bruchlein, ein Kürschner, Hintersaß daselbst, 18 Pfennige verloren zu haben. Munderchिंगern, die des Weges zogen, wurden ihre Pferde und ihre Baarschaft abgenommen und sie noch überdieß um anderthalbhundert Gulden geschätzt, wovon sie fünfzig bezahlten. Einen andern Munderchinger erledigten die Freiburger. Ein Knecht von Ehingen mußte den Wein, den er führte, auf Falkenstein lassen; einem andern Knechte füllte man noch zum Spotte das geleerte Faß mit Wasser und den geleerten Sack mit Mist. Einem aus Mainz nahm man in Ermangelung von Anderem Briefe und Messer ab und ließ die Briefe durch Herrn Bernhart, einen Priester, lesen. Selbst

zum verächtlichsten Taschendiebstahle scheinen sich die Burgherren, wo es geschehen mochte, erniedriget zu haben. Von Bernern erzählte man, er habe des Bestenwirths Schwester eine silberne Schaale und einer Klosterfrau von Rothenmünster zwei Leilachen und ein Berwer-Mäntelein gestohlen.

Auch des nächtlichen Einbruches scheuten sie sich nicht. So befahl einst Klein-Rünlin fünf Knechten, den zwei Brüdern Henzin und Alewin Hase, dem Pforrer und noch zwei Andern, nächtlicher Weile mit ihm zu Zarten in Horants Hof einzusteigen, wo sie einem fremden Händler aus Schwaben heimlich sechs Schafe nahmen, und Jeder, Klein-Rünlin selbst auch, eines auf ihren Schultern in die Burg trugen. Dort wurden die Schafe geschunden und die Felle zu kleinen Stücken zerhackt und auf einen benachbarten Berg getragen, damit die That nicht auskommen möchte. Auf gleiche Weise wurde auch nächtlicher Weile von zwei Knechten ein Dohs zu Horben gestohlen und auf die Burg getrieben.

Bei weitem nicht alle von den Falkensteinern näher oder ferner verübte Diebstahle, Räubereien und Einbrüche sind erhoben und aufgezeichnet worden. Die niedergeschriebenen Verhöre umfassen nur einen kurzen Zeitraum vor der Zerstörung der Burg und deuten überdies Manches nur an. Dabei beweisen verschiedene Stellen, wie unangenehm den Raubgenossen bei ihren Unternehmungen die Nähe der Stadt Freiburg war. Der Eine wünschte sie in Flammen aufgehen zu sehen, der Andere, die Freiburger auf's Rad setzen zu können, ein Dritter brach in offene Drohungen gegen sie aus.

Es ist leicht zu erachten, daß es bei einem so schändlichen, geseglosen Leben zu noch weit empörenderen Greuelthaten kommen mußte. Man entsetzt sich, wenn man Klein-Rünlins Verfahren gegen einen seiner Knechte, Weltin von Witenthal liest. Er hatte schon seit einiger Zeit mit dessen Frau sträflichen Umgang gepflogen und dafür den Unterhändler, Alewin Hase, mit einem neuen Wamms beschenkt. Der unglückliche Knecht merkte bald das Verhältniß, in dem seine Frau stand und machte ihr deshalb Vorwürfe. Darüber entzündete sich in Klein-Rünlin der heftigste Haß, und er schwur dem Knechte den Tod. Er ließ deshalb eines Abends die beiden Hase zu sich kommen, gab dem

Klein seinen eigenen Panzer, machte sie mit seinem Vorhaben bekannt und befahl ihnen, wenn er anfinge, ihm zu helfen, wogegen er auch, wenn sie anfangen, ihnen helfen wolle. Dann nahm er noch den Pfarrer und Andere mit sich und ging mit ihnen und noch einem besonders hiezu bestellten Pfeiffer in des Knechtes Haus. Hier ließ er Allen Essen und Trinken auftragen und befahl endlich auch dem Pfeiffer, zu spielen. Unglücklicher Weise nahm ein gerade anwesender Freund des Weltin das Wort: man möge nicht pfeifen, es sey schon spät, sie wollten schlafen. Da rief Einer der Hase: man müsse es doch thun, und in gleichem Augenblicke zuckte Klein-Künlin sein Schwert und gab unversehens dem Weltin den ersten Streich; worauf auch die Hase ihre Schwerter zogen und, wie der städtische Bericht sagt, den armen Knecht erschlugen in seinem eigenen Hause, zudem, daß sie ihn an seinem ehlichen Weibe entehrt und das Seinige gegessen und getrunken hatten und über seinen Willen in sein Haus gegangen waren. Pfarrer und die Uebrigen wagten es wegen ihres Herrn nicht, etwas gegen diese Mordthat zu thun; alle bekannten einstimmig: „Klein-Künlin hätte den Todschatz mit einem Worte gewendet, wenn er nur gewollt hätte.“ Die beiden blutdürstigen Hase, welche so bereitwillig den armen Weltin hatten morden helfen, entgingen, wie sich bald ergeben wird, der gerechten Strafe nicht.

Natürlich fand bei solchen Vorfällen ein steter Wechsel der Knechte auf Falkenstein statt. Den, der nur noch einiges Gefühl für Recht und Sitlichkeit hatte, trieb der Abscheu fort und sein Herr sah sich beim Abschiede genöthigt, ihn zu bitten: „daß er ihm, wenn er ihm auch nicht gut seyn wolle, doch nicht zu Schaden sey.“ Der Bösewicht aber suchte seinen schmählich zusammengerafften Erwerb in Sicherheit zu bringen, und benützte bisweilen die erste Gelegenheit, sich mit einer Summe zu entfernen, die den Besitzern der Burg selbst „unbillig“ dünkte. Wenige, des wüsten Lebens gewohnte, eben so feige und unzuverlässige, als raubsüchtige und grausame Menschen blieben zurück, mochten aber wohl wenig zur gehörigen Vertheidigung der Burg beitragen, bis endlich durch eine der schreiendsten Gewaltthaten, die im Spätherbste des Jahres 1389 auf der Burg vorfiel,

die Gerechtigkeit gewedt wurde und die schon längst verschuldete Strafe vollzog.

Der Untergang der Falkenburg ist an höchst unscheinbare Veranlassungen geknüpft. Ein Mädchen aus dem Kirchzartner Thale, die Tochter Künin Henselers, der Herrn Dietrich von Falkenstein leibeigen war, liebte Hans Schneider, einen Hintersassen von Freiburg und ehelichte ihn gegen ihres Vaters und ihrer Freunde Willen. Ihr Mann war sehr arm und da auch sie nichts zur Mitgift erhielt, gerieth sie nach und nach in eine so bedrängte Lage, daß sie es doch nach einigen Jahren, als sie schon ein Kind hatte und das andere trug, wagte, mit ihrem Manne zu ihrem Vater und ihren Geschwistern zu gehen und sie um eine Unterstützung zu bitten. Die Bitte war vergebens und hatte die Folge, daß der alte Groll wieder aufgefrischt wurde. Nur ein Bruder war auf eine unkluge Weise mitleidiger; er sagte der armen Frau, sie möge einen Rock nehmen, der in ihres Vaters Hause lag und ihrer Schwester angehörte, um doch etwas für ihre Nothdurft zu haben. Aber eben dieser Rock wurde nachmals die Ursache ihres Unglücks. Der Vater und die übrigen Geschwister nämlich erklärten ihn für gestohlen, und ließen ihren Mann als muthmaßlichen Dieb zu Ebneth vor Gericht laden, wo er jedoch durch richterliches Urtheil sogleich losgesprochen wurde.

Von nun an kochte die unversöhnlichste Rache in den Herzen dieser elenden Menschen, die unablässig darauf ausgingen, den Gegenstand ihres Hasses aus dem Wege zu räumen. Künin Henseler, der Vater selbst, beredete sich mit seinem Herren, der ihm erlaubte, und ihn sogar aufforderte, den Hans Schneider zu fangen und ihn auf die Beste Falkenstein zu führen, wobei er ihm ein Wortzeichen an Henni Fräffelin, den Thorwächter zu Falkenstein, gab, damit ihn dieser mit dem Gefangenen einliesse. Das Wortzeichen bestand darin, daß Herrn Dieterichs Kellner zu Baldenweg dem Fräffelin vor Kurzem Brod und Fleisch in einem Sack gegeben habe.

Nun wurde dem Hans Schneider von allen Seiten aufgelauret, und es gelang auch dem Schlupf von Kappel, seinem Schwestersohne Hanmann Schlupf von Lütenweiler und Küni Weinmann von Kappel, ihn mit seiner Frau bei Frei-

burg ob der Kapelle am obern Werde aufzufangen. Die Frau, als sie sah, daß man ihren Mann schlug und flach, fing ein lautes Geschrei an, da erhielt auch sie einen Schlag mit einem Spieß über den Rücken, daß sie bewusstlos niedersank. Indessen wurde ihr Mann das Kirchzartner Thal hinauf, zu den Birken in ihres Vaters Haus, fortgeschleppt, wohin auch sie, sobald sie der Sinne wieder mächtig wurde, nachfolgte. Hier blieb er einen Freitag und Samstag gefangen; Sonntag Morgens führte man ihn weiter auf die Burg Falkenstein, wo sie gleichfalls mit ihm einzubringen wußte. Nun legte man sie aber in eine Stube in Eisen, in der sie des folgenden Tages, von den Schlägen und dem Schrecken entkräftet, ein todtcs Kind gebar. „Und war,“ erzählte sie nachher im Verhöre selbst, „Niemand bei ihr von Frauen noch Mannen, der ihr in diesen Sachen zu Statten käme. Und dasselbe ihr todtcs Kind wand sie in ihren Daphart und Morndes (künftigen Tages) auf Dienstag zu Mittag ward sie aus dem Gefängniß gelassen und trug ihr todtcs Kind bis nach Kirchzarten in das Dorf und begrub es da.“

Indessen hatte man sich über ihren Mann aufs Neue berathschlagt und Ritter Dietrich ihrem Vater erlaubt, mit demselben zu leben, wie er wolle. „Denn,“ sagte er zu ihm: „es ist besser, du verdirbst den Gefangenen, als daß er dich verdirbt.“ So war der Unglückliche ganz in die Hände seines rachedurstigsten Feindes gegeben, der nur noch schwankte, ob man ihn aufs freie Feld vor die Beste führen und dort erstechen, oder in ein Bergloch werfen, oder von der Beste selbst herabstürzen solle, sich aber bald für das Letztere entschied. Somit nahm Rünin Henseler noch einen seiner Söhne, ferner Hanmann Schlupf, Rünin Weinmann und noch zwei Andere zu sich und kündete dem unglücklichen Gefangenen das Todesurtheil an, wobei man ihn fragte, ob er in den Kleidern hinausfallen oder sie zum Heil seiner Seele in eine Kirche vergraben wolle. Hans Schneiders Antwort war: er wolle sie seinem Kinde geben, und somit zog er sich in Rünlins Hause, wo er gefangen gelegen hatte, bis auf sein Niedergewand und sein Hemd aus, und wurde auf den höchsten Punkt der Beste in Herrn Dietrichs Haus an ein Fenster geführt, unter dem sich der Abgrund auf anderthalbhundert Klafter vertiefte, wo man ihm das Haupt zu dem Fensterlein

hinausbrückte und ihn Hanmann Schlupf vollends hinabstieß. Alle hatten Hand an ihn gelegt, nur Künin Henseler nicht, der Haupturheber seines Todes.

Am achten Tage, seit sie die Burg verlassen hatte, bekam endlich die Frau Nachricht von dem, was mit ihrem Manne zu Falkenstein vorgegangen war. „Da ging sie,“ fahren die Verhöracten fort, „mit ihrem kranken Leibe von Freiburg wieder gen Falkenstein unter die Burg an die Halde und suchte da ihren Mann, und fand ihn auch zerschmettert und modernd, und zog ihn herab an den Weg, und schuf, daß er ward begraben im Falkensteinertal zu St. Oswalds Kirchen.“

Wohl mag noch jetzt kaum ein Herz ohne Nührung, kaum ein Aug' ohne Thräne des Mitleids bleiben, wenn diese Ereignisse längst verschwundener Tage an ihm vorüberziehen; diese Gräuel, diese Unmenschlichkeit auf der einen, diese zärtliche, ehliche, väterliche und mütterliche Liebe auf der andern Seite; diese heilige Sorgfalt, die des Kindes in der schweren Todesstunde nicht vergißt und sein Wohl sogar dem eingebildeten Heil der eigenen Seele voranstellt; diese unverbrüchliche Treue, die der Erschöpfung und Kraftlosigkeit des eigenen Körpers nicht achtet, den zerschmetterten, modernden Gatten in ihren Schooß nimmt und ihm den einzigen Dienst erweist, den sie ihm noch erweisen kann: ihm ein Grab an geweihter Stätte zu bereiten.

Ergreifen solche Ereignisse noch jetzt nach mehr als vierhundert Jahren mit fortreißender Gewalt jede fühlende Seele, um wie viel mächtiger, ja wie unwiderstehlich muß nicht damals ihr Eindruck gewesen seyn, als sie so eben vor sich gingen und die neue Kunde lebendig von Mund zu Mund erscholl; als noch bei den frischen Gräbern des Vaters und Kindes sich die Haufen des tief empörten Volkes versammelten, und Frau und Mutter, in ihren Schmerz zerflossen, unter sie und vor den Rath und die Gemeinde zu Freiburg trat, um sie zur gerechtesten Rache aufzurufen.

Freiburg zögerte nicht. Sogleich wurden von allen Seiten her Erkundigungen über die Burg Falkenstein eingezogen, die Beraubten mündlich und schriftlich vernommen, und schon unterm 15. Jänner des folgenden Jahres (1390) ging ein eigener

Abgeordneter an das königliche Hofgericht zu Rotweil ab, dort Wernern von Falkenstein und die Seinigen und die Befe Falkenstein in die Acht zu verklagen. —

Es ist höchst wohlthuend, bei dieser Gelegenheit die Namen so vieler wahrhaft Edeln aufgeführt zu finden, die voll Abscheu gegen die Gräueltthaten einiger ihres Standes, und weit entfernt, denselben Vorschub zu thun, mit dem rächenden Freiburg sich verbanden, um die verdiente Strafe rücksichtslos und furchtbar über die Schuldigen ergehen zu lassen.

Der Angriff scheint noch in diesem Monate (Jänner) oder doch in den ersten Tagen des folgenden ausgeführt worden zu seyn; die Burg fiel im Sturme und wurde sogleich verbrannt und bis auf den Grund niedergerissen.

Merkwürdig ist es, daß die Sage auch hier wieder das Wort nimmt und den plötzlichen, wenn man ihre Lage betrachtet, kaum erklärlichen Fall der Burg, durch eine neue ihrer kleinen Erfindungen wahrscheinlicher zu machen und zugleich auszuschnücken sucht. Sie erzählt nämlich: unter den Gewaltthaten, welche die hier wohnenden Räuber (der gemeine Mann kennt, wie gesagt, diese Burg nur als einen Räubersitz) verübt hätten, sey auch die Entführung einer wunderschönen Frau nicht zu vergessen, welche bestimmt war, hier den Küsten dieser schändlichen Menschen preis gegeben zu werden. Da sie die Unmöglichkeit, von der Befe zu kommen, eingesehen, habe sie sich scheinbar gutwillig in ihr Loos gefügt und dadurch bei den Räufern den Wahn erregt, als sey sie nun mit voller Seele die Ihrige. Endlich habe sie es gewagt, um Erlaubniß zu bitten, einen Markt in Freiburg zu besuchen, um dort Allerlei einzukaufen. Diese sei ihr auch geworden, und so habe sie dieselbe benützt, um bei dem Rathe zu Freiburg die nöthigen Anzeigen zu machen. Darauf habe sie unter Anderm einen Schurz voll Erbsen gekauft und dieselben durch das Thal bis zum Eingange in die Burg verstreut. Die Freiburger seyen sodann diesen Spuren nachgegangen und hätten, auf ein weiteres Zeichen, — ein ausgehängtes weißes Tuch, — das Thor gesprengt und die überraschten Räuber in ihrem Trunke niedergemacht oder gefangen genommen. — Sollte nicht in diesem Märchen wenigstens einige Spur von Wahrheit und vielleicht unter der wunderschönen

Frau die Wittwe des unglücklichen Welfin von Wienthal verborgen seyn? Wunderbar wäre auf diese Weise wirklich das Walten der geheimnißvollen Wiedervergeltung.

Die Zerstörung der Burg war übrigens nicht die einzige Strafe, welche die Falkensteiner traf. Freiburg hielt den Ritter Dietrich und später Klein-Rünlin sammt mehreren ihrer Helfer in schweren Banden und erst nach langer Zeit ließ man jenen eine Sühne angedeihen. —

Ohne Zweifel mußte es den Falkensteinern sehr empfindlich fallen, die fast unbezwingliche Feste ihrer Ahnen schon so früh in Trümmern zu sehen. Sie siedelten sich wahrscheinlich alle, nach dem Sturze derselben, in Freiburg an und ihre Nachkommen versuchten es nun zu Anfange des folgenden Jahrhunderts, von der Stadt Freiburg die Erlaubniß zur Wiederaufbauung ihrer Burg zu erhalten. Aber die Rathsbücher aus dieser Zeit melden: „Als vor unsern Rath gekommen sind Kaspar, Hans Jacob und Heinrich von Falkenstein von ihrer selbst und anderer ihrer Freunde wegen, und da erklärt haben, daß sie meinen, Falkenstein die Feste wieder zu bauen: da haben alte und neue Räte die Briefe und bösen Geschichten, so vor Zeiten auf Falkenstein geschehen sind, darum die Feste gebrochen ward, zu Hand genommen, angehört und darauf erkannt, daß man die Feste nie wieder baue nach den bösen räublichen und schädlichen Thaten, so da geschehen sind. Und ist darauf den Obgenannten von Falkenstein, da sie die Unsern sind, bei ihren Eiden geboten worden, die Feste nicht zu bauen und die Sache fernerhin an Niemanden zu werben noch zu treiben; käme der Rath darüber in Kosten oder Schaden, so werde er sich an sie halten. Und hat der Rath geboten, es in dieß Buch zu schreiben zur ewigen Gedächtnuß.“ (6. Juni 1414.)

Mit dem Schicksale der Burg Falkenstein scheint auch das des Geschlechtes verknüpft gewesen zu seyn. Noch war jene nicht viel über ein Jahrhundert untergegangen, so sah man auch dieses, wenigstens in unsern Gegenden, verblüht.

Und so sind denn seit Jahrhunderten diese Trümmer in dem Zustande geblieben, in welchem die rächende Hand sie einst verlassen hat. Nur bisweilen wagt es ein Umwohner, vermeinten Schatzgewölben nachspürend, die ungeheueren Mauern da

und dort anzubohren; wenn er aber dann unerwartet, statt der gehofften Schätze, auf einen Haufen modernder Knochen stößt, läßt er mit Entsetzen von seinem Unternehmen ab und versichert den Wanderer treuherzig, es seyen dieß noch Ueberreste von Reisenden, die einst in diesem Raubschloß erwürgt und verscharrt worden.

Dr. Heinrich Schreiber.

(Vergl. auch „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland.“ IV. Bd. 1844. „Die Freiherren von Falkenstein.“ S. 149.)

Der Schwarzwald.

Wie fröhlich hier im reichen Thal
Die lieben Bäume stehn,
Gereift an Gottes mildem Strahl
Geschützt von seinen Höhen!

Ihr Kirschen und Kastanien sollt
Noch manches Jahr gedeihn,
Und du Gutedel, fließend Gold,
Auch du Markgräfler Wein!

Doch höher, immer höher zieht,
Zum Walde ziehst mich hin,
Dort nach dem dunkeln Gipfel sieht
Mein liebetrunkner Sinn.

O Dreisam, süßer Aufenthalt,
O Freiburg, schöner Ort!
Mich ziehet nach dem höchsten Wald
Die höchste Sehnsucht fort.

Nicht schrecken mich im Höllenthor
Der grause Felsenweg,
Weit über Land und Fels empor
Zum Gipfel geht mein Weg.

Dein Wasser schöpf ich in der Hand,
O Donau, frohe Fahrt!
Verkünde nur im Morgenland
Der Deutschen Sinn und Art!

Du mit dem weißen Wälderhut
Und mit dem weißen Hut,
O Mägdelein süßig, schön und gut!
Grüß mir das teutsche Land.

Ich muß hinauf zum schwarzen Wald,
So liebend und allein,
Dort soll fortan mein Aufenthalt
Und meine Kirche seyn.

Euch Bäume hat kein Mensch gestreut,
Euch säte Gottes Hand,
Ihr alten hohen Tannen seyd
Mir meines Gottes Pfand.

Durch eure schlanken Wipfel geht
Sein wunderbarer Gang,
In euren grünen Zweigen weht
Ein schaurigsüßer Klang:

Das ist ein ferner Liebeston,
Er klingt wohl tausend Jahr,
Von Geistern, deren Zeit entflohn
Und deren Burg hier war.

Wie schaurig hier und wie allein
Im höchsten schwarzen Wald!
Nicht fern kann hier die Wohnung seyn,
Der seligsten Gestalt;

Der Freiheit, die mein Herz gewann,
Der süßen Heldenbraut,
Der ich, ein lieberglühter Mann,
Für ewig mich getraut.

O Freiheit, Freiheit, komm heraus,
So kräftig und so fromm,
Aus diesem dunkelgrünen Haus,
Du holde Freiheit komm!

Dort unten laß dich wieder schau'n
 Im freien teutschen Land;
 Und wahre die getreuen Gau'n
 Berm wälschen Slavenstand!

Max von Schenkendorf.
 (1814.)

Der Schwarzwald.

(Zwei Gedichte von verschiedenen Verfassern.)

I.

Ein Nachtstück.

Seht ihr den Mond am schwarzen Wald erblaffen,
 Wo traurig sich die finstre Tanne nährt!
 Dort starret ein Land voll schroffer Felsenmassen,
 Wo die Natur stets kreißt und nie gebärt;
 Wo feuchter Dunst an fahlen Dornestrüppen
 Und an dem Moos verlassner Haiden hängt,
 Und ährenlos sich auf Granitgerippen
 Der dürre Halm aus kalter Furche drängt.

Seht ihr den Berg, wo graue Nebel streifen?
 Dort welkt und bricht der matte Blütenbaum,
 Nie wird euch dort die heitre Rebe reifen,
 Dort keimt und grünt die rauhe Flechte kaum;
 Dort weht kein Lenz; es hüllt nur Nacht und Trauer
 Den schönen Tag in düstre Wolken ein;
 Des Sommers Hauch, ein kalter Todtenschauer,
 Nimmt fieberhaft durch Ager, Busch und Stein.

Seht ihr den Rand in weiter Ferne düstern,
 Den frühen Thau trinkt dort kein Morgenstrahl,
 Nur einsam tönt, wo gelbe Blätter flüstern,
 Der Unten Ruf im freudeleeren Thal;
 Der Auer nur salzt in des Forstes Mitte,
 Wo traurig sich das morsche Mühlrad dreht;
 Verlassen steht des Landmanns arme Hütte,
 Wie dort im Wald der braune Gifschwamm steht.

Seht dämmernd ihr die grauen Gipfel ragen
 Am Horizont: dort tönt kein Erndtesang,
 Nie schimmert dort der blonden Ceres Wagen,
 Um den der Fleiß des starken Pflügers rang.
 Dort jubeln nie des Herbstes frohe Lieder,
 Kein Strom trägt dort des Handels reiche Fracht;
 Von Klippen donnert dumpf der Waldbach nieder,
 Und wälzt sich grimmig durch des Thales Nacht.

Flieht jenes Land, wo rauh wie seine Eichen,
 Durch Forst und Horst der scheue Wilddieb schleicht,
 Wo Hirten nur durch magre Halben streichen,
 Und Gottes Welt dem düstern Hades gleicht.
 Nie senket dort ein Genius sich nieder
 Mit goldnem Zauberstab und Segenshand;
 Das Schrecken lähmt der Fantasie Gefieder,
 Naht sich ihr Flug dem schwarzen Felsenland.

Schönau auf dem Schwarzwald.

Anonymus.

2.

Lichtes Gegenbild.

Du wärst das Land, wo finstre Schrecken hausen,
 Im Thalgrund immer feuchter Nebel thaut?
 Kein Zephyr kost, nur Nordens Stürme brausen,
 Stets öd' die Flur, stets trüb der Himmel graut?
 Du wärst das Land, wo keine Blüthen keimen,
 Kein Strahl der Sonne, noch der Freude lacht?
 Wo Bäche wild nur über Felsen schäumen,
 Nur Schauer weht aus dunkler Föhren Nacht?

Nein, nein, das bist du nicht! Auf deinen Höhen,
 In deiner Thäler lichtem Wiesengrund,
 Wo Lüfte rein wie Gottes Odem wehen,
 Macht die Natur erst ihre Größe kund.
 Seht! wie die Höh'n im blauen Aether ragen,
 Umschirmet von der Tannen Immergrün!
 Stolz sehn sie seit der Schöpfung ersten Tagen
 Gold über sich die Morgenwolken glühn.

Hier weicht schnell des Lebens falber Schleier,
Die Haine grüßt der Sonne frühster Strahl,
Es dampft der Berg in stiller Morgenfeier,
Und blüht den Tag in's hüttenreiche Thal.

Vom Thau gedrängt die fetten Matten schimmern,
Du trinkst der Fichte süßen Würzduft,
Und rettest hin dich aus den dumpfen Zimmern,
Sobald der Vögel Chor durchjauchzt die Luft.

Auch hier wird froh der Erndte Kranz gewunden,
Wenn gleich bei uns der Traube Gold nicht glüht;
Tief wird die Freude, heiß die Lieb' empfunden,
Im stillen Thal, wo Fleiß und Handel blüht.
Gewerbsamkeit fand hier das regste Bette,
In schlichter Hütte lebt ein offner Sinn;
Die Kunst erhebt sich eifernd um die Wette,
Und schickt ihr Werk nach allen Zonen hin.

Flieht nicht dies Land, wo fette Heerden weiden,
Und stolz der Hirsch durch hohe Forste streicht;
Das Quellenreich mit seinen grünen Haiden,
Das kaum der Alpen Zauberreizen weicht.
Wie sehnt sich nach den heimathlichen Gründen
Des Schwarzwalds Sohn aus fernem Land zurück!
Er fühlt es wohl, hier einzig kann er finden
Des Wandrers Ziel: ein häuslich stilles Glück!

Stühlingen im Schwarzwalde.

Schütt.

Geisterbesuch auf dem Feldberg.*)

Hani gmeint, der Denglegeist, ihr Ehnabe vo Todtnau,
Seig e böse Geist, — jez wüßti andre B'richt z'ge.
Us der Stadt, das bini und will's au redli bikenne,
Mengem Chauf-Her verwandt, vo siebe Suppe ne Tünkli,
Aber e Sunntig-Chind. Wo näume lustige Geister
Uffem Ehrüzweg stöhn, in alte G'wölbere huse,
Und verborge Geld mit fütürige Auge hüete,
Oder vergoffe Bluet mit bittere Thräne wäsche,

*) Der höchste Berg des Schwarzwaldes; 4600 Fuß über der Meeresfläche.

Und mit Grund verschäre, mit rothe Nägele verchraße,
 Sieht's mi Aug', wenn's wetterleicht; sie wimmsele gar söllt.
 Und wo heiligi Engel mit schöne blauen Auge
 In der tiefe Nacht in stille Dörfere wandle,
 An de Fensterere lose und, höre sie liebligi Rede,
 Gegen enander lächlen und an der Huusthüre siße,
 Und die frumme Rüt im Schloß vor Schade biwahre,
 Oder wenn sie, selbander und dritt, uf Gräbere wandle,
 Und enander sage: „Do schloßt e treui Muetter,
 Do en arme Ma, doch hett er Niemes betroge.
 Schloset sanft und wohl, mer wennich wecke, wenn's Zit isch!“
 Sieht's mi Aug' im Sterneliecht und höri sie rede.
 Menge chenni mit Name und wemmer enander bigegne,
 Biete mer is d'Zit und wechsle Reden und Antwort:
 „Grüß di Gott! Hesch gueti Nacht?“ — „Gott dank der!
 so ziemli.“ —

Glaubet's oder nit! Ne mol, se schickt mi der Better
 Todtnau zue, mit allerhand verbrießliche G'schäfte. —
 Wo mer's Raffi trinken und Ankewedli drin tunke:
 „Halt' Er si nienen uf und schweg' Er nit, was em in's Muul
 chummt.“ —

Ruest mer der Better no — „und loß Er sie Tabatiere
 „Mit im Wirthshuus liege, wie's sußt bim Here der Brunch isch.“ —
 Uf und furt, i gang, und was mi der Better ermahnt het,
 Hani richtig versorgt. Jez sißi z' Todtnau im Adler —
 Und jez gang i spaziere und mein', i chönn nit verirre,
 Mein, i seig am Dorf; z'lest chresmi hinten am Feldberg;
 D'Bögel henn mit g'loßt und an de Bächlene d'Blüemli.
 Selle Fehler hani, i cha mi an Allem verthörle. —
 Drüber wird es chüel und d'Bögel siße und schwige.
 's streckt scho dört und do e Stern am düstere Himmel
 's Chöpsli usen und luegt, ob d'Sunn echt aben in's Bett seig,
 Deb er echt dörf cho, und rüest den Andere: „Chömmet!“
 Und i ha lei Hoffnig meh. Druf legi mi nieder.
 's isch e Hütte dört und isch en Aerpfeli Strau drinn.
 „D du liebe Zit,“ — so denki, — „wenn i deheim wär'!
 Oder es wär' scho Mitternacht! Es wird doch e G'spensfli
 Räume dahinte si und z'Nacht um Zwölfi verwache,

Und mer d'Zit vertribe, bis frueh die himmlische Pächter
 D'Morgelust verlöscht, und wird mer zeige, wo's Dorf isch."
 Und jez, woni's sag, und mittem vordere Finger
 's Zitli frog, wo's Zeigerli stand, — 's isch z'finster für's Aug gsi, —
 Und wo's Zitli seit, 's gang ab den Delfen, und woni
 's Pfißli use leng und denf: jez trink no Tubad,
 Als i nit vertschloß — bim Bluest! so fangen uf eimol,
 Ihrer Zue ne G'spröchli a. I mein, i ha g'loset! —
 „Gell, i chumm hüt spot? Drum isch e Meibeli g'storbe
 Z'Mambach; 's het e Fieberli g'ha und leidige Sichter.
 's isch em wohl. Der Todesbecher hani em g'heldet,
 Als es ringer gang; und d'Auge hani em zuedruckt.
 Und ha g'seit: „Schloß wohl! Mer wenn die wecke, wenn's
 Zit isch. —

Gang und biß so gut und hol mer e wengeli Wasser
 In der silberne Schaale, i will jez mi Sägesse dengle.“
 Dengle? hani denft, e Geist! und dusele'n use.
 Woni lueg, so sißt e Chnab mit goldene Fegge
 Und mit weißem G'wand und rosefarbigem Gürtel
 Schön und lieblich do, und nebenem brenne zwei Lichtli.
 „Alli guete Geister . . .“ sagi, — „Her Engel, Gott grüß di!“
 „Loben ihre Meister!“ — seit druf der Engel — „Gott dank
 der!“ —

„Nüt für übel, Her Geist, und wenn e Frögli erlaubt isch,
 Sag mer, was hesch du denn z'dengle?“ — „D'Sägesse“ —
 seit er.

„Jo, sel siehni,“ — sagi — „und ebe das möchti gern wisse,
 Wozue du ne Sägesse bruuchsch?“ — „Zuem Meibe, was
 hesch g'meint?“

Seit er zue mer. Druf sagi: „Und ebe das möchti gern wisse;“
 Sagi zuenem, — „Isch's verlaubt? Was hesch du denn
 z'meibe?“

„Gras; und was hesch du so spot do hinte z'verrichte?“
 „Nit gar viel,“ — hani gseit — „i trink e wengeli Tubad;
 Wäri nit verirrt, wohl wär's mer z'Todtnau im Adler.
 Aber mi Red nit z'vergesse, se sag mer, wenn d'witt so guet sy,
 Was du mittem Gras witt mache?“ — „Fueterere“ — seit
 er. —

„Eben und das nimmt mi Wunder, de wirsch doch, Gott will,
fe Ehue ha?“ —

„Nei, ne Ehue jüst nit, doch Chalbele,“ — seit er — „und Esel;
Siehst du dort selli Stern?“ — Druf het er mer obe ne Stern
zeigt.

„'s Bienecht-Ehindli's Esel, und's heilige Friedeli's Chalble*)
Dthme d'Sterne-Luft dört oben und warten uf's Fueter.

Und dört wachst fei Gras! Dört wachse numme Rosinli“ —

Het er g'seit — „und Milch und Hunig rieslen im Bäche,

Aber 's Bieh isch semper, 's will alli Morge si Gras ha,

Und e Löckli Heu! und Wasser us irdische Quelle.

Dordurwille dengli jez und willi gho meihe.

Wärsch nit der Ehre werth, und seisch, de wellsch mer au
helfe?“ —

So het der Engel g'seit. Druf sagi wieder zuem Engel:

„Lueg, 's isch so ne Sach: Es sott mer e herzlich Freud sy;

D'Stadtlüt wisse nüt vo dem; mer rechnen und schribe;

Zähle Geld, sell chönne mer, und messen und wäge,

Laden uf und laden ab, und esse und trinke.

Was me brucht in's Muul, in Euchi, Cheller und Chammer,

Strömt zu alle Thoren i, in Zeinen und Chrege;

's lauft in alle Gassen, es rüeft an allen Ede:

Chromet Chirsi, chromet Anke, chromet Andivi!

Chromet Ziebele, geli Ruebe, Peterlinwurze!

Schwebelhölzli, Schwebelhölzli, Bodetolrabe!

Paraplü', wer kooft? Redholderberi und Chümme?

Alles für baar Geld und Alles für Zucker und Raffi,

— Hesch du au scho Raffi trunke, Herr Engel, wie schmeckt's
der?“ —

„Schweß mer nit so närsch!“ — seit druf der Engel und
lächlet —

„Nei, mer trinke Himmelsluft und esse Rosinli,

Bieri alle Tag, und an de Sunntige fünfi.

Chumm jez, wenn de mit mer witt, jez gangi go meihe,

Hinter Todtnau abe, am Weg, an grasige Halde.“ —

*) Nach der alten Sage hätte der heilige Fridolin mit zwei jungen Röhren eine Tanne bei Säckingen in den Rhein geführt und dadurch diesen Fluß von der einen Seite der Stadt auf die andere geleitet.

„Jo, Herr Engel, frill willi, wenn de mi mit niemsch,
 's wird afange chüel. I will der d'Sägesse trage.
 Magsch e Pfiffli Taback rauche, stohts der zue Dienste!“ —
 Sieber rüeft der Engel: „Puhuh!“ — Ne fūrige Ma stoht,
 Wie im Wetter do. — „Chumm, zündis abe go Todtnau!“
 Seits und voris her marschieret der Puhu in Flamme,
 Ueber Stod und Stei und Dorn, e ledigi Fackle.
 „Gelt, 's isch chummli so?“ — seit jez der Engel — „was
 machsch echt?“

Worum schlagsch denn Fūr? Und worum zündisch dei Pfiffli
 Nit am Puhu a? De wirsch en doch öbbe nit förchte,
 So ne Fraufaste-Chind, wie du bisch, — het er di g'fresse?“ —
 „Nei, Her Engel, g'fresse nit; doch mueßi bifenne,
 Halber hani'm numme traut. Guet brennt mer der Tuback.
 Selle Fehler hani, die fūrige Manne förchi;
 Lieber sieben Engel, as so ne brennige Satan!“ —
 „'s isch doch au ne Gruus,“ — seit jez der Engel — „as
 d'Mensche

So ne Furcht vor G'spenstere hen, und hätte's nit nöthig.
 's sin zwee einzigi Geister de Mensche g'fährli und furchtbar:
 Irrgeist heist der eint', und Mloggeist heist der ander;
 Und der Irrgeist wohnt im Wi. Us Channe und Chrusse
 Stigt er eim in Chopf und macht zerrütteti Sinne.
 Selle Geist führt irr im Wald uf Wegen und Stege,
 's goht mit eim z'unterst und z'oberst, der Bode will unter eim
 breche;

D'Brucke schwanke, d'Berg bewege si, Alles isch doppelt.
 Nimm di vorem in Acht!“ — Druf sagi wieder zuem Engel:
 „'s isch e Stich, er bluetet nit! Herr Gleitsma, i merk di.
 Nüechter bini g'wis. I ha en einzig Schöppli
 Trunke g'ha im Adler, und frog der Adlerwirth selber.
 Aber biß so guet und sag mer, wer isch der Ander?“ —
 „Wer der Ander isch?“ — seit jez der Engel — „das frogsch
 mi!

Es isch e böse Geist, Gott well di vorem biwahre!
 Wemme früeh verwacht, um Bieri oder um Fünfi,
 Stoht er vorem Bett mit große, fūrige Auge,
 Seit eim guete Tag mit glühige Ruethen und Zange.

's hilft kei das walt Gott, und hilft kei Ave Maria!
 Wemme bete will, enanderno hebt er eim 's Muul zu.
 Wemmen an Himmel luegt, se streut er Aeschen in d'Auge; —
 Het me Hunger, — und isst, — er wirft eim Vermuth in
 d'Suppe;

Möcht mer z'De trinke, er schüttet Gallen in Becher.

Lauft me wie ne Hirz, er au, und blibt nit dehinte.

Schlicht me wie ne Schatte, se seit er: Jo, mer wenn g'mach
 thue.

Stobt er nit in der Chilchen und sitzt er nit zue der in's Wirths-
 huus?

Wo de gohsch und wo de stohsch, sin G'spenster und G'spenster.
 Gohsch in's Bett, thuesch d'Auge zue, se seit er: 's pressirt nit
 Mittem Schlofe. Los, i will der näumis verzehele:

Weisch no, wie de g'stohle hesch, und d'Waisli bitroge,
 So und so, und das und deis; und wenn er am End isch,
 Fangt er vo vornen a, und viel will's Schlofe nit sage." —

So het der Engel g'seit, und wie ne füürige Luppe
 Het der Puhu g'sprüht. Druf sagi wieder: „I bi doch
 Au ne Sunntig-Chind, mit mengem Geistli bifründet,
 Aber b'hüet mi Gott der Her!“ — Druf lächlet der Engel:
 „B'halt di G'wisse rein, 's goht über b'siebmien und b'segne,
 Und gang jez das Wegli ab, dort nieden isch Todtnau.

Nimm der Puhu mit, und lösch en ab in der Wiese,
 As er nit in d'Dörfer rennt und d'Schüüre nit azündt.
 B'huet di Gott, und halt di wohl!“ — Druf sagi: „Her-
 Engel!

B'huet di Gott der Her, und zürne nüt! Wenn de in d'Stadt
 chumsch,

In der heilige Zit, se b'suech mi, 's soll mer en Ehr sy.
 's stöhn der Rosinli z'Dienst und Hypokras, wenn er di animmt.
 D'Sternelust isch rau, absonderli nebe der Birsig. *)"

Drüber graut der Tag, und richtig chummi go Todtnau,
 Und gang wieder Basel zue im lieblige Schatte.

Boni an Mambach chumm, se trage sie 's Meibeli use,
 Mittem heilige Ehrüz und mit der verblichene Fahne,

*) Birsig; ein Flüschen, welches durch Basel fließt.

Mittem Chranz am Todtebaum, und brieden und schluchze.
 Hent vers denn nit g'hört? Er will's jo wecke, wenn's Zit isch.
 Und am Ristig druf, se Hummi wieder zuem Better;
 D'Eubak-Dose hani richtig näume lo liege.

J. Peter Hebel.

Die Kinder im Stollenbach.

Auf der Mitternachtseite des Feldbergs liegt der Stollenbach, die Viehhütte der Gemeinde Zastler; dort begab es sich vor etwa 30 Jahren, daß ein Paar Kinder, ein Knabe und ein Mägdlein, als sie den ganzen Sommer hindurch — von Morgens früh bis Abends spät beisammen allein gelassen, — die Heerde weideten, sich nach und nach eine ganz eigene Sprache bildeten. Als man nach Heiligkreuz wieder heimfuhr in's Thal, zeigte sich's, daß diese Kinder die gewöhnliche Sprache gar nicht mehr verstanden; dagegen bedienten sie sich nun einer ganz eigenen, selbst erfundenen. Sie schnalzten nämlich auf eine besondere, so verschiedenartige Weise mit der Zunge, daß sie einander ganz wohl verstanden; auch wollten sie anfangs gar nicht anders miteinander sprechen, als so. Man mußte sie mit Gewalt dazu nöthigen, die gewöhnliche Wortsprache wieder neu zu lernen und anzunehmen.

E. S. S.

Feldberg.

Der Jäger.

Nicht ferne vom Feldberg, über einer der einsamsten Schluchten des Schwarzwaldes, sieht man noch das zerbröckelte Gemäuer einer alten Burg, deren Namen verloren gegangen ist. Doch hat sich noch folgende Sage davon erhalten.

Der letzte Bewohner des Schlosses war ein reicher Graf, der jedoch, außer dem Waidwerk, keine andere Lust und Beschäftigung kannte. Er hegte das Wild in seinen Forsten so reichlich, daß es die Felder der umwohnenden Bauern gänzlich verwüstete und viele armen Leute darüber Hungers starben.

Einſt, am Vorabend eines kirchlichen Feſtes, trieb er ſich, wie gewöhnlich, bis tief in die Nacht im Walde herum, kam dabei ab von ſeinem Gefolge und verirrte ſich in eine ihm völlig unbekannte Gegend. Umſonſt gab er ſich alle Mühe, einen Pfad zu entdecken; die Wildniß wurde immer verwachſener und ihm blieb zuletzt kaum ſo viel Kraft, ſich durch das dichte Geſtrüpp hindurch zu arbeiten. Endlich um Mitternacht kam er an einen freien Platz im tiefften Forſte, wo er ſich auf den Kaſen niederwarf, um auszuraſten. Da vernahm er ein Räuſchen und Stöhnen in den Gebüſchen und griff raſch nach ſeinem Jagdspieße; doch ſeine Hunde begannen ſo ängſtlich zu winſeln und ſich hinter ihm zu verkriechen, daß es ihm ſelbſt, ſo beherzt er ſonſt war, ganz unheimlich zu Muth wurde. Plötzlich ſtürzte ein hoher ſtattlicher Mann, einen Schießbogen in der Hand und ein Hiſthorn an der Seite, aus dem Walde hervor auf den freien Platz, und hinter ihm drein klappernd und rasselnd eine Schaar von Todtengerippen, ſämmtlich auf gewaltigen Sechzehnern daherg jagend. Der Mann ſuchte ihnen, ſo ſchnell ihn ſeine Füße tragen konnten, zu entrinnen, aber wohin er ſich auch wenden mochte, von allen Seiten kam ihm ein Trupp ſolcher mit langen Spießen bewaffneter knöcherner Reiter entgegen und hegte ihn wohl über eine Stunde lang auf dem Plage hin und her, bis der Graf in der Angſt ſeines Herzens mit lauter Stimme den Namen des Erlöſers anrief, worauf im Nu die Gerippe auf ihren Hirſchen nach allen Richtungen auseinanderſtoßen und verſchwanden. Der Mann aber, den ſie ſo herumgejagt hatten, trat zum Grafen und ſagte im hohlen Tone:

„Ich bin der Geiſt deines Urgroßvaters und habe, wie du, mein Lebenlang Wild und Menſchen zu Tode gequält. Wohl hundert arme Wilderer, die ſich in meinen Bann wagten, ließ ich lebendig auf Hirſche ſchmieden und dieſe dann durch meine Hunde hegen, bis ſie dem Tode nah zuſammenſtürzten, während die Unglücklichen, die darauf ſaßen, unter langen Qualen ihren Athem verhauchten. Zur Strafe muß ich nun jede Nacht in dieſen Wäldern umherirren; jede Nacht werde ich nun ſelbſt verfolgt und gehegt von dem Schwarme der von mir Gemordeten und ich büße tauſendfach für das, was ich an ihnen verübt.

Laß dich mein jammervolles Beispiel warnen: gehe nach Hause und werde menschlicher, als ich es war!"

Mit diesen Worten verschwand die Erscheinung. Der Graf aber war so vom Schrecken gelähmt, daß er sich nicht von der Stelle zu bewegen vermochte. Erst am Morgen fanden ihn seine Leute dort liegen, allein seine Züge waren so sehr entstellt, daß sie kaum ihn mehr noch erkannten. Sie wollten ihn auf seine Burg tragen, aber er that ihnen seinen unerschütterlichen Entschluß kund, an diesem Orte eine Klause zu bauen, und bis diese fertig seyn würde, einstweilen in einer nahegelegenen Felsenhöhle zu wohnen. Seine bewegliche Habe ließ er unter die Armen vertheilen und alle Zugänge zu seiner Burg vermauern, damit kein menschliches Wesen dieselbe mehr betreten könne, und der Name seines Geschlechtes verschwinde unter den Menschen.

Nach Alois Schreiber.

Feldsee.

Hat man von dem furchtbar-schönen Todtnauer Thal aus über Brandenburg den Feldberg erstiegen, so zieht sich der Weg eine Zeitlang auf der fast wellenförmigen Hochebene fort bis zu dem östlichen Abhange desselben. Nun erblickt man auf einmal in einer schauerlichen Tiefe von mehr als 2000 Fuß unter sich, jedoch noch in einer Höhe von 2287 Fuß über dem Meeresspiegel, einen schwarzgrauen, kleinen, kreisförmigen See, mit düstern Tannen und Föhren, von welchen viele Stämme, theils vom Blitze verkohlt, theils vom Sturme hiehergeschmettert, umherliegen, begrenzt. Dieser See heißt der Feldsee, ist über 13 Morgen groß, und soll gute Lachsforellen enthalten. Seine schwarze Tintenfarbe, in Verbindung mit der finstern Nadelwaldung und den zerklüfteten Felsenhängen, welche sein Ufer bilden; die tiefe Einsamkeit der Gegend und die schauerliche Stille der Natur, bilden hier eine grausenhaft-schöne Naturscene.

Außer den Naturfreunden, worunter namentlich die Liebhaber der Botanik hier eine schätzbare Ausbeute finden, wendet nur dann und wann ein Bäuerlein in frommer Einfalt und mit scheuem Herzen sich diesen unheimlichen Gestaden zu. Denn —

so geht die Sage — seit undenklichen Zeiten wurden böse Geister oder Dämonen in die unergründliche Tiefe des Feldsee's versenkt. Spuckt ein solcher Kobold in irgend einem Hause der Umgegend, so wird er von dem nächsten besten Geistlichen beschworen, in eine Flasche gebannt, dieselbe, wenn gleich nicht mit dem Siegel Salomonis, doch fest genug verspundet, in aller Stille zum See getragen und darin versenkt. Jetzt, nachdem er das geheimnißvolle Werk vollbracht und dem See wieder den Rücken gewandt, jetzt — nimm dich in Acht! Blicke ja nicht zurück! Denn seltsame Stimmen in wirrer Tonmischung rufen dir zu, rufen dir nach. Du bist verloren, wenn du dich umschau'st — die noch freien Geister ergreifen dich und stürzen dich in den nächtlichen Abgrund des See's.

An den Ufern desselben spuckt auch zuweilen der durch unsern Hebel berühmt gewordene Denglegeist. (Siehe das Gedicht: „Geisterbesuch auf dem Feldberg.“) Schon Mancher, der z. B. von Todtnau her aus dem Wirthshaus einen andern Geist im Kopf mitgeschleppt, welche Art der Denglegeist nicht ausstehen könne, soll's übel empfunden haben. Er sey im Nebel herumgeführt worden die ganze Nacht hindurch; ja, einst habe derselbe einen Wildfrevler, der schon viel Schlimmes begangen und über die Neckereien des Denglegeist entsetzlich geflucht hatte, in seinem Grimm in den See hinuntergestürzt. Auch die geistlichen Herren von St. Blasien sollen ihm verhaßt gewesen seyn, weil ihn einige zu beschwören und zu bannen versucht hatten. Sie seyen einst ausgegangen und hätten auf dem Gipfel des Feldbergs ein Feuer angezündet, um ihm auf die Spur zu kommen. Da habe der Denglegeist es sogleich wüthend ausgeblasen und die Mönchlein mit einer fürchterlichen, von einem Stein- und Hagelregen begleiteten Windsbraut den Berg wieder hinunter gesagt. Zwei Professoren oder weisen Meistern von der Freiburger Universität, welche bald nachher denselben Versuch anstellen wollten, sey es nicht besser ergangen.

M. Schlr.

Titisee.*)

Nachdem schon Manche vergebens gesucht hatten, die Tiefe des Titisee's zu erforschen, fuhr Einer, mit dem festen Vorsatz, dieselbe kennen zu lernen, in einem Kahn in die Mitte des See's und warf an einer fast endlosen Schnur das Senkblei aus. Schon schwebte dieses in ungeheurer Tiefe und doch war noch eine Menge Schnur zum Nachlassen vorhanden, da rief aus dem Wasser eine Stimme in fürchterlichem Tone:

„Misset du mich,
So freß ich dich!“

Voll Schrecken ließ nun der Mann von seinem Unternehmen ab und seitdem hat Niemand mehr gewagt, die Tiefe des See's zu ergründen.

(Siehe Mone's Anzeiger 2c. v. J. 1829.)

*) Zwei Stunden östlich vom Feldberg, an der Poststraße nach Lengkirch.



Sagen aus der Baar.*)



Das Kolmen-Weibchen.

Oberhalb des großen Hofes in der zur Pfarre Friedenweiler, Bezirksamts Neustadt, gehörigen Thalgemeinde Schwarzenbach, wird die Höhe der Kolmen genannt. Die Umgebung desselben ist der Aufenthalt eines sogenannten Berg-

-
- *) Baar bezeichnet überhaupt eine Gegend, nicht aber eine abgeschlossene Grafschaft, weshalb es gewöhnlich als Anhangewort gebraucht wird, z. B. Bertholdsbaar, Adelhartsbaar, Albuinsbaar 2c. Dieser große Gau grenzt westlich an den Breisgau und die Ortenau, nördlich an den Nagold- und Sülchgau, östlich an die Schwäbische Alp und südlich an den Ertzgau, Hegau und Albgau.

Neben einem festen und doch heiteren Glauben, der des Lebens Lustbarkeit nicht ausschloß am ersten Maitag, um die Feuer der Johannisnacht bei den Hahnentänzen der Kirchweihe, bei dem drolligen Hammeltanze 2c. konnte es dem Volke in der Nähe so einsamer Gebirge, so geheimnißvoll rauschender Tannenwälder, an mancherlei Aberglauben und Märchen nicht fehlen. So wurde das erstgelegte Ei einer Henne über das Dach des Hauses geworfen, damit sie später um so reichlicher lege. So wurde neben dem Hofgut die geweihte Palme gegen den Blitzstrahl aufgerichtet; ein Ruhm, wer die größte und schmutzeste zur kirchlichen Weihe trug. So wurden durch besondere Segnungen und Gebräuche Brautleute und Wöchnerinnen gegen den Einfluß böser Geister geschützt; gegen diese verrichtete der Hausvater das Abendgebet zum offenen Fenster hinaus; von ihnen bevölkert sind die Tiefen der Waldseen, die Schächten der Bergwerke, die Schluchten des Urgebirgs; sie führen im Riede von Pfohren, (darunter namentlich der sog. „Schnauser“,) den Wanderer irre in den langen Winternächten; deswegen erschallt um 9, 10 und 11 Uhr von den Kirchtürmen die geweihte Schnee- und Nebelglocke. Solcherlei Geister bannte aus Hof, Haus und Stallung der Kapuziner in eine Büchse und trug sie leuchtend auf den Feldberg, um sie in den schwarzen Abgrund des stillen See's zu versenken. Auf eben diesem Berge vernimmt der Schwarzwälder in schwülen Sommernächten die Arbeit des Dengeleistes und die Wälder zwischen der Brigach und Brege bevölkerte die Fantasie mit dem „Hollohoh!“ einem menschenwürgenden Gespenste. — Von größeren und leider traurigeren Folgen war der Glaube an den Verkehr des Menschen mit den bösen Geistern in den, freilich zum Theil auch durch Habsucht angeregten Hexenverfolgungen, vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an. Wie dieser aufgekommen und in ganz Europa zur krankhaften Sucht zweier Jahrhunderte geworden, ist hier nicht der Ort zu untersuchen; nur das glauben wir erwähnen zu müssen, daß, während Rotweil von 1561 bis 1648 Einhundertdreizehn Personen gerichtlich verhörte, folterte und verbrannte, in Bräunlingen doch einmal die Folter nicht angewendet wurde; — freilich mußte der Beschuldigte Urfehde

weibchens, in der Umgegend unter dem Namen „Kolmen-Weible“ bekannt. Dieses räthselhafte Wesen sei, wie Diejenigen, welche ihm zufällig begegneten, es beschreiben, von kleiner, gedrungenen Gestalt, habe ein Gredsele oder Hütte (Tragkorb) auf dem Rücken und einen langen Stod in der Hand; die Kleidertracht sei jene der Bewohner des Thales von St. Märgen: kurze Tüppe (Rock) mit dreifarbigem unten vorstehender sogenannter B'lege. —

Das Kolmenweibchen treibt verschiedenartigen Spud; folgender Vorfall ist aus neuerer Zeit.

An einem Spätherbstmorgen ritt der Obervogt von Neustadt quer über den Kolmen in das Schollacher Thal. Er hatte lederne Handschuhe an. Um bequemer eine Prise Taback aus der Dose nehmen zu können, zieht er den einen aus und will ihn unter dem linken Arm festhalten; er entfällt ihm jedoch und schon ist er Willens vom Pferd zu steigen, als er vom nahen Walbrand eine kleine weibliche Person bis auf etwa fünfzehn Schritte eilig auf ihn zukommen sieht. Der Obervogt ruft: „He Weible, sei so gut und hebe mir gegen eine Belohnung meinen Handschuh auf!“ Dieses bleibt jedoch, beide Hände auf den Stod gestützt und auf diese das Kinn legend, unbeweglich und starr ihn anblickend, stehen. Der Obervogt, in der Meinung, das Weibchen höre nicht gut, ruft wiederholt und stärker und langt zugleich ein Geldstück aus der Tasche, das er als Belohnung verspricht. Als aber das Weiblein nach wie vor unbeweglich stehen bleibt, ruft ihm der Reiter verdrießlich zu: „ich glaubte dich nicht so reich, daß du den kleinen Dienst nicht um ein Sechskreuzerstück mir thun könntest!“ und begleitete diese

schwören und geloben, seine Hofstätte nie mehr zu verlassen, außer um in einer nahen Kapelle zu beten (1564). — Auch erholte sich die nämliche Stadt bei Rechtsgelehrten und Jesuiten Rathes, wenn die Inquisiten zu leugnen pflegten, und wurde zu ihren Untersuchungen durch Geständnisse aus anderen Städten aufgefordert, z. B. von Hüsingen, 1632. — Auf dem Lande kamen natürlich solche Hinrichtungen selten vor, da die Opfer des Wahnglaubens meist in den Städten von ihrem Schicksal ereilt wurden; auch war, im 17. Jahrhundert wenigstens, meistens das Bekenntniß grober Verbrechen das Ende des Prozesses. Die letzte Hinrichtung geschah wohl zu Donaueschingen an einem fünfzehnjährigen Knaben, der des Bündnisses mit dem Satan und der Giftmischnerei angeklagt war, durch das Schwert, im Jahr 1719.

(Vergleiche Universallexikon von Baden, die Artikel „Baar“ und „Fürstenbergische Landesgeschichte.“)

Worte mit einem gewöhnlichen Fluch. Doch kaum war das Wort aus seinem Munde, so verlängerte sich die Gestalt des Persönchens um! das Doppelte und fuhr, geschwind wie der Wind an dem Pferde (das laut zu wiehern anfang) vorüber bis an den andern Saum des Waldes, in welchem es verschwand. Der Obervogt, obgleich ihn Furcht ergriff, stieg dennoch ab und hob den Handschuh selbst auf, das Pferd, so „tuglich“ selbes sonst war, ließ ihn aber bis Schollach durchaus nicht mehr aufsitzen, obgleich er dies wiederholt versuchte und demselben auf alle mögliche Art schmeichelte.

Nicht selten geschieht es, daß Leute, die Nachts über den Kolmen gehen, sich verirren, obgleich ihnen der Weg sonst wohl bekannt ist. Bald kommen sie nach stundenlangem Umherlaufen wieder auf der nämlichen Stelle an, wo sie vom Wege abkamen, oder sie schlagen eine ganz andere Richtung ein, bald bergaufwärts durch Wald oder thalabwärts durch Brachfeld und Wiesland, oft halbe, ja ganze Nächte sich abmügend. Gewöhnlich haben sie das Kolmenweibchen zur Begleiterin, das bald näher oder ferner, vor- oder seitwärts wandelt, doch nur von Denjenigen gesehen wird, welche in den sogenannten Frohnfastenwochen geboren sind.

J. A. Rueb.

Das Jungfrauenkirchlein zu Böhrenbach.

An der Straße von Billingen nach Freiburg und am Bregbache liegt das gewerb- und handelsthätige Städtchen Böhrenbach, das dem Phönix gleicht, welcher immer wieder aus seiner eigenen Asche ersteht; denn schon viermal (zuletzt im Jahre 1819) hatte es das Unglück, ein Raub der Flammen zu werden, und doch stand es bald wieder und immer schöner aus seiner Asche wieder auf. Unweit davon, an der Billinger Steig, steht eine Kapelle, zu den sieben Jungfrauen, die, vom Sturme der Zeit hart mitgenommen, ehrwürdig zu schauen ist und von dem sich folgende Sage erhalten hat:

Hoch ob dem rauschenden Bache, umgeben von einem weiten Kranze mächtiger, Eichen und Linden, stand in grauer Vorzeit ein Ritterschloß, dessen Besitzer, stark und kühn, sonst nie die Lanze schwang, als in den Kämpfen, wo es galt, sein eigenes

Recht zu wahren oder die flehende Unschuld zu schützen. Seine Tugend war felsenfest, seine Tapferkeit eines biedern Deutschen würdig. Sieben Töchter, die ihm seine Gemahlin während einer langen, glücklichen Ehe geschenkt hatte und die, schlanken Wuchses, hold und zart, worüber die Sittsamkeit ihren Lilien-schleier goß, den Reiz der Mutter befundeten, versüßten ihm den Wittwerstand und die sich allmählig zeigenden Beschwerden des Alters. Zum Dank für dieses ihm vom Himmel bescheerte Glück baute der Ritter jenes Kirchlein, welches er andächtig zu schmücken beschloß. Ehe dieses aber geschehen konnte, erscholl die Schreckenskunde, daß ein Schwarm der wilden Hunnen, deren furchtbares Heer unter ihrem Anführer Attila wie ein verheerender Strom sich in die Rheingegenden wälzte, auch in das einsame Thal der Brege eingebrochen sey. Ein heißer Kampf entspann sich zwischen den Thalbewohnern und der räuberischen Schaar. Der Ritter, welcher mit seinen Treuen Löwenmuthig focht, fiel, und über ihn hinweg rückte die mordende Horde zur Erstürmung des Schlosses, dessen unbeschützte Mauern sohin leicht überstiegen wurden. Wild durchtobten die Feinde die Hallen der Burg und drangen auch in den hochgewölbten Saal, wo sie die sieben Töchter des gefallenen Ritters vor einem Jesusbilde knieend fanden. Die Mohnen, denen weibliche Tugend eben so wenig als Wehrlosigkeit galt, wollten sich der Jungfrauen zur Stillung ihrer frechen Lüste bedienen; doch auf das heiße Flehen der Bedrängten vor dem Bilde des leidenden Heilandes verwandeln sich plötzlich die Gestalten der sieben Schwestern in Engel, und vor dem Verklärungsschein der Himmlischen beben die Hunnen zurück, jene aber schweben ungefährdet durch die Reihen der Feinde singend aus dem Schloßthore zum Kirchlein hinüber, das, von unsichtbaren Händen geöffnet, sie aufnimmt und sogleich wieder fest sich verschließt. Von Angst gedrängt und Schauer umflossen gedenkt die so eben noch zügellose Horde nicht mehr an die Ausführung ihres ruchlosen Vorhabens, sondern flieht, wie von Rachegeistern verfolgt, aus dem Thale.

Das Ritterschloß mit seinem Eichen- und Lindentranze ist im Verlauf der Zeit gefallen, doch das Wunderkirchlein steht noch und oft hört in stillen Nächten der einsam Vorbeiwander-

dernde liebevolle Stimmen gleich süßen Harfentönen erklingen, daß sich unwillkürlich die Schritte hemmen und das Gemüth mit Sehnsucht nach oben erfüllt!

J. A. Rueb.

Die Entstehung der Wallfahrtskirche in Triberg.

In einer höchst eigenthümlichen und romantischen Lage, deren Umgebung zu den reizendsten Partien des Schwarzwaldes gehört, und im Herzen dieses Berglandes, in einem ziemlich engen, von drei steilen Bergrücken gebildeten Thale, beim Zusammenfluß dreier Waldbäche (der Schonach, des Fall- und Rußbaches), aus welchen die Gutach entsteht und die den bekannten großartigen Wasserfall bildet, welcher der Gegend einen wahrhaft schweizerischen Charakter voll wildschöner Reize verleiht, ruht einsam und traulich das Städtchen Triberg, seit dem Brande vom 1. Juli 1826, wobei nur das einzeln stehende und hochliegende Amtshaus und einige entfernt liegende Häuser verschont blieben, schön und regelmäßig wieder aufgebaut.

Die Pfarrkirche, bei der man das Städtchen überschauen kann und woselbst auch noch unten am Pfarrhause ein kleiner, niedlicher Wasserfall sich befindet, ist zugleich ein Wallfahrtsziel, welches gegen Ende des 17. Jahrhunderts entstand.

In der von dem raschen Waldbache durchrauschten Felsenflucht ist eine natürliche Aeolsharfe, gebildet durch ein sacht abgebrochenes Felsenstück, das auf den Luftzug eine eigene widerstrebende Einwirkung übt. Melodisch bewegen sich im Windhauche die Wipfel der Bäume und der Bergbach gegenüber begleitet die geisterhaften Töne, deren Musik in windigen Nächten eben so schauerlich als angenehm zu hören ist. — Zur obgenannten Zeit lagen auf den benachbarten Schönwälder und Schonacher Höhen östreichische Soldaten, die sehr oft das nahe Triberg besuchten. Jedesmal, wenn sie vom Städtchen den engen Fußpfad am rauschenden Bache von Schonach heraufstiegen, glaubten sie wunderbare Melodien in den Wipfeln der Tannen zu hören, deren Entstehung ihr frommer Sinn aus einer übernatürlichen Wirkung herleitete. Sie suchten nach und fanden in einem der

schönsten und höchsten Tannenbäume, neben dem ein klarer Felsenquell hervorsprudelte, ein aus Lindenholz geschnitztes Marienbild mit dem Jesuskinde, welches ein Triberger Bürger, Friedrich Schwab, als Opfergabe für die an diesem Felsbrünnlein erhaltene Genesung vom Ausfalle im Jahr 1680 hier angeheftet hatte. Die Soldaten, in den ungewöhnlichen Tönen eine Huldigung der Engel ahnend, welche hier der Gottesmutter gebracht werde, bezeugten dem Bilde ihre Ehrerbietung, faßten dasselbe in eine blecherne Kapsel mit der Ueberschrift: Sancta Maria, patrona militum, ora pro nobis! und befestigten eine Opferbüchse daran, in die so reichlich gespendet wurde, daß bald eine hölzerne Kapelle errichtet werden konnte. Bis zum Jahre 1696 waren die milden Gaben schon so beträchtlich angewachsen, daß der Bau einer großen Kirche begonnen werden konnte, deren Grundstein ein Hauptmann von Ragenetz legte, zu dessen Regiment die Soldaten gehörten, welche die Aeolsharfeentöne hörten und das Marienbild fanden. Oestreichs und Badens Fürsten, so wie andere hohe und niedere geistliche und weltliche Personen unterstützten das Werk, welches im Jahr 1709 vollendet wurde, reichlich und begabten es noch zudem mit bedeutenden Einkünften; auch andächtige Pilgrime, von religiöser Begeisterung ergriffen, strömten bald von allen Seiten zu dieser neuen Wallfahrtsstätte.

J. A. Rueb.

Die sieben Höfe im Nittiswald.

In Waldkirch lebte einst eine edle Frau, Namens Magdalena Kückelmann; diese hielt einst bei der Herrschaft Triberg darum an, ihr so viel Feld zu gewähren, als in einem Tag mit einem Pflug umfahren werden könnte; da ihr nun dies Gesuch bewilligt worden, ließ sie ein kleines Pflügchen von Gold verfertigen, dasselbe mit Pferden bespannen und durch ihren Knecht um die sieben Höfe im Nittiswald herumfahren. Als dies geschehen, berichtete sie es nach Triberg und sprach die sieben Höfe als ihr Eigenthum an; die Herrschaft aber wollte nicht Wort halten und schlug es ihr ab; darüber aufgebracht, ließ die Edelfrau die sieben Höfe ausplündern und verbrennen, und seitdem ist jener Wald öd' und wild verblieben; nur im

sogenannten Kastengrund sieht man noch einige Mauertrümmer von drei jener Hofstätten.

Julius Leichtlin.

(Siehe Freiburger Wochenblatt. Jahrgang 1819, S. 183.)

Die Glocke zu St. Georgen.

Als man in diesem Dorfe des Schwarzwaldes zur ersten lutherischen Predigt die alte Glocke zog, welche Susanne hieß, fiel dieselbe gleich aus dem Kirchturme und eine Strecke weit den Berg hinab. Man lud sie nun auf einen Wagen, woran zehn Ochsen gespannt waren und wollte sie wieder hinaufführen, allein der Wagen war nicht von der Stelle zu bringen, worüber die Bauern so böse wurden, daß sie riefen:

„Susanne!

In unserer Kirche mußt du hangen,

Es sey Gott lieb oder leid!“

Raum war dies gesagt, so rollte der Wagen mit sammt Glocke, Ochsen und Fuhrleuten in den unten liegenden Weiher, wo Alles mit einander unrettbar versank. Noch jetzt hört man darin, zu den heiligen Zeiten, die Glocke läuten, die Ochsen brüllen und die Fuhrleute mit den Peitschen knallen; auch wird noch das Loch gezeigt, welches die Glocke, bei ihrem Fall aus dem Thurme, in den Boden geschlagen hat.

(Siehe Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Jahrg. 1829.)

Willinger Sagen. ¹⁾

Das wilde Feuer.

Gleichwie die göttliche Schickungen, Verhängnuß und Zulassungen zu allen Zeiten, alle Orthe dieser Welt bald zu Gnaden, oder Straff, oder Schrecken, Begaabung oder Heimsuchung nach vero unerforschlichen Gerichten und Absehen befallen; solchen Schicksaal empfindete auch Willingen im Jahr 1271, in welchem, nach Bezeug uralter Schriften, diese Statt durch das

wilde Feuer, so vom nideren Thor hereingebrochen, (außer der Kirchen, Spithal, und Hauß der Niederen [Minoriten] Brüder) schier gar in die Aschen so schnell und häßtig zusammengeworfen worden, daß in dieser so fläglich = als schädlichen Brunst auff die 330 Manns = und Weibspersohnen jämmerlich mit verbrunnen, oder sonst armseelig umkommen, worbey zwar die neben Bericht (an)geben: daß selbe erste Statt = Häuser bey weitem nit so bemauret, sondern meisten von Holz = Laim und Latt-Wänden aufgebauet gewesen.²⁾ Nachdem aber die Wider-Aufferbauung von 1271 weit in das 1300te Jahr hinein sich erstreckt, so hat indessen der versöhnlich und allzeit widertröstende Himmel dem erschreckten Billingen weit einen theureren und kostbareren Statt = Schatz ohnverhofft zukommen lassen, als der ganze Feuer = und = Brunsts = Verlust zu schätzen wäre, nemlich an dem so genanten N ä g e l i n s = C r e u z sunder = und wunderbahrer Erhaltung.³⁾

(Auszug aus einem alten Büchlein ohne Titel, eine Art kurzer Chronik der Billinger Stadtgeschichte, gefälligst mitgetheilt von Herrn Chorregenten Dürr dortselbst.)

¹⁾ Billingen wurde im Jahr 1119 von Berthold III., dem Erbauer Freiburgs i. B. zu bauen angefangen, und durch dessen Sohn, Berthold IV. mit nach Freiburgs Vorbild eingerichtetem Gemeindegewesen, vollendet. Die Geschichte der Stadt ist eine Bilderreihe des mannichfachen Schicksalswechsels, namentlich schwerer verheerender Belagerungen.

²⁾ Zu obenerwähnter Feuersbrunst gibt Herr Chorregent Dürr in einem Briefe an den Herausgeber folgende Anmerkung:

„Es befindet sich eine Art Bergkessel (genannt „Bannen“) ohngefähr zehn Minuten von der Stadt, Billingen gegenüber; dieser soll ein vulkanischer Krater gewesen seyn, aus welchem sich einst ein Glutherguß bis in die Stadt hinein gewälzt habe. Anderen Berichten nach entwickelte sich damals ein feuriges Meteor, welches seinen Weg durch das niedere Thor in die Stadt gekommen. Ein, der heiligen Agathe, als Fürsprecherin bei Jesu in Feuersgefahr, geweihtes Motivbild ist unter dem Bogen des Thorthurmes angemalt und vor etwa 20 Jahren renovirt worden. Noch vor 30 Jahren wurden von den Bewohnern der Umgegend vor dieser Motivtafel bei brennenden Kerzen, am Feste der heiligen Agathe im Februar, öffentliche Gebete zur Abwendung von Feuersgefahr abgehalten.“

³⁾ Die Geschichte der Auffindung dieses „Nägelin-Kreuzes“ ist kurz folgende:

Um das Jahr 1300 trug es sich zu, daß Andreas Nägelin, ein Bauersmann aus dem Spaichinger Thale, von Dürheim nach Billingen ging, um daselbst den Markt zu nützen. Unterwegs in der Gegend

der sogenannten Schönwiesen fand er ein schön gearbeitetes Crucifix zur Seite der Straße liegen, hob es voll Ehrfurcht auf und verbarg es einstweilen in einem nahen Gebüsch, um es auf seinem Rückwege mit nach Hause zu nehmen.

Dies geschah; er stellte das Bild in seiner Kammer auf und verrichtete zwei Jahre hindurch täglich seine Andacht davor. Nach Verlauf dieser Zeit fiel er in eine schwere Krankheit, die bergestalt überhand nahm, daß Nägelin bald alle Sinne schwanden und er 24 Stunden lang wie eine Leiche da lag, so daß die Leute ihn für todt hielten und Anstalten zu seiner Beerdigung trafen.

Allein Wunder über Wunder! Nägelin erhält plötzlich sein Bewußtsein wieder und fängt ganz deutlich folgende Worte zu reden an: „Laßt dieses heilige Kreuz durch einen vertrauten Mann nach Billingen tragen, mit Vermelden, daß wenn diesem Crucifix zu Ehren daselbst ein Kirchlein errichtet würde, dann werde Billingen von großen, schwerdrohenden Uebeln verschont und erhalten werden.“ — Man erfüllte Nägelins Wunsch und sandte Boten mit dem Kreuze in die Stadt; allein die Obrigkeit setzte Zweifel in die Wahrhaftigkeit des Berichtes und die Boten mußten unverrichteter Sache mit dem Crucifix wieder heimkehren. Doch in der folgenden Nacht, gegen Tagesanbruch, vernahm Nägelin von dessen Plaze her folgende Worte: „Steh auf, Andreas Nägelin, nimm dieses Kreuz und trag es nun selbst nach Billingen, um die versprochenen Gnadenverheißungen durch deinen eigenen Mund zu bekräftigen!“ — Mit einem Male fühlte sich Nägelin von aller Krankheit und Schwäche befreit; zum höchsten Staunen der Seinigen erhob er sich kräftig vom Lager, eilte zum Pfarrer des Orts, erzählte ihm den Vorgang und bat ihn um seine Begleitung nach Billingen. Als bald machten sich die Beiden mit dem Wunderkreuze auf den Weg und es gelang ihnen, den Magistrat der Stadt zum Entschlus zu bewegen, das Kreuz in ihren Mauern aufzustellen und ihm ein eigenes Kirchlein zu bauen, wozu man den Platz vor dem Bickenthore wählte. Bald war die Kapelle fertig und seit der Zeit hat das Nägelinskreuz, von Wallfahrern aus Nähe und Ferne immer zahlreicher besucht, in schweren Zeiten der Stadt und ihrer Bewohner der Wunder unzählige gethan und sie geschützt in den drohendsten Gefahren, namentlich während der Belagerung im Jahr 1633 von den Schweden.

(Auszug aus einem dem Herausgeber von Herrn Chorregenten Dürr mitgetheilten Büchlein unter dem Titel „Das Nägelins-Kreuz u. zu einem förmlichen Betbüchlein eingerichtet.“ Herausgegeben von M. C. S. Billingen. (Ohne Jahreszahl.) In diesem Büchlein sind eine Menge Wunderwirkungen des heiligen Kreuzes aufgezählt, wie auch eine kurze Geschichte der von der Stadt erlittenen Belagerungen.)

Nomeias, der Billinger Simson.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts lebte zu Billingen ein Mann, Namens Nomeias Mann, der von beinahe riez-

senhafter Gestalt und Gliederstärke war. Als Lieblingsgeschäft trieb er die Jägerei, beschränkte sich aber nicht auf die Gemeinbewaldungen, sondern holte sich auch aus den entlegeneren Forsten der Umgegend reiche Beute an Schwarz- und Edelwild, weshalb ihn die Nachbarn, als einen verheerenden Wilderer, gar gerne gefangen und in Verwahrung und Strafe genommen hätten, wär' ihm nur etwas leichter beizukommen gewesen. Unser Held stund in Billingen wegen seiner herkulischen Eigenschaften in hohem Ansehen und war, wenn auch von dieser Seite nicht wenig gefürchtet, doch von Seite seines geraden offenen Gemüths, seines mannlichen Charakters und leutseligen Wesens, bei Alt und Jung im Volke sehr beliebt. In Folge des noch nicht ganz abgeschafften Faustrechts und der Billinger kriegsständiger Einrichtung waren die hiesigen Bürger in Rotten und Fähnlein eingetheilt. Anführer eines solchen Fähnleins war auch Romeias geworden und, dasselbe stets in kriegerischer Übung zu erhalten, unternahm er mit ihm bald da, bald dorthin, bald als Freund, bald als Feind, Streifzüge in die benachbarten Orte, je nachdem sie mit den Billingern auf friedlichem oder feindlichem Fuße standen. Die andern Rottenmeister trieben es nicht viel besser, doch war Keiner so gefürchtet auf weit und breit, wie unser Held. So bekriegten sie die Städte Haslach, Hornberg, Rotweil &c. und nahmen an Beute weg, was ihnen gefiel, wenn sie den Sieg errungen hatten.

In einem solchen Strauße mit der benachbarten Stadt Rotweil zeichnete sich nun Romeias durch ein Kraftstück aus, das ihm den Ehrennamen „der Billinger Simson“ auf ewige Zeiten erworben hat. Bei nächtlicher Weile schlich er sich, von der Dunkelheit begünstigt, durch den Graben watend, dicht an das Stadthor, schlug mit einigen Streichen die Wachen nieder, mit ein Paar andern das Thor ein, hob den einen schweren hölzernen Flügel desselben aus, lud ihn auf seine Schultern und trug ihn, ohne nur einmal auszuruhen, im Triumph bis auf den Stumpen, einen zwischen Billingen und Rotweil gelegenen Berg, wo er ihn als Siegesdenkmal aufstellte.

Auf solchen Zügen wurde geraubt und gebrandschaft, daß es oft ein Greuel war; zugleich verschmähten diese Rotten nicht, das edle Handwerk der Belagererei zu treiben, das sie

den Rittern trefflich abgelernt hatten. Eine schöne Glocke auf einem der Thürme des Billinger Münsters ist die Beutefrucht eines derartigen Zuges nach Dünningen, einem drei Stunden von da gelegenen Württembergischen Dorfe.

Bei der unbeschränkten Freiheitsliebe und Streitlust, die Romeias' ganzes Wesen erfüllte, konnt' es nicht fehlen, daß er bald in arge Händel nicht nur mit der Nachbarschaft, sondern auch mit dem Billinger Stadtrathe selbst gerieth, der ihm nichts recht nach Sinnen machte; besonders erboßt war er auf eine der ersten Rathspersonen, auf den Stadtschreiber und Schultheiß, Hans von Frankfurt genannt, der ihn einmal ziemlich hart zur Strafe gezogen. Er suchte seine Rache an ihm durch solche Stachelreden und thätliche Beschimpfungen auszulassen, daß sich zuletzt der Magistrat genöthigt sah, diesen unruhigen Kopf wo möglich unschädlich zu machen. Am Tage Mariä Empfängniß, im Jahr 1498, ward Romeias auf Befehl des Stadtraths unversehens gefangen genommen und in das Verließ des Michaels-Festungsthurmes, den sogenannten Diebsthurm, gesperrt. In diesem Thurme sieht man noch, 30 Schuh über dem Fundamente, in der Mitte des dicken Holzbodens ein Loch, durch welches unser Held hinuntergelassen wurde und durch welches er auch seine Nahrung, wie es heißt, ein ganzes gebratenes Kalb täglich, erhalten haben soll. Romeias aber machte sich die abgenagten Knochen trefflich zu Nuze; er sammelte sich binnen kurzer Zeit einen solchen Vorrath davon, daß er sich eine Art von Stiege, die er in die Mauerritzen und gebohrten Löcher seiner Kerfermauer einfeilte, verfertigen und darauf bis zur Decke klettern konnte. Allein da das erwähnte Loch in der Mitte derselben, durch welches ihm seine Kost herabgelassen wurde, noch ohngefähr 12 Schuhe vom Saume der Mauer entfernt war, gelang es ihm doch nicht, auf diese Weise zu entkommen. Dazu verhalf ihm hingegen glücklicherweise sein eigener Gefängnißwärter, den er durch Versprechung reichlichen Lohnes zu bestechen wußte. Dieser steckte ihm die nöthigen Instrumente zu, um den Bohlenboden, welcher die Decke seines Verließes bildete, zu durchbrechen. Aus dem Thurme, der an der Stadtmauer steht, entfloh nun Romeias, auf dem sogenannten Umlauf an der Ringmauer, nach St. Johann, einer ehemaligen Com-

mende des Deutschherren-Ordens, in die sogenannte Freiheit. (Ort, in welchem Verfolgte freies Asylrecht genossen.) Da ihm dort der Stadtrath nichts anhaben konnte, beschloß er, mit ihm zu capituliren. Wirklich fügte sich Romeias den gestellten Bedingungen, schwor sein unordentliches Leben ab und erhielt bis auf seinen Tod den Genuß der sogenannten weißen Pfründe im heiligen Geist-Spitale, in dessen Kirchlein, wo heut zu Tage das Kornhaus steht, er auch begraben wurde. *)

Auszug aus Heinrich Hug's Billinger Chronik.

„Item A. D. 1498 auf Concept. Mariæ, da ward Einer gefangen, der hieß Romeyus Man und ward gelegt in den Diebsthurm von wegen etlicher Reden, die er gegen den Stadtschreiber und den Schultheissen Hans von Frankfurt getrieben sollte haben; und lag im Thurm bis Weihnachten, da hatte man einen gebotenen und zusammengeläuteten Rath, und ward mit dem Mehr erkannt, daß er (Romeyus) sein Leben mit einem Stück Brot und Wasser in dem Thurm aufgeben und beschließen sollte; was aber ihm seine Freunde und gute Gönner um Gottes Willen gäben, das möchte man wohl leiden. Da gaben ihm dieselben je einen um den andern Tag im Thurm zu essen, und auch der gemeine Mann hatte groß Mitleiden mit ihm, aber es mocht ihm nit zu Hülfe kommen. Und begab sich hernach in der Fasten, daß des Herzogs von Bayern Zeug allhieher kam. Der wollte in's Hoch-Burgund reiten; dem zeigten fromme Leut an und hielten ihm des Romeyus Sache für, warum er also hart gefangen war; dazumal baten für ihn drei Grafen, auch sieben Ritter und Freiherrn 2c. Aber es half Alles nichts; ein ehrsammer Rath vermeinte, er müßte im Thurm sterben, nach Ihrer Erkenntniß, und ließen ein Brüd (Blockhaus) aus eichenen Fleckling (Planen) in den Thurm machen und verwahrten ihn gar wohl, daß ihm kein Mensch von dannen helfen möchte. Da rief er Jesum Christum, auch Maria die Mutter Gottes und alle seine liebe Heiligen also getreulich an, und lugte dabei was ihm gut seyn mochte. Indem so wurde ihm ein Messerlein eines Fingers lang in den Thurm geschafft, damit brachte er mit Hülfe des Allmächtigen also viel zuwege, daß er einen Spreißen (Riß) nach dem andern in die Mauern brachte, bis er oben an die Bühne kam, da hatt' er große Noth, denn die Balken all gar groß und eichene Fleckling waren. Er arbeitete aber so streng Nachts mit dem Messerlein und trieb es also lang bis an unsers Herrn Frohnleichnam's Abend

*) Von diesem Berichte, den ich der gütigen brieflichen Originalmittheilung des Herrn Chorregent Dürr zu Billingen verdanke, weicht in einigen Punkten die Erzählung von Romeias' Gefangenschaft ab, welche sich in der handschriftlichen Chronik des Heinrich Hug von Billingen (im Besitze des Generallandes-Archivs zu Karlsruhe) befindet. Ich lasse sie, vergleichshalber, in modernisirter Abschrift hier folgen.

um die elfte Stunde im Tag. da war er auf der Bühne des Thurms und rüstete sich mit den Seilen, die daselbst lagen und da es Nacht war zwischen 10 — 11 Uhr, da hatt' er sich ganz gerüstet und ließ sich zu einer Beye oder Lade hinaus herab an einem Seil, bis auf das Dächlein, so vorm Thurm ist, und sprang dann hinab auf die Dillen, so damals daselbst lagen; er hatte aber vorher große Klöße hinausgeworfen, die er ausgegraben im Thurm; die trug er mit sich gen Sankt Johannes, allwo der eine noch liegt in dem Chor; den andern hat er mit sich gen St. Wolfgang in's Bayerland getragen. Und do er gen St. Johannes kam, da war es das allergrößte Wunder, das je gehört ward, daß er aus seinem harten Gefängniß sollte kommen seyn und ging Jedermann zu ihm und lobten Gott; aber Keiner kam zu ihm, der aus dem Rath oder ein Rathsfreund war; zudem ward auch der Werkmeister (des Blockhauses) in den Bidentläßig*) gelegt und ihrer viel deswegen gefangen. Aber der Werkmeister brach auch aus und kam auch gen St. Johannes, wollt' er aber gerichtet (seine Sache geschlichtet haben) seyn, so mußte er dem Rath 20 Gulden geben. Und den Thurmhüter fing man auch; es konnt' aber Niemand erfahren, wer dem Romeyus das Zeng gegeben hatte, damit er hatt' können ausbrechen. Es legte auch ein ehrsamer Rath einen großen Kosten auf ihn, mit Put und Wartung, und hatte großen Anschlag, ihn aus der Freiheit (Asyl) zu nehmen. Aber auf St. Urbans Abend, da kam ein so großes Schneegestümes Wetter, daß Jedermann seiner Behausung besorgen mußte. Als aber Romeyus Man solches gewahr wurde, da fleg er aus dem Kirchlein hinaus und kam hinweg und begehrte Rechts; aber man ward mit ihm gerecht (verglich sich mit ihm) um alle Sachen und gab ihm ein ehrsamer Rath all seine Verschreibung hinaus und noch Geld dazu und er durfte wandeln, wohin er wollt. — Er war ein wunderbarlicher Mensch, daß seine Sachen nicht zu beschreiben sind; denn er war ein Kriegsmann von Jugend auf und hat große Sachen gethan und verrichtet seiner Tage.

Und darnach im 1499er Jahr fing der Schweizerkrieg an, da lag Romeyus Man auf einem Schloß hieß Rissaberg bei Waldbhut; damals hielt er sich also mannlich und redlich, daß ihm der König allhier (in Billingen) im Spital in der oberen Stuben eine Pfründe gab. Die war ihm (wie wohl zu glauben) viel lieber als die einstige Pfründe im Diebsturm, die ihm ein ehrsamer Rath zuvor versprochen. — Es ist und kann nicht Alles von seinem Thun und Lassen beschrieben werden.

Inschrift an der Billinger Stadtmauer vor dem Notweiler Thore zu dem Freskobilde des Romeias.)**

Als man zählt 1498 Jahr

Hat hier gelebt, glaubt fürwahr,

Ein Wundermann, Romeyas genannt,

*) Eine Art Gefängniß auf dem Bidenthor.

**) Sowohl das Freskobild als obige Verse, welche der Herausgeber der freundlichen Mittheilung des Herrn Hospredigers Bedder von Donaueschingen zu danken hat, sollen bereits seit einigen Jahren von der Billinger Stadtmauer verschwunden seyn.

Im ganzen Land gar wohl bekannt.
 Nachdem er ritterliche Thaten vollbracht,
 Sein Stärke ihn verführet hat,
 Fing an seine Obrigkeit zu schelten,
 Dessen muß er im Thurn entgelten.
 Broch wunderbarlich mit List daraus
 Und floh in Sanct Johanner Haus,
 Allda noch ein Balken zu finden,
 Welchen Romeyas dahin tragen konnte;
 Wagte sich hernach über d'Mauern n'aus
 Belagert Rufenberg, das feste Haus,
 Das er in wenig Zeit eingenommen,
 Daher wiederum Gnad bekommen,
 Daß im Spital bis an das Grab
 Die Herren-Pfrund ihm geben ward,
 Endigt also in Ruh sein Leben.
 Gott woll' uns allen den Frieden geben!

Das Rad auf dem Billinger Rathhaus.

„Anno 1562 auf Montag in der Kreuzwoche (4. Mai) hat des Fürstins Tochtermann allhier ein neues Rad gemacht, das wärschaft ist und hat's denselben Tag von hier (Billingen) gen Rothweil getrieben und wieder herüber und verzecht, was das Rad werth war, Alles an einem Tage. Es hatt eine Wette gegolten; Martin Billig hatt eine Krone und Mattheus Schüttle, der Metzger, einen Thaler gesetzt. Der Wagner hat's gewonnen und hat ihm ein ehrfamer Rath einen Gulden darzu geschenkt und ist dasselbige Rad noch auf den heutigen Tag allhier auf dem Rathhaus zu sehen.“

(Aus der handschriftlichen Chronik von Heinrich Hug in Billingen.)

Der zauberische Vater.

Der noch während der Belagerung von 1633 in Billingen lebende Franziskanermönch Vater Ludovikus Ungelehrt soll ein ausgezeichneteter Physiker, besonders in der Magie bewandert, gewesen seyn.

Dieser Mann hatte sich nach besonderem Mechanismus ein Pferdchen verfertigt, das, ausgenommen das Haberfressen, alle

Eigenschaften eines Pferdes besaß. Ein Jude machte nun einen Handel mit dem Vater, welcher die einzige Bedingung beifügte, daß das Pferd niemals in's Wasser gelassen werden dürfe. Der Jude schwang sich nach geschlossenem Kauf frisch zu Pferde und ritt zur Stadt hinaus. Beim Anblick des Biegflusses konnte er doch dem Kitzel nicht widerstehen, durch denselben zu reiten, um zu sehen, was dies auf sein Pferd für eine Wirkung haben werde. Gedacht, gethan: Doch siehe! in der Mitte des Wassers fühlt er sich auf einmal ohne Bewegung und sieht sich, statt auf dem Pferd, auf einem Bund Stroh sitzen. Mit Zetergeschrei eilt er in's Kloster zurück und fragt nach dem Vater Ungelehrt, der ihn so schrecklich betrogen habe. Der Vater, dies voraussehend, hatte sich auf's Bette gelegt und einen Fuß herausgestreckt, während er sich dabei stellte, als ob er in tiefem Schläfe liege. Umsonst war alles Rufen des Juden, um den Schläfer zu wecken. Endlich zog er am hervorgestreckten Fuße desselben aus Leibeskräften: aber wehe! Der Fuß blieb in den Händen des Juden, der ihn fallen ließ und voll Entsetzen davon rannte.

Die Kreuzvögel.

Im vorigen Jahrhundert hatten die Billinger in der ganzen Umgegend den Spitznamen Kreuzvögel; dies verhielt sich wie folgt:

In den Wiesen vor dem Niedthore entdeckte man einst im Gehäge bei der Brunnenstube ein ungemein großes Ei. Die Anzeige wurde sogleich dem Magistrate gemacht und, als ein außergewöhnliches Phänomen, das Ei von demselben in höchsteigener Person erhoben und in die Stadt gebracht. Nun entstand die große Frage, was in dem Ei verborgen seyn möchte und wie man den Inhalt herausbringen könne? Da man kein Thier kannte, welches fähig gewesen wäre, dasselbe auszubrüten, so entschloß sich ein wohlweiser Rath, in höchsteigener Person sich diesem wichtigen Geschäfte zu unterziehen. Vom Rathsdienner an bis auf den Bürgermeister verlegten sich nun alle Herren auf das Ausbrüten des räthselhaften Ei's. Durch die Kraftwärme des wohlbeleibten Consuls befeelt, sprang endlich die Schale auf, und

ein wunderschöner Kreuzvogel kam zum Vorschein. Der Magistrat hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als alle Stadthore zu sperren zu lassen, um das Entfliehen des Vogels zu verhindern.

(Beide obige Sagen aus brieflicher Mittheilung des Herrn Chorregenten Därr zu Billingen.)

Volksagen aus der Baar.

(Originalmittheilung von Herrn Gymnasialdirektor Dr. Fidler in Douaneschingen.)

I.

Ruchtraut von Allmendshofen und die Kirche von Mistelbrunn.

Welcher Bewohner der Baar oder des Schwarzwaldes kennt nicht das kleine Dorf **M i s t e l b r u n n**, welches von den letzten Abhängen des Schwarzwaldes über die schwäbische Hochebene der Donauquellen herabblickt? Dunkler Tannenwald säumt von drei Seiten es ein und fügt zu dem, an die heilige Mistel erinnernden Namen seltsame Ahnungen einer großen Vergangenheit, welche sich unter Andern auch zu der Volksage gestalteten, daß unfern des Ortes, wo das Gebirg in jähem Abfalle in das Thal der Brege sich senkt, einst eine Stadt gestanden: **L a u b e n h a u s e n**, durch Handel mächtig und blühend, lange bevor die Zähringer sich Billingen erbauten. — In der That zeugen auch die Hünengräber, welche man eine halbe Stunde gegen Osten bei dem heutigen Sebastianskreuz unfern Hubertshofen entdeckte, eben so wie die nicht allzuferne Hügelstätte auf der Windistelle bei Waldhausen, für ältern Anbau der rauhen Gegend, als man anzunehmen geneigt ist. Die wenigen Häuser Mistelbrunns aber reihen sich um eine Kapelle, die einstens um die Hälfte größer gewesen seyn soll, bis Unlust, dieselbe in baulichen Ehren zu halten, sie dem geringern Bedürfnisse an Raum anpaßte. Das Innere zeigt eben nichts Merkwürdiges, außer einem löschpapiernen Brustbilde des heiligen Markus, welches an der Stelle eines steinernen steht, das einstens nach Bräunlingen in feierlichem Umzuge getragen und hier oder dort in einen Brunnen getaucht wurde, — wie alte Leute noch wissen wollen, — um nasse oder trockene Witterung zu erflehen. Eine Motivtafel nehme ich aus, welche eine Waldfirche darstellt, gegen die ein Paar

Dahen aus einem Dorfe heraus einen Sarg führen, von Fadelträgern umgeben. Die Erzählung davon im Volksmunde lautet also: In alten Zeiten haben in dem Dorfe Allmendshofen bei Donaueschingen reiche Ritter gewohnt, denen fast die ganze Gegend gehörte. Einer von ihnen hatte eine Tochter, Ruchtrud mit Namen, welche an frommer Gesinnung die Ihrigen weit übertraf. So weit ging ihre Frömmigkeit, daß sie mit der Andacht in ihrer Schloßkapelle sich nicht begnügte, sondern mitten in der Nacht vom Lager sich erhob und ihrer zarten Füße nicht schonte, um vor Tagesanbruch dem Frühgottesdienste anzuwohnen, welchen in der drei Stunden entfernten Kirche von Mistelbrunn ein frommer Priester hielt. Damals aber deckte die ganze Gegend dichter Wald, wovon die wenigen Tannen des Hasenwäldchens bei der Allmendshofer Ziegelhütte die letzten Zeugen sind. Doch wie die Jungfrau ohne Vorwissen der Eltern ihre Andacht verrichtete, so mußte sie auch ohne Begleitung den schaurigen Weg antreten. So wie sie aber zum ersten Male den Wald betrat, ward es plötzlich helle vor ihren Augen, denn siehe! ein Hirsch von siebzehn Enden stand vor ihr; auf jeder Zacke seines Geweihes flammte ein Licht, und er geleitete sie durch des Waldes Dichticht den geradesten Weg, bis von der heiligen Stätte die erleuchteten Kirchenfenster ihr entgegen glänzten. Und oftmals machte sie den Weg in lauen Sommernächten und oft über den knisternden Schnee der winterlichen Gegend; aber immer ging leuchtend und begleitend der Hirsch vor ihr her. Endlich kam die Zeit, da sie, nicht mehr in der Kirche von Mistelbrunn, sondern vor dem Throne der Herrlichkeit selbst Gott anschauen sollte. Da ließ sie die Ihrigen an das Todtbette kommen und nahm ihnen das Versprechen ab, sie nicht in der Familiengruft, sondern dort zu begraben, wo es Gottes Wille sey. Da legten sie nach ihrem Hinscheiden den Todtenbaum auf einen Wagen und spannten diesem zwei des Joches ungewohnte Stiere vor und überließen ihnen, zu gehen, wohin sie wollten. Die Leidtragenden aber und ganz Allmendshofen, denn Alle hatten das fromme Fräulein lieb gehabt, folgten von ferne nach.

Und siehe! die Thiere zogen durch Dick und Dünn den geraden Weg durch den Wald, und als sie vor der Kirche zu Mistelbrunn angelangt waren, legten sie sich vor dem Kirchhof

nieder. Die Ihrigen aber begruben sie in derselben Kirche und als die Herren von Allmendshofen schon lange ausgestorben waren, gedachten die armen Leute des Dorfes immer noch der frommen Kuchtrud und ehrten ihr Gedächtniß durch ein Motivbild. Wirklich läßt sich auch auf der Motivtafel an der Kirche des abgebildeten Dorfes der Thurm von Allmendshofen nicht verkennen und die Tafel selbst trägt folgende gereimte Inschrift:

Kucht = Traut von Allmendshofen war mein Nam
 Aus Andacht und Geids (Begier) Gottes ich nemlich kam
 In diese Kirchen in vil Zeit zur Nacht.
 Herzue ein Hirsch mein hat guot acht
 Von Gott aus gnaden zuo gesandt
 Zu solcher Fahrt mir fleißig gant
 Darum wie Gott bis an mein End
 All meine Sachen glücklich gwendt
 Darnach zwei Stier des jochs nit gwan
 Mich hieher gefiert ohn ein Fuhrmann.
 Da ich dann ruohe in disem Grab
 Und wart des Herrn ingsten Tag
 Als man zelt in der Zeit zwar 1584 iar.
 Verneuert von der gemeind allmendshofen 1775 iar.

Die historische Kritik der Sage ist nicht leicht. Zwar hat es allerdings ein reichbegütertes Geschlecht der Herrn von Allmendshofen gegeben, dessen urkundliches Vorkommen und Erwähnung im Seelenbuche des Klosters Maria Hof (S. die Beil. zum Herbstprogramm des Gymnasiums in Donaueschingen, 1845) bis zum Ende des 16. Jahrhunderts reicht. Auch das ist gewiß, daß im Geiste der Zeit, besonders unter den weiblichen Sprößlingen, die Andacht besonders gepflegt wurde, wie denn eine große Anzahl derselben in dem oben erwähnten Kloster den Schleier nahmen.

Allein die Hauptschwierigkeit liegt in der Vertlichkeit. Angenommen, das Bedürfnis der Andacht habe die Jungfrau in eine auswärtige Pfarre geführt — und die nahe alte Pfarrkirche von Eschingen habe ihr nicht genügt; — warum besuchte sie nicht Hüfingen, wohin seit dem 14. Jahrhundert Allmendshofen eingepfarrt war; oder wenn die Begebenheit in noch frühere Zeit fällt, Bräunlingen, die Mutterkirche von Hüfingen und Allmendshofen, durch welche Stadt sogar der Weg nach Mistelbrunn führt, welcher letzterer Ort zwar wohl auch eine alte und — nach dem Namen des heiligen Markus Schutzherrlichen zu schließen — von dem Kloster Reichenau nach 930 (als dem Erhebungsjahre des Heiligen) begabte Kirche hatte, die aber sicher nur Tochterkirche von Bräunlingen war.

Vielleicht hebt sich die Schwierigkeit, wenn man annimmt, die durch die Sage Gefeierte habe in der Burg von Bruck, bei Wolterdingen, gewohnt, welche im 15. Jahrhundert die Herren von Allmendshofen an Heinrich von Fürstenberg verkauften; denn diese liegt in gerader Richtung von Mistelbrunn nicht viel weiter entfernt, als von Bräunlingen und Wolterdingen. Die Jahreszahl der Gedenktafel bezeichnet nicht wohl das Ereigniß, — wiewohl nach jener Zeit noch das Geschlecht im Weiberstamme fortlebte — sondern die Zeit, da die erste Gedenktafel gesetzt wurde.

Die wunderbaren Nebenumstände sind theils aus der Legende der Ida von Toggenburg, wie sie jetzt noch im Volksmunde lebt, entlehnt, wie z. B. der Hirsch mit leuchtendem Geweih, theils treffen sie mit mehreren Legenden zusammen, wovon wir nur an die vaterländische der Stiftung des Klosters Allerheiligen erinnern. (Siehe „Das Fräulein von Randenburg,“ Seite 112 dieses Bandes.)

2.

Das Gespenst in Donaueschingen.

Jeder Badener kennt es wohl, das freundliche Städtchen, welches sich so traulich um die junge Donau lagert, — Donaueschingen, mit seinen Schwänen und seiner Donauquelle und den Zaubertönen seines Mäströ *) und dem hellen Klange, den der Name seines edlen Fürsten in jeder biedern Seele erregt. — Doch wenn Einen in der heiligen Zeit, zwischen Advent und Weihnachten, Geschäfte dahin führten und er schritte etwa im schwarzen Regenmantel, oder verhummt in den weißen Lamm- pelz, durch die dunkeln Straßen, — denn seit nicht langer Zeit erst brennen Laternen darin, wenn nicht etwa Mondschein im Kalender steht — dann könnte ihm wohl begegnen, daß ein Vorüberwandelnder, beim Scheine eines erleuchteten Hauses ihn erblickend, sich bekreuzte, daß eine Magd mit unterdrücktem Schrei an ihm vorüber flüchtete. Und des andern Tages erzählt man sich mit geheimem Flüstern in dem guten Städtchen, der Geist gehe wieder um. — Und wer ist er denn, dieser „Geist“? Es dürfte unter den ältesten Leuten nur Wenige geben, welche mehr über ihn wüßten, als, es sey ein alter Fürst von Fürstenberg gewesen, der die armen Leute gedrückt mit Frohnen und Tagwägen und ihnen sogar ihr Bischen Feld weggenommen. Darum müsse er geistweis gehen, von der Ziegelhütte beim Weiberhause

*) Kalliwoda.

bis zur Kirche und rings um die alte Stadt herum, bis ihm einmal die Stunde der Erlösung schlage.

Und doch ist es eines der ältesten, vornehmsten und beglaubigsten Gespenster Badens. Der Graf Bernherr von Zimmern nemlich sagt in seiner um 1560 geschriebenen Chronik, einer sehr reichhaltigen Quelle für schwäbische Geschichte, ganz deutlich, Graf Wolfgang von Fürstenberg, der um Mitternacht zwischen den Jahren 1509 und 1510 starb, sey dieses Gespenst. Er habe zwischen Dürheim und Donaueschingen das sogenannte Weihergut angelegt und dabei des Eigenthums der Donaueschinger Bürger nicht sonderlich geschont, weßwegen er nach dem allgemeinen Glauben der Letztern gespenstweise umgehen müsse. — Betrachten wir die Sage vom Standpunkte der geschichtlichen Kritik, so ist es allerdings auffallend, daß der Volksglaube einem Manne, welchem das Haus Fürstenberg einen großen Theil seiner Herrlichkeit verdankte, welcher, der erste seines Geschlechtes, von Kaiser Maximilian, mit dem Orden des goldenen Vlieses geschmückt ward und in seinem Rathe und bei seinen Heeren keine unbedeutende Stelle bekleidete, eine solche Rolle zugetheilt hat. *) — Allein außer seiner ungewöhnlichen Sterbestunde vereinigte sich noch Manches, ein geheimnißvolles Grauen um seine letzten Tage zu verbreiten. Er war im Feldlager von Padua von seiner letzten Krankheit befallen und auf einer „Roßbahre“ in's Vaterland zurückgebracht worden und allgemein ging die Sage, die Ursache seines Todes sei das Gift gewesen, welches er in Spanien von der Infantin Isabelle erhalten, welche ihn zugleich mit ihrem Gemahle in einem Anfalle von Eifersucht vergiftet habe. (Vergleiche meine Beilage zum Donaueschinger Gymnasial-Programm. 1845. S. 16 — 17.)

Die Verbindung seines ruhelosen Wanderns nach dem Tode mit dem Gerüchte von Uebervortheilung seiner Unterthanen läßt sich gleichfalls aus der Geschichte des Ortes Donaueschingen erklären. Eine Schenkung Königs Arnulf, war derselbe schon im 9. Jahrhundert an die mächtige Abtei Reichenau gekommen, ¹⁾ von dieser einem gleichnamigen Lehensadel übergeben, aber schon im 14. Jahrhundert durch Kauf und Heirath an die Herren

*) Eine ähnliche ungerechte Verwandlung in ein Sagengespenst mußte Herzog Bertholt V. v. Zähringen sich gefallen lassen. S. „Der versteinerte Herzog,“ S. 358. dieses Bandes.

von Blumberg und Allmendshofen theilweise gebiehn. So kam er aus wechselndem Besiz der Herren von Stein und Habsburg an das Haus Fürstenberg, und Wolfgang von Fürstenberg war der erste, der das um diese Zeit aufkommende Recht der Landesherrlichkeit auch hier zu üben anfang. Er dämmte, wie es scheint, die Seen, welche sich noch im 14. Jahrhundert zwischen Dürnheim und Donaueschingen urkundlich vorfinden, zu einem „Weiher“ ein. Wenn er das dadurch gewonnene Terrain für sich ansprach, mochte er theils die Ansprüche des Pfarrers, theils die der Allmend zurückgewiesen, auch andere wohlgelegene Güter von Bedrängten zu günstiger Zeit angekauft haben, wie er z. B. im Kinzigthale die Noth der Herren von Geroldssee zum Kaufe ihrer Herrschaften benützte.

¹⁾ Jenes Eszinga bei Dümge, Reg. Bab. S. 80, ist nicht Niedöschingen, sondern, nach den spätern Verläufen zu schließen, sicher Donaueschingen. Die auf der verfälschten Urkunde eingetragenen Namen Sontheim und Uffheim sind ebenfalls nicht, wie D. meinte, im Elsaß, sondern Aussen und Sunthausen bei Donaueschingen. Jenes ist jetzt noch der Pfarre incorporirt; dieses hatte Reichenauischen Lebensadel, wie aus dessen Vergabungen zu Allenspach sich schließen läßt.

3.

Der böse Graf von Neufürstenberg und der Esel im Wappen der Stadt Wöhrenbach.

Wenn du von dem zertrümmerten Thurm von Zindelstein, oder Sindoltstein, wie es in alten Urkunden heißt, hinabsteigst in's Bregthal und auf seinem sattgrünen Teppiche am Ufer des rauschenden Baches gegen Westen wanderst, so erblickst du an der Einmündung des Eisenbacher- und Urach-Thales, auf einem steilen Hügel über dem Hammerwerke von Eisenbach und seiner alten Kapelle, die Trümmer einer Burg. Ihr Name ist Neufürstenberg und wenn gleich ein gegenüberliegender Berg dem Neugierigen als Altfürstenberg bezeichnet wird, bleibt ihr Daseyn dennoch bis zum Ende des 14. Jahrhunderts der Geschichtsforschung unbekannt.

Die Volksage aber bewahrt eine blutige Geschichte, welche wie ein Gespenst an diesen Mauertrümmern haftet.

Einst lebte auf der Burg ein wilder Herr, ein Schrecken der Bauern, der ihnen kaum das Bischen Leben und das schwarze

harte Brod gönnte, welches sie von den Haferfeldern gewannen, die sie den rauhen Bergen abgetrogt hatten. So weit hatte sein Uebermuth und seine Bedrückungslust sich gesteigert, daß sie beschlossen, ihm an's Leben zu gehen. Wie der Graf durch eine mitleidige Seele von dem wider ihn gefaßten Anschlag Kunde erhielt, suchte er durch List zu entinnen. Er ging hinab in den Marstall und sattelte und zäumte den kräftigsten Hengst, schlug ihm die Hufeisen verkehrt an die Füße, damit keine Spur seine Flucht verrathe und ritt um Mitternacht die Burghalde hinab, in einen Reitermantel gehüllt und die Filzkappe tief in's Gesicht gezogen, als wär' er ein reisiger Knecht. Und schon war er über die Ura gekommen, da hielt ein Trupp Bauern ihn an und ein Mann vom Ruedenberg zog ihm den Filz vom Kopf herab und sagte: „Seht, das ist der böse Graf!“ Fielen alsbald die Bürger von Böhrenbach, denn diese waren die lautesten Schreier dabei, über ihn her, rissen ihn vom Pferd herunter, schlugen ihn und gruben ihre Spieße in seine Brust. — Aber die andern Grafen von Fürstenberg wurden Meister im Lande und wollten Böhrenbach von Grund aus vertilgen. Wie es aber eine alte Stadt ist, die schon zu der Heiden Zeit viel Ungemach ausgestanden, und, nach einer Weissagung der sieben Frauen, schon mehrmals abgebrannt war, erbarmten sie sich derselben wieder. Zur Strafe aber mußten sie einen Esel in das Stadtwappen aufnehmen und erst spät erkaufen sie sich die Erlaubniß, diese Schmach wieder aus ihrem Wappen äßen zu dürfen.

So weit die Sage. Ihr historischer Grund knüpft sich wohl an die Zerstörung von Neufürstenberg, welche zugleich mit der von Zindelstein im Bauernkriege 1525 erfolgte, als die Schwarzwälder Haufen mit denen aus der Baar und dem Klettgau sich vereinigten. Damals wurde der Obervogt von Neufürstenberg unter den Rauchsäulen der brennenden Beste durch die Spieße gesagt. Merkwürdig ist es, daß Böhrenbach, welches durch seine (auch von Spindler schon dargestellte) Legende von den sieben Schwestern von Böhrenbach in die Hunnenzeit hinauf reicht (wiewohl es urkundlich erwiesen im 13. Jahrhundert mit Schönenbach nur ein Filial von Herzogenweiler war) auch in diese Sage gezogen wurde. Wahrscheinlich ist es allerdings, daß seine

Bürger an jenen Unruhen Theil nahmen, und auf einer Tisch-titel-Urkunde vom Ende des 16. Jahrhunderts findet sich auch wirklich zum Erstenmale der Esel in dem Wappen der Vogtei. Genauerer Aufschluß ist mir auf dem Wege geschichtlicher Forschung noch nicht geworden.

4.

Die Kreuzkapelle in Geislingen.

Wer vom Wartenberg zum Städtchen Geislingen herabsteigt, stößt vor den Thoren auf eine Kapelle oder unvollendete Kirche, welche von Linden umgeben, einen recht anmuthigen Anblick bietet, und nur seit dem dreißigjährigen Kriege durch das Andenken eines Unglücklichen umdüstert wird, der an der Schwelle des Heiligthums sein Leben gewaltjam endigte.

Die Kirche heißt zum Kreuze, oder auch „zum geschossenen Christus“ und von den Leuten, welche jährlich zum Erinnerungsfeste der Stiftung wallfahrten, hört man folgende Erzählung.

Es war im Schwedenkrieg, da ritten eines Nachmittags aus dem Württembergischen mehrere Reiter über Unterbaldingen nach Geislingen. Unfern des Städtchens stund ein Christusbild am Wege, von dessen bloßen Füßen der Regen ebenso herabträufelte, als von den Reiterstiefeln der Soldaten. Da schimpfte einer von ihnen, ein Cornet, mit schweren Flüchen über das Unwetter und den bodenlosen Weg, und gab dem Christus die Schuld des Reiseungemachs mit gotteslästerlichen Worten, und spornete seine Mähre, bis sie sich dem Bilde gegenüber aufstellte; dann zog er aus der Halfter sein langes Reiterpistol, legte es auf dem linken Arm zum Zielen fest und wie er abdrückte, drang die Kugel dem Bilde durch die Stirne. Doch alsbald öffnete sich der Boden unter des Frevlers Füßen und verschlang ihn sammt dem Pferde. — Von jähem Schrecken erfaßt, sprengten seine Gefährten mit verhängtem Zügel in die Stadt und erzählten den Bürgern die Wundermäre. Sofort begaben sich Diese mit Kreuz und Fahnen unter dem Vortritt ihrer Priester zur Stätte und fanden das Christusbild am alten Orte mit dem Maale seiner sechsten Wunde; — eine Vertiefung aber, schon mit Rasen bedeckt, zeigte das Grab, welches den Gotteslästerer

verschlungen hatte. Und sie erhoben das Bild von seiner Stelle und brachten es zu ihrer Stadt und bauten eine Kapelle darüber, an dem Plage, wo die jetzige Kirche steht. Die Vertiefung welche den Gotteslästerer verschlang, bezeichnet ein einfaches Kreuz.

(Obige Sage ist von E. Kaiser in seinen „Liedern vom Bodensee“ S. 223. historisch bearbeitet.)

Die Schächerkatz.

In jenen Zeiten, wo es fast kein altes Gebäude, keinen Wald noch Feldstrich gab, in dem nicht irgend ein Geist oder Gespenst umgehen sollte, konnt' es nicht fehlen, daß auch in der guten Stadt H ü f i n g e n allerlei dergartige Wesen ihren Spuk trieben. Bei Anbruch der Nacht hätte sich gewiß kein Mädchen mehr auf den sogenannten Graben hinaus gewagt. Denn hier, wo früher das alte Schloß gestanden, machte nächtlicherweil ein großer schwarzer Hund die Runde und ließ sich zuweilen auch auf der dortigen Gartenmauer sitzend sehen. In wohlunterrichteten Kreisen wollte man wissen, er hüte daselbst einen vergrabenen Schatz. Dieser Cerberus ist indessen in neueren Zeiten verschwunden und an seiner Stelle schleicht jetzt, besonders in der Nähe eines alten Kapellchens oder sogenannten „Schächers“, an der Straße zwischen Donaueschingen und H ü f i n g e n, eine ungeheure schwarze Katze umher, die unter dem Namen „die Schächerkatz“ von Jedermanniglich in der Gegend gefürchtet wird. Wahrscheinlich eine Verwandte, oder gar die Großmutter des Teufels, scheint ihr die Aufgabe gestellt zu seyn, die frommen Leute, die dort in der Kapelle ihre Andacht verrichten wollen, davon abzuschrecken und das Bethäuslein in üblen Ruf zu bringen. Manchem Vorübergehenden ist sie schon zwischen die Beine gesprungen und hat ihn zu Falle gebracht; Anderen schwang sie sich auf den Rücken und krallte sich in ihren Halsfragen fest; wieder Anderen folgte sie Schritt für Schritt mit gräulichem Miauen, Zischen und Pruhsten eine Strecke nach. Einem Mähder, welcher früh Morgens vor Sonnenaufgang auf der nahgelegenen Mönchswiese mähte, sprang sie mehrmals nacheinander zwischen die Hiebe, ohne von der Sense nur im Ge-

ringsten verlegt zu werden. Als er das Unthier verschrecken wollte, stellte sich ihm dasselbe auf den Hinterpfoten entgegen und er mußte die Flucht ergreifen. Ebenso wurde schon manches verliebte Pärchen, das spät Abends vom Donaueschinger Markte heimkehrte, von der Schächertage im zärtlichsten Rosen geschreckt und sie konnten nicht genug erzählen von deren feurigen Augen und entsetzlichem Miauen.

Hüfingen.

Lucian Reich, Maler.
(Originalmittheilung.)

Das Dedrischen-Elsele bei Hüfingen.

In den Kunkelstuben und sonstigen abendlichen Zusammenkünften, welche zur Winterszeit in Hüfingen nach dem allgemeinen Brauche der Baar veranstaltet werden, wurde früherer Zeit viel vom Dedrischen-Elsele geplaudert und verhandelt. Dieses Elsele soll ein Waldgeist seyn, welcher als kleines Weiblein mit „Tüppe“ und „Schihut“ in dem Hüfinger Gemeindewald „Dedrischen“ seit vielen Jahren sein Wesen treibt. Meistens erschien es den Menschenkindern, um sie zu schrecken oder zu necken, doch war es auch zuweilen mitleidig und hülfreich. Damit soll es, wie alte Leute erzählen, folgende Bewandniß haben.

Als der unselige dreißigjährige Krieg ausgekämpft, manches gute alte Recht vergessen und verloren, Mancher von Habe, Gut und Heimath vertrieben war und Jeder nur zunächst für sich selbst zu sorgen hatte, gab es nicht selten Leute, ja selbst ganze Familien, welche in Wäldern lebten, ohne in irgend einer Gemeinde Heimathrecht zu besitzen. In dieser Zeit hauste in dem obgenannten Walde bei Hüfingen ein Weiblein, Niemand wußte woher es stammte; an einsamer, schwer zugänglicher Stelle, unter finstern Tannen bewohnte sie eine ärmliche Hütte. Den Sommer über sammelte sie Kräuter, die sie an die Apotheker oder Doctoren der Umgegend verkaufte. Nur beim grimmigsten Winterwetter kam sie in's Städtlein, Obdach und Nahrung erbettelnd. Man bot aus freien Stücken nichts an, wagte aber auch nicht, sie abzuweisen, da sie halb und halb im Geruche der Zauberei stand. Ihr aber gar Sitz und

Heimathsrecht in der Gemeinde zu gewähren, fiel noch weniger Jemanden ein. Denn die ehemaligen Gemeindeverfassungen waren allgemein in diesem Punkte hart und streng, hatte man ja ohnehin Leute genug, welche, wie man zu sagen pflegte, „der Gemeinde zur Last fielen.“ Viele Jahre lang lebte nun das Elsele, oder, wie man es von seinem Aufenthalt nannte, das Dedrischen-Elsele, so vor sich hin. Endlich blieb es aber aus; auch beim gräßlichsten Unwetter kam sie nicht mehr in's Städtlein und man vermuthete, daß sie gestorben sei; Niemand aber wußte von ihrer Todesart etwas Näheres anzugeben. Ihre Hütte zerfiel und Jedermann war froh, sie los zu seyn. —

Doch bald sollt' es Anders kommen. Bald hieß es allgemein, das Elsele gehe im Walde „geistweis“; man erzählte von mancherlei Schabernack, den sie den Leuten anthue. Der Wald kam in Verruf, und wer etwas darin zu thun hatte, machte, daß er vor Sonnenuntergang heim kam, ebenso Diejenigen, welche die Straße, die durch Dedrischen führt, passieren mußten. Hatten z. B. die wohlweisen Rathsglieder der Stadt etwas im Walde zu schaffen oder zu beaugenscheinigen, und es rauschte was im Gebüsch und ein Weiblein huschte vorüber, oder sie wollten, um ihr auszuweichen, einen andern Heimweg einschlagen, so konnt' es leicht geschehen, daß sie nach langem Umhertappen den Weg verloren und an ganz entgegengesetzter Stelle des Waldes herauskamen.

Einem Krämer, der oft mit einem Esel-bespannten Wägelin durch diesen Wald fuhr, begegnete schon häufig, daß sein Thierlein auf einmal „stättig“ wurde, zu leuchten und schweigen begann und zuletzt den ganzen Kram umwarf, worauf gewöhnlich ein kleines Weiblein lachend in den Wald hinein sprang. Manchem Wanderer hoffte es auf den Rücken und ließ sich tragen bis wo der Wald ein Ende hatte.

Ein Holzhauer sah es einst über einen hohen, an einem andern Baume lehrenden Windfall in kühnem Sprunge setzen. Oft erblickte der Jäger tief im Walde an der höchsten Tanne ein Paar zierlich geflochtene Böpfe und entfernte sich schweigend, denn er wußte, in wessen Nachbarschaft er sich befand. Zuweilen sahen Schnitterinnen ein Weiblein aus dem Walde kommen, auf den Platz, wo ihre Hute und sonstigen Kleidungsstücke lagen, zuge-

hen, eiligt Alles zusammen raffen und mit der Beute in den Wald hinein springen. Wenn sie nun schreiend und scheltend an die Stelle eilten, lag noch Alles unberührt am Plage. Auch sahen sie es oft nach Sonnenuntergang über die Kornfelder dahin tanzen.

Armen Leuten soll es sich meistens hülfsreich erwiesen haben; oft half es alten Leuten beim Holzlesen, oder zeigte Kindern, welche um Erdbeeren zu gewinnen in den Wald kamen, die besten Plätze.

So trieb es sein Wesen bis nach dem letzten Kriege, von wo an sein Erscheinen selten und seltener wurde und zuletzt ganz aufhörte. Ist es vielleicht durch die milderen neuen Gesetze, welche Niemanden mehr vom Heimathsrecht ausschließen „verlöst“ oder zur Ruhe gebracht worden? So viel ist gewiß: in Hüfingen leben noch alte Leute, die sie persönlich gekannt und gesehen haben wollen. Von Jahr zu Jahr wird aber die Zahl dieser ehrwürdigen Bekannten kleiner, und bald wird nach deren Tode auch die Sage verflungen seyn. —

Hüfingen.

Lucian Reich.
(Originalmittheilung.)

Das weiße Fräulein von Kallenberg.

Groß ist die Ueberraschung, wenn der Wanderer; über die weite Fläche von Neuhausen herüber gekommen, plötzlich an den schroffen Felsenabhängen des hier noch sehr schmalen Donauthales steht; denn jenseits dehnt sich, gleichfalls wieder mit vielen Ortschaften, die weite Ebene aus und nichts ließ hier so viele Schluchten vermuthen. Durch eine derselben gelangt man auf den Vorsprung, auf welchem die Trümmer von Kallenberg liegen. Unererschütterlich erhebt sich noch auf der äußersten Spitze des Waldfelsens der vierseitige Thurm, rings von eingestürzten Mauern umgeben. Dieser Thurm, — erzählt die Sage — verschließt noch unermessliche Schätze, die ein Ritter als Beute mit sich gebracht aus den heidnischen Nordlanden, wo er für das Kreuz gestritten. Während des Ritters Abwesenheit hatte aber der schmucke Mühlknappe im Thale das Herz seines einzigen Kindes geraubt; in der Verzweiflung über diese

Schande mißhandelte der kaum zurückgekehrte Ritter die Töchter und stieß sie aus der Bese. Ihre Leiche wurde am folgenden Morgen vor dem Stabgitter des Mühlgangs gefunden. Bald ergriff aber Reue über seine grausame That das Herz des Vaters und verbüßerte seinen Sinn, der jetzt nur noch darauf gerichtet war, seine Schätze zu vermehren und dieselben in den tiefen Gewölben des Thurmes zu hüten; die Thore der Burg blieben von nun an jedem Besuche verschlossen und nur zur Plage seiner Vasallen stieg noch der Ritter zuweilen aus seinem Felsenhorste hernieder. Nun schwebt in mondhellen Nächten, gleich einer Najade, des unglücklichen Fräuleins weißer Schatten der Donau entlang gegen die Mühle; während eine hohe finstre Gestalt an den jenseitigen Felswänden auf- und absteigt und die Hände ringt. Wagt es aber einmal ein Sabstüchtiger, in der Mitternachtstunde zu dem Thurme hinauf zu klettern, um die Schätze zu suchen, dann naht ihm die schwarze Gestalt und broht ihm mit furchtbar glühenden Blicken; ja, ein Hirte, der fest genug war, einst die Zinne des Thurmes zu erklettern, stürzte sinnesverwirrt hinunter in die Tiefe. Dagegen waltet des Fräuleins sanfter Geist sichtbar schirmend über den Frauen und Töchtern der Mühle; besonders hold ist sie den Liebespäarchen von unwandelbarer Treue; oft schon stand sie auch braven Frauen in Geburtsnöthen bei, wenn die Hebamme nicht schnell genug von Lieberdingen oder Krähenheimstetten herüber kommen konnte.

(Vergl. Max von Ring's: „Malerische Ansichten der Ritterburgen Deutschlands.“ 6. Heft.)

Der Schwede zu Wildenstein.

Nicht weit vom Fürstenbergischen Pfarrdorse Lieberdingen, (Amt Mößkirch) liegt das Schloß Wildenstein auf einem steilen, etwa 80 Fuß hohen Felsenfegel in der Donau; durch eine Zugbrücke ist das sehr feste Gebäude mit dem Ufer verbunden; auch führte vor Zeiten ein bedeckter Gang von der Festung aus in das Thal hinunter. Seit 1642 gehört das Schloß zur Fürstenbergischen Standesherrschaft und hatte im 17. Jahrhunderte öfters eine Besatzung.

Während die Schweden im August 1642 den Hohentwiel besetzt hielten, kam einer der kühnsten ihrer Unterofficiere, der zufällig mit einigen seiner Leute diese Gegend durchstreifte, auf den Gedanken, die Feste Wildenstein zu erobern, denn er hatte vernommen, daß die Fürstenbergischen Beamten, welche damals auf dem Schlosse wohnten, mit den wenigen Soldaten, welche dessen Wache bildeten, nach Mößkirch gegangen waren, um dort die Messe zu hören, und daß nur die Frauen und Kinder sich noch im Schlosse befänden. Da besann sich der vermessene Schwede nicht lange. Auf einer schwachen Leiter stieg er zur Zugbrücke hinüber, kletterte sodann an deren Kettenwerk hinauf und wand dasselbe mit kräftigen Armen aus den festen Angeln, so daß die Brücke fiel, worauf er mit drei seiner Genossen in das Schloß eindrang. Sein furchtbares Aeußere, — die Bewohner der Gegend nannten ihn nur den Schwarzen — hatte die Frauen so sehr in Schrecken versetzt, daß sie nicht einmal das Thor zu schließen gewagt. Den Eroberer verlockte die reiche Beute, die er hier vorfand und, sey es nun, um nicht theilen zu müssen, oder aus Furcht vor der Rückkehr der Feinde, er schloß sich eiligst mit seinen drei Auserwählten in die Feste ein, ohne die Andern zu rufen, welche sich indessen in dem Walde verborgen gehalten. Wirklich kehrten auch die Beamten mit ihren Soldaten bald aus Mößkirch zurück und begannen, da sie das Schloß in fremden Händen fanden, mit Zuziehung benachbarter Garnisonen, den Angriff auf dasselbe; da erbot der eingeschlossene Schwede die Uebergabe unter der Bedingung, daß er und seine Begleiter mit sich fortnehmen dürften, was sie forttragen könnten. Dies ward gestattet und er brachte großen Reichthum mit auf den Hohentwiel, wo er jedoch nur mit Mühe sich einem schweren Strafurtheil entzog.

(Vergl. Max v. Ring: „Malerische Ansichten der Ritterburgen Deutschlands 6. Heft.)



Kinzigthal und Seitenthäler.



Wie der Teufel und ein Weib miteinander das Städtlein Schiltach verbrennen.*)

Es ist ein alt Sprichwort: wohin der Teufel nicht kommen kann, dahin schickt er ein alt Weib. Wie das Sprichwort entstanden ist, weiß ich nicht und muß mich fast darüber wundern, warum gerade nur die alten Weiber zu Werkzeugen des Teufels ausersehen seyn sollten, da sie doch bekanntlich zum andächtigen Geschlechte gehören.

Im Jahr 1533 Donnerstag vor Ostern (fiel damals auf den 13. April) brannte das im obern Kinzigthale gelegene Städtlein Schiltach ganz ab. Wie das zugegangen sey, das haben ehrliche Bürger von da, gleich nach dem Ereignisse dachier, vor geseffenem Rath erzählt, von dem es Einer gehört und seinem guten Freunde mitgetheilt hat, von dem ich es erfahren habe. Der Salmenwirth zu Schiltach saß am Abend jenes Tages in seiner Wirthsstube und sein Knecht bei ihm, von dem er sich über die heutigen Vorfälle im Haus, Stall und Scheune referiren ließ. Auf einmal hört er vor der Thür ein sonderbares Gezisch und Gepfeife. „Hans, was ist das?“ fragt er den Hausknecht, „hast du's gehört? Es sind fremde Leute im Haus. Die Sache ist nicht richtig. Laß uns nachsehen!“

Auf der Stelle muß Hans die große Hauslaterne zurichten und mit seinem Meister Hausgang, Stall und Keller und jeden Winkel unten im Hause visitiren. Aber es fand sich nichts.

„Kiegle mir alle Thüren wohl zu und vermach' alle Läden, Hans, damit uns kein Schelm in's Haus komme, denn das

Land läuft jetzt voll lieberlichen Volks.“ Der Hausknecht versicherte, es sey bereits Alles gut geschlossen und verwahrt und damit beruhigte sich der Wirth, der nun sein Hauseramen mit dem Knechte wieder fortsetzte. Kaum hatte er einige Minuten damit zugebracht, siehe da, so zischt und wisperts wieder ganz vernehmlich, aber nicht mehr unten im Hause, sondern im obern Stode.

Nun ward die Visitation wiederholt und weil man denn doch nicht wissen konnte, was man da oben antreffen würde, so bewaffnete sich Hans, der Hausknecht, dieses Mal mit der alten Hellebarde, die ein Inventariumstück des Hauses war und immer unter der Stiege aufbewahrt wurde. Der Salmenwirth aber nahm den Haushund, Türk genannt, mit sich und in die Hand sein Schwert, das er als Hauptmann der ehrsamten Bürgerschaft zum letztenmal trug, als die Landschaft gegen den Herzog Ulrich sich erhob und ihn zwang, sein Land mit dem Rücken anzusehen. Also gerüstet stiegen Beide die Stiege hinauf, den treuen Türk als Vorplänkler voraussendend, um bei Zeiten sich in Positur setzen zu können, wenn derselbe anschlagen und etwas Verdächtiges entdecken sollte.

Dieses tapfere Kleeblatt durchsuchte nun alle Gemächer des zweiten Stockes, und der Hausknecht Hans bewies bei dieser Gelegenheit ungemeine Geistesgegenwart und ausgezeichneten Muth. Denn an jeder Stelle, die er für verdächtig hielt, streckte er seine Hellebarde voraus und befahl dem beherzten Türk, voranzuschreiten, um den Schelm aufzusuchen. Der Salmenwirth aber deckte mit erhobenem Schwerte den Rücken des Hausknechts. Aber auch dieser Streifzug war erfolglos. Das Gezische und Geflüster war verstummt, und verdrüsslich stiegen Herr und Knecht mit dem treuen Türk, welcher dieses Mal die Nachhut machte, wieder in den unteren Stock herab.

„Du hast doch das Gezisch und Geflüster und Gefreische gehört, Hans?“ fragte der Salmenwirth den Hausknecht verdrüsslich.

„Freilich wohl, Meister, hab ich es gehört und darauf kann ich einen Eid thun. Der Geier weiß, was hier im Spiel seyn mag.“

„Ich denke,“ fuhr der Salmenwirth fort, „wir warten dem

Ding noch etwas ab; denn am Ende muß es sich doch noch zeigen, was es sey. Aber mir fällt ein, daß wir unser Küchenkamin noch nicht untersucht haben. Vielleicht hat sich Jemand dorthin verborgen, der gerne die Paar Speckseiten holen möchte, die noch darin aufgehängt sind."

Kaum hat der Salmenwirth seine Rede geendet, so pfeifts und flüsterts und zischt es wieder und zwar dieses Mal von der Seite des Ofens her, so, als ob der Laut aus dem Kamin käme.

Flugs wischen jetzt der Salmenwirth und sein Knecht mit dem treuen Türk in die Küche und horchen daselbst. Da vernehmen sie denn ganz deutlich zu oberst aus dem Kamin herab das Gezisch und Gepfeife, gerade dem ähnlich, das man zu machen pflegt, wenn Einer dem Andern ein Zeichen gibt und ihn herbeirufen will. Jetzt wird's dem Salmenwirth etwas unheimlich; denn der Türk streckt die Nase gewaltig in das Kamin hinauf und windet und sträubt die Haare, als wär' etwas, ob dem er sich entsetzt, oben im Kamin.

Der Hausknecht hatte unterdessen die Kaminleiter zurecht gestellt und stieg nun, in der Rechten die Hellebarde, in der Linken die Laterne haltend, die Sprossen langsam hinan und sah sich sorgsam im Kamin um. Auf einmal rutscht er hastig drei Sprossen herab, lehnt die Hellebarde an die Heerdwand und schlägt ein Kreuz über das andere.

„Was fehlt dir Hans?“ fragte der Salmenwirth.

„Herr,“ antwortete der Knecht, „sagt mir, hängt noch ein Hinterviertel von dem Boß im Kamin, denn wir zur Lichtmesse schlachteten? Denn dort oben sehe ich einen Boßfuß.“

„Der Boß ist längst verzehrt,“ antwortete der Salmenwirth, „und wenn du einen Boßfuß siehst, so hat der Teufel hier sein Wesen und wir müssen auf der Hut seyn. Rufe meine Leute zusammen!“

Jetzt wurde das ganze Haus in Aufruhr gebracht. Man schickte nach Geistlichen und alsbald erschienen zwei derselben. Diesen erzählten der Wirth und sein Knecht das Abenteuer dieses Abends und die Erscheinung des Boßfußes im Kamin und Alles, was sie gehört und gesehen und nicht gehört und gesehen hatten.

„Was Ihr sagt, lautet sehr bedenklich,“ sprach jetzt der Eine der Priester, „und besonders ist der Bodsfuß und die Furcht eures Türs ein Zeichen, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehe. Führt uns demnach in die Küche und wenn der Böse vorhanden ist, so wollen wir ihn schon von dannen treiben, denn wir fürchten ihn nicht.“

Nun ging der Zug, dem sich unterdessen auch des Wirths ältester Sohn und dessen betagtes Weib, die in der Nähe wohnten, beigefellt hatte, in die Küche, wo die beiden Geistlichen sogleich den Satan zu exorzisiren begannen und zuörderst ein Zeichen seines Daseyns von ihm verlangten. Der Schwarze ließ sich nicht nöthigen, sondern erklärte ganz furchtlos, daß er hier sey, und da die Geistlichen weiter fragten, was er hier zu schaffen habe, so antwortete er: „ich bin hier, um euer Nest zu verbrennen.“

Das sollst du wohl bleiben lassen! dachten die Geistlichen und fingen nun an, ihre Exorzismen wieder anzuwenden und dem Teufel zu drohen. Allein er spottete ihrer Drohungen und rief ihnen aus dem Kamine zu:

„Laßt euere Bemühungen unterwegß, denn ihr könnt mir Beide doch nichts anhaben. Ihr Beide seyd Gaudiebe und Einer von euch sündigt alle Tage gegen das Eölibatsgebot.“

Unter den Umstehenden befanden sich aber, wie bereits erwähnt, des Wirths Sohn und dessen Frau. Diese ward während der Exorzismen sehr unruhig und entfernte sich aus dem Hause. Kaum hatte sie aber die Gasse betreten, so ergriff sie der Teufel beim Schopf und setzte sie auf's Dach und zu oberst auf das Kamin. Da gab er ihr einen Topf in die Hand und befahl ihr mit drohender Gebehrde, denselben auszuleeren. Das that sie und noch bevor eine Stunde verfloß, stand das ganze Städtlein in Flammen und alle menschliche Anstrengung, dem Feuer Schranken zu setzen, war vergeblich. Der Salmenwirth war auch unter den Abgebrannten.

Weil aber seines Sohnes Frau von den Nachbarn in der mondhellen Nacht auf dem Kamin sitzend und mit einem Topf in der Hand gesehen worden war, so wurde sie allgemein als die Brandstifterin angesehen und eingezogen. In den Verhören zeigte sich's denn, daß sie vor ihrer Verheirathung 14 Jahre

lang mit dem Satan verliebte Bekanntschaft unterhalten und manchen schönen Spazierritt zum Tanz mit ihm gemacht habe. Weil sie nun seit ihrer Verheirathung die Bekanntschaft mit dem Schwarzen aufgegeben und seine Anträge abgewiesen hatte, so ward er eifersüchtig und wollte sich an ihr und dem Städtlein dadurch rächen, daß er es durch sie anzünden ließ. —

Der gute Freund, der mir diese Geschichtlein erzählte, hält es wenigstens für wahrscheinlich, daß den Teufel die Eifersucht zu dem Bubenstück gebracht habe, obgleich er nicht alles glaubt, was damals über diese Geschichte unter dem Volke gesagt wurde. Des Salmenwirths Schwiegertochter aber wurde als eine Hexe und Brandstifterin zu Oberndorf verbrannt. Im Jahr 1590 verbrannte das Städtlein wieder, aber ohne Zuthun des Teufels oder einer Hexe, obschon zu jener Zeit das Hexenwesen noch in vollem Kredit war und noch manche, die man für eine Hexe hielt, oder sich selbst als eine angab, ohne viele Umstände verbrannt wurde.

Ich habe übrigens, geneigter Leser, diese Brandgeschichte von einem ehrlichen Mann, der sie von einem weiland berühmten Professor zu Freiburg im Breisgau hörte, dem gelehrten Erasmus von Rotterdam. Es scheint, sie müsse großes Aufsehen gemacht haben, weil der gelehrte Portugiese Damian von Goes sich nähere Auskunft darüber erbat. Es gibt jedoch Erasmus die Sache nicht so ausführlich als ich, da er Anstand nahm, seinem gelehrten Freunde die im Volke verbreiteten märchenhaften Berichte über den Vorfall aufzutischen. *)

R. Walchner.

(Aus dem „Freiburger Adreßkalender,“ 1827.)

¹⁾ „Auf den grünen Donnerstag 1533 verbrannte der Teufel Schiltach durch eine böse Hexe.“

(Aus der handschriftlichen Chronik des Heinrich Hug von Bellingen.)

Das Bergmännlein.

Vor einigen Jahren weideten ein Paar Hirtenbuben in der Gegend von Schiltach bei einer verlassenen Erzgrube. Da sahen sie ein Bergmännlein, welches ganz wie ein Bergnappe

*) „Non libet, aures tuas vulgi fabulis remorari.“ Erasm. Epist. ad D. de Goes.

gekleidet war, mit Licht und Gezäh' in den Stollen der Grube fahren und hörten es alsdann darin arbeiten. Erschrocken liefen sie zu dem Bauern, in dessen Hofmarkung das Bergwerk lag und erzählten ihm, was sie gehört und gesehen hatten. Als des Bauers erwachsene Tochter hierauf zur Grube geeilt war, hörte sie gleichfalls das Arbeiten darin. Durch alles Dies wollte das Bergmännlein anzeigen, daß die Grube mit Vortheil wieder gebaut werden könne, allein dieses Winkes ungeachtet ist der Bau noch bis heute nicht unternommen worden.

(Nach mündlicher Ueberslieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1837. S. 173.)

Burg Falkenstein im Schappacher Thal.*)

Das Schappacher Thal ist in der Geschichte durch die Burg Falkenstein berühmt, deren Trümmer unterhalb des Dorfes Schappach auf einem Hügel noch sichtbar sind. Hier fanden die getreuen Waffenbrüder Ernst von Schwaben und Werner von Ryburg ihre letzte Zuflucht, aus der sie endlich der Mangel an Lebensmitteln in die feindlichen Speere und in den Tod trieb. Joseph Bader erzählt die Begebenheit wie folgt:

Nach dem Tode Herzogs Hermann von Schwaben trat dessen Schwager Ernst, der Sohn des Markgrafen Leutbold von Oesterreich, in diese Würde, starb aber bald an einem unglücklichen Pfeilschuß auf der Jagd. Sein Erstgeborener ist jener Herzog Ernst, von welchem die Sage des Volks so wunderbarliche Abenteuer zu erzählen weiß. Sein ganzes Glend entsprang aus seinen Ansprüchen auf das Erbe des Burgundischen Reichs, während König Konrad dasselbe als ein der deutschen Krone zugesprochenes Vermächtniß behauptete. Diese Angelegenheit wurde der Zunder einer blutigen Partheiung durch ganz Schwaben; allenthalben erhoben die Großen ihre Waffen gegen einander, endlich mit dem Grafen Welf der Herzog Ernst selbst gegen den König, und zum zweitenmal, nachdem er im ersten Kriege sich unterwerfen hatte müssen. Aber auch jetzt

*) Aus dieser Burg, und nicht aus der im Höllethal, (Siehe S. 409 dieses Bandes) stammt die noch jetzt blühende Familie der Freiherrn von Falkenstein.

schien ihm kein besseres Glück; gedächtet und von Allen verlassen, welche die Rache des gewaltigen Kaisers fürchteten, mußte sich Ernst mit seinem einzigen, ihm noch treu gebliebenen Freunde und Waffenbruder, dem Grafen Werner von Ryburg, in die Wildnisse des Schwarzwalds flüchten, auf die Burg Falkenstein, in der untern Baar. Durch Auslieferung Werners, in welchem König Konrad den Hauptanstifter des ganzen Aufstandes sah, hätte sich Herzog Ernst noch retten können, aber er gab den königlichen Unterhändlern großherzig zur Antwort: „Eher will ich Alles einbüßen, als meinen Freund verrathen!“ — Als in der Burg Falkenstein endlich die Lebensmittel ausgingen, rafften die beiden Unglücksgefährten Alles zusammen, was ihnen noch anhing und drangen gegen Schwaben vor. Da erschien mit überlegener Macht Graf Mangold von Nellenburg, Schirmherr zu Reichenau, dessen Besitzungen zunächst gefährdet waren. Voll verzweifelter Muthes stürzte sich Ernst an der Spitze seines Häufleins in die Massen des Feindes. Es wurde mit äußerster Erbitterung gefochten; endlich fiel der Herzog, ritterlich bis zum letzten Hauche, hinter einem Walle von Leichen; ihm folgte sein treuer Werner in den Tod; aber auch Graf Mangold blieb auf dem Schlachtfelde — zur Sühne der unglücklichen Waffenbrüder.

(Siehe Joseph Baber's „Babische Landesgeschichte.“ S. 100. — Zugleich verweisen wir auch auf Uhland's gebiegenes, kerndeutsches Drama: „Ernst von Schwaben.“)

Der Schlangenhof im Schappacher Thal.

Im Gute des Bauern dort hinten im Thal,
Da nisten die Schlangen in mächtiger Zahl.

Sie füllen das Haus ihm, den Hof und den Stall
Mit buntem Gewimmel fast überall.

Doch thun sie kein Leid's, weder Menschen noch Vieh,
Die friedlichen Leutchen gefährden sie nie.

Sie leben vertraulich mit Herr und Gesind,
Sie lehn sich gemüthlich zum Spiele dem Kind.

Gern nehmen sie Theil an dem ländlichen Mahl,
Da schlürfen sie zierlich die Milch aus der Schäl'.

Das Heu in der Scheune, so duftig und weich,
Das ist ihres Königes Sitz und Reich.

Das Haupt ihm ein goldenes Krönchen umkränzt,
Mit Perl' und Demant und Karfunkel durchglänzt.

Er wird als Beschützer des Gutes verehrt,
Darin sich die Fülle des Segens vermehrt;

Als hätt' er's umzogen mit magischem Bann,
Daß keinerlei Mißgeschick treffen es kann;

Nicht Krankheit noch Seuchen bedrängen es je,
Rein Sturm und Gewitter, kein Hagel und Schnee.

Die Schlangen sie bringen nur Glück in das Haus,
All' anderen Gütern blüht dieses voraus. —

Als aber der biedere Bauer verstarb,
Ein Anderer käuflich das Hofgut erwarb.

Der war gar ein fälscher und geiziger Mann
Und gegen die Schlangen ein wahrer Tyrann.

Ab hieb er dem König das glitzernde Haupt,
Das goldene Krönchen er gierig ihm raubt.

Dann jagt er die Schlangen aus Hof und aus Haus,
Aus Keller und Küchen und Feldern hinaus.

Doch freut er nicht lange des Segens sich mehr,
Der drinnen gewaltet — er büßet es schwer!

Denn Alles verdirbt ihm, als wär' es verflucht:
Die Heerden, die Gärten, die Wiesen, die Frucht.

Das stattliche Haus, es geräth in Zerfall
Von der Fluth des Gebirgs unterwühlendem Schwall.

Und als er einst Nachts, wie seit lange ja schon,
Sich wälzt auf dem Lager, vom Schlummer geflohn;

Da hört er ein Wispern und Schleichen ringsum,
Ein Zischen und pfeifender Stimmchen Gesumm.

Da ringelt sich's ihm um den Nacken so kalt,
Umschlingt ihm die Glieder mit Riesengewalt;

Da züngeln viel Hundert von Schlangen ihn an,
Mit betäubendem Odem, mit spizigem Zahn.

Sie halten mit rächender Wuth ihn umstrickt;
Sein Schreien, sein Röcheln, — bald ist es erstickt.

M. Schlgr.

(Siehe Rone's „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit.“ Jahrgang 1837.
S. 174.)

Warnungszeichen.

In der Wildschappacher Grube Friedrich Christian zeigen sich an Stellen, welche den Einsturz drohen, blaue Lichtlein oder es klopft dort mit unsichtbaren Händen an das Grubenholz. Den Bergleuten sind diese Warnungszeichen wohlbekannt und wo eines sich sehen oder hören läßt, wird der Stollen unverzüglich untersucht und gefahrlos gemacht.

Vom Seewenhof bei Rippoltsau.

In dem unergründlichen Glaswaldsee bei Rippoltsau hielten sich vor Zeiten Seemännlein auf. Eines derselben war mit den Leuten des Seewenhofs, welcher drei Viertelstunden weiter unten am Berge liegt, so befreundet, daß es jeden Morgen zu ihnen kam und erst am Abend sie verließ, um in den See zurückzukehren. Den ganzen Tag über besorgte das Männlein allerlei Arbeit für die Hofbewohner, welche, damit Alles wohl gerathe, bei Zutheilung einer jeden Arbeit zum Seemännlein sprechen mußten: „Nicht zu wenig und nicht zu viel!“*) — Täglich bekam es auf dem Hofgute sein Frühstück, Mittag- und Abendessen besonders aufgetischt. Obgleich seine Kleider alt und abgetragen waren, hielt es doch stets den Seewenbauer

*) Vergleiche damit die Sage vom Hausgeist Ruedi, Seite 259 dieses Bandes, Vers 11 von unten.

von seinem Vorsatz ab, ihm neue anzuschaffen. Endlich aber ließ derselbe doch heimlich einen neuen Rock machen und gab ihm eines Abends dem Seemannlein. Dieses aber sagte aufgebracht: „Wenn man ausbezahlt wird, muß man gehen; von Morgen an komm' ich nie wieder zu Euch!“ Umsonst betheuerte der wohlmeinende Bauer, daß er ihm ja den Rock nicht als Lohn, sondern als freiwilliges Geschenk verehren wolle — das Männlein war von seinem Vorhaben nicht mehr abzubringen. Hierüber unwillig, setzte ihm diesmal die Magd kein Nachtesseß vor und das Männlein mußte mit leerem Magen von dannen gehn. Am andern Morgen fand man die Magd todt vor dem Hause und zwar auf den Kopf gestellt, welcher ganz in den Boden eingegraben war. Das Seemannlein aber ließ sich, seinem Vorsatze getreu, niemals wieder auf dem Seewenhofe blicken.

(Mitgetheilt von Bernhard Baader in „Mone's Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1837. S. 175.)

Die Schwedenschanze. *)

Sinter grüner Hügelstrecke
Thürmt der Berg sich wie zum Streit;
Hingestürzte Felsenblöcke
Sind sein festes Waffenkleid.
Seines Hauptes Wälder starben,
Denn das Alter macht ihn fahl;
Droben schmilzt, wie Heldennarben,
Morscher Schlachtenwälle Mahl.

Seiner hohen Haiden Dede
Ruht im Monde silberweiß,
Steht dem Geisterrufe Rede,
Lockert sich auf sein Geheiß.
Aus dem Wall, im Waffenkirren
Steigt ein zürnend Riesenbild;

*) Auf dem Kniebis im Schwarzwald, zwischen Griesbach und Freudenstadt, 2960 Fuß über der Meeresfläche. In den aus dem dreißigjährigen Kriege stammenden versunkenen Erdwällen der Schanze finden sich noch Reste gefallener Schweden. Der Bereich des Kniebis gehört zwar schon zum Rench- oder zum Murgthal-Sagenkreise; ich fand jedoch in diesem Buche keine passendere Stelle, um dies Gedicht einzureihen, als gleich hinter der vorübergehenden Sage vom Seewenhof.

Seine Herrscherblide irren
In die Tiefen streng und wild.

Erwins fühne Münstersäule,
Bei des Rheines Silbertuch,
Späht er aus in Bier und Eile,
Donnert ihr hinab den Fluch:
„Breitest noch die Götzenhallen
Du, des Seelenbannes Haus,
Gegen den mein Leib gefallen,
Deinem falschen Glauben aus!

„Deine heißen Mettenglocken
Bannen mich zu Reib und Wuth
Aus der Himmlischen Frohlocken,
Höhnend mein versprigtes Blut.
Seit Jahrhunderten vom Staube
Klirr' ich auf in jeder Nacht;
Thürmt mich auf der reine Glaube
Gegen deine Afternacht!

„Dich verdammend will ich dauern,
Bleibst du bis zum Weltgericht,
Bis sich neigen deine Mauern,
Deine Spitze knirschend bricht;
Bis die Glocken berstend wimmern
Wie vor Gott der Lügner Brust,
Und bis über deinen Trümmern
Zubelt reiner Engel Lust!“

Mit der blanken Hand von Eisen
Schleudert er den Fluch in's Land,
Wie die raschen Blitze kreisen
Um den schwarzen Wolkenrand. —
Doch des Domes Morgentöne
Schweben leise durch die Luft,
Seiner Pyramide Schöne
Blühet auf in Rosenduft.

Und der Freiheit Siegesfahnen
Steigen von ihr aus der Nacht;

Ihrem freudenvollen Mahnen
Ist ein großes Volk erwacht:
Tief hinein, in seinen Landen,
Bricht der volle Jubel aus:
„Tag des Heils, du bist erstanden,
Ründ' ihn laut, o Gotteshaus!“

Und der Liebe Sonnen schlagen
Still des Geistes tiefen Gram:
„Sey gegrüßt, mein himmlisch Tagen,
Sieh mich nah'n in Dank und Scham!
Schwindet, enge Seelenketten!
Freiheit, ja dein Zauberschlag
Soll der Herzen Höchstes retten!“ —
Er verschwindet in den Tag.

Georg Rapp.

Spuk und Schatz.

Auf einem Bergacker bei Wolfach geht Nachts ein gespenstiger Priester im Meßgewand um, das Meßbuch unter dem Arme tragend. Einmal erschien er daselbst am hellen Tag einem kleinen Mädchen und winkte ihm, herbei zu kommen; allein das erschrockene Kind ergriff die Flucht.

Die Eigenthümerin dieses Acker fand einst darauf viele Glascherben von bunten Farben und flecte einige davon für ihre Kinder zu sich. Als sie dieselben zu Hause hervorholte, fand sie alle in uralte Thaler verwandelt.

Eine andere Frau, welche auf demselben Acker ein Häuflein Laubes von besonderem Glanze bemerkt und davon mitgenommen hatte, fand bei ihrer Heimkunft die Blätter in lauter alte Silberthaler verwandelt.

(Mittheilung von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1837. S. 173.)

Der weiße Mann und der Bauer.

An dem Berg, worauf die verfallene Burg Schenkenzell^{*)} liegt, weideten einst zwei Bauern miteinander ihre Ziegen. Da

^{*)} Drei Stunden östlich von Wolfach.

gesellte sich ein ganz weißer Mann zu ihnen und sagte zu dem Einen, der allein ihn sah und hörte, er solle mit ihm gehen. Als derselbe folgte, ward er auf die Burg an eine eiserne Bogen-
thüre geführt, die er noch nie zuvor bemerkt hatte und die sein Führer mit einem großen Schlüssel öffnete. Sie traten ein und gelangten durch einen langen Gang und zwei andere eiserne Thüren, welche der weiße Mann ebenfalls aufschloß, in ein Gewölbe, worin eine große Kiste stand. Nachdem der Bauer, auf seines Führers Begehren, deren Deckel zurückgeschlagen, hieß ihn Jener so viel von den Goldmünzen, womit sie angefüllt war, mitnehmen, als er fort zu bringen im Stande wäre. Er nahm aber, aus Schüchternheit, weit weniger, und da ihn sein Begleiter, als sie sich wieder unter Gottes freiem Himmel befanden, deßhalb zur Rede stellte, gab er zur Antwort, er wolle schon wieder holen, wenn das, was er mitgenommen, verbraucht sey. Da sagte Jener, dies sey unmöglich und weil er ihm Solches erst jetzt eröffnen dürfe, habe er ihn vorhin so viel mitnehmen heißen, als er fort zu bringen vermöge. Hierauf verschwand der weiße Mann; die Thüre war ebenfalls nicht mehr zu sehen und ist auch bisher von keinem Menschen mehr wahrgenommen worden. Von den Goldmünzen, welche dünn und so groß wie Sechsbäzner sind, befinden sich noch heut elf Stücke im Dorfe Schenkenzell, woselbst auch der andere Bauer, welcher den weißen Mann weder sehen noch hören hatte können, erst kürzlich, über hundert Jahre alt, gestorben ist.

(Nach mündlicher Ueberlieferung, mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Archiv zur Kunde der deutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1837. S. 69.)

Der Teufelsstein.

In dem Wald oberhalb St. Roman, nicht weit vom Städtchen Wolfach, begegnete einst der Teufel, welcher einen mächtigen Felsblock auf den Schultern trug, einem kleinen Mann, der ihn fragte, wo er mit dieser Last hin wolle? — „Den Schweinstall da unten mit diesem Stein zusammenschmeißen!“ antwortete der Böse, indem er auf das weiter unten am Berg gelegene Kirchlein von St. Roman hinwies. Der Mann sprach ihm zu, er solle doch vorerst seine Last ein wenig absetzen; allein

der Teufel weigerte sich dessen aus dem Grunde, weil er alsdann den Felsblock, dessen erstes Aufladen ihm ohnehin so schwer gefallen, nicht mehr in die Höhe würde bringen können. Durch das Versprechen des Männleins, ihm beim Wiederaufladen des Steins behülflich zu seyn, bewogen, setzte Herr Satanas endlich den Block auf den Boden nieder. Kaum war dies geschehen, so verschwand der kleine Mann, der Niemand anders als unser lieber Herrgott gewesen war, und der Teufel mußte nachher also den Stein, welchen er nicht mehr aufzulüpfen vermochte, da wo er ihn hingesezt, hübsch liegen lassen.

Lange Zeit lag hier der Felsenblock, in welchen die Krallen des bösen Feindes eingedrückt sind, unangefochten, bis es endlich einem Steinhauer einfiel, ihn benutzen zu wollen. Trotz der Warnung der Leute, ja nichts mit dem Block vorzunehmen, sprengte der Steinhauer denselben mit Pulver in drei Stücke, wovon ihm aber eines an das rechte Bein geschleudert wurde und es zerschmetterte. Hierdurch gewizigt, ließ er den Felsen fortan unberührt auf demselben Plage liegen, wo derselbe sich noch heutzutage befindet und unter dem Namen „Teufelsstein“ in der ganzen Gegend bekannt ist. *)

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1837. S. 70.)

Sagen von Benau.

1.

Auf dem Schwarzenbrucher Berg ist ein Platz, das Moos genannt, worauf zur Zeit, als das Schappacher Thal noch ein See war, **) eine Stadt, Namens Benau, stand. Weil ihre Bewohner ein Leben wie die von Sodom führten und ein goldenes Kalb anbeteten, wurde die Stadt durch Gottes Strafgericht in die Tiefe des Berges versenkt. Neun Tage hindurch hörte man das Jammergeschrei der Versunkenen und Niemand war dem Verderben entgangen, als der Pfarrer und der Mesner, welche Beide, gerade zur Zeit des Unterganges der

*) Bei dieser und ähnlichen Sagen muß bemerkt werden, wie wenig das Volk bedenkt, welche unwürdige Rollen es Gott darin spielen läßt! B. Baader.

**) Siehe die Einleitung zu diesem Werke. Seite XVII.

Stadt, einen auswärtigen Kranken mit den heil. Sterbsakramenten versehen.

2.

Vor etwa vierzig Jahren suchten zwei Männer aus dem Oberwolfacher Stabe jenes goldene Kalb mit Hülfe von Zaubermitteln zu gewinnen. Da der Bergspiegel ihnen gewiesen hatte, daß es bei dem sogenannten Goldbrünnlein auf einer eisernen Riste liege, trieben sie dort einen tiefen Stollen in den Berg. Schon waren sie zu dem Kalbe gekommen, schon hatte der Eine von ihnen es bei dem Schweiße gefaßt — da regneten von unsichtbaren Händen solche Schläge auf seinen Rücken, daß er seine Beute auf immer fahren lassen mußte. Bei diesem Schatzgraben hatte er und sein Genosse ihr ganzes Vermögen zugesetzt; außerdem ward, in der Folge, Jener stockblind und Dieser wahnsinnig bis zur Raserei.

3.

In neuerer Zeit wurden auf dem Schwarzenbruch zwei Benauer Taufsteine ausgegraben. Den Einen verwendete ein Hofbauer aus dem Stabe Oberwolfach als Schweintrog; da fielen ihm alle Schweine, welche daraus fraßen; weshalb er denselben eiligst fortschaffte und der Johanniskapelle unweit seines Hofgutes schenkte. Der andere Taufstein war in der nächsten Sägemühle vor die Thüre des Ochsenstalles gepflastert worden, aber der erste Ochse, welcher darüber hinschritt, brach ein Bein, worauf der Sägemüller den Stein sogleich ausgrub und ihn gleichfalls der erwähnten Kapelle schenkte.

(Mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für die Kunde der deutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1837. S. 174.)

Hornberg im Gutachthale.

Die alte Burg Hornberg, über dem Städtchen gleiches Namens, liegt schon längst in Trümmern, und nur noch ein hoher Thurm kündigt die ehemalige Herrscherin des Thales an. Sie war einst in Kriegszeiten eine wichtige Württembergische Feste zur Sicherung des Durchzuges der Heere: so während des dreißigjährigen Krieges und in den Kriegen Ludwigs XIV.

Das neue Gebäude, seitwärts von den Ruinen, dicht an dem Bergrande, war die Wohnung einer Fürstin aus dem Württembergischen Hause, welche hier für mancherlei Verirrungen büßte. Die Sage suchte ihr Verbrechen hier in dem Orte ihrer Verbannung selbst. Hier soll sie nämlich ihren Gemahl, einen Fürsten von Taxis, lange Zeit in dem hohen Thurme eingesperrt und endlich mit Gift aus dem Leben geräumt haben. Sie hatte mit vieler Sorgfalt ihren traurigen Wohnsitz verschönert, und unter ihrer Pflege standen die schmalen Gärten der Burg im üppigsten Flore. Jetzt sind alle Spuren jenes kurzen Glanzes verschwunden, und das tiefe Gewölbe, welches ehemals den Zugang zu den Hofräumen wahrte, führt nur noch in wildes Buschwerk oder kärglich angebaute Grundstücke. So sehr ist diese herrliche Anlage verwildert, daß sie vor einigen Jahren ein Handwerker des Städtchens um den Spottpreis von 1500 fl. erkaufte hat.

(Vergleiche Max von Ring's „Malerische Ansichten der Ritterburgen Deutschlands.“ Section Baden. 7. Heft.)

Das Felsenfräulein *) bei Hornberg.

Es sind emol, 's isch ame Sunntig gsi,
D'Schuelmeisteri und 'sDokter's Sepeli
So Hornberg zue vo Niederwasser her
— Des Meidli mueß g'wiß nuf in d'Christelehr —
Bim Kai am Rübesbe**) just z'semme cho.
Sie hent'si grüest und 'nander d'Zit abgno.

Die eine seit: Sieh'sch d'ört d'Steisprinzessi stoh? —
„Her Jesis jo; sie luegtis weger no!“
Drum allimol wenn i do färe chum,
Se zieht's mi Blick zuem Felsefräuli num,
Und allimol — chum weidli! 's isch nit just —
Se chunnts mer für, 's biweg'si no si Brust.

's soll no ne Herz im Felsebuse schlah,
So seit mer. Nu, was lueg'sch mi denn so a?

*) Eine Felsenpartie bei Hornberg.

**) Ein Seitenthal.

's hent zwische sellem g'stärrige Lofehor
 Als *) Neugli blitzt, wie dini, frisch und chlor,
 Und menge harte, chezerische Lo
 Isch fürnehm über selli Lippe cho.

Vor Zite het dört ufem Berg im Schloß
 E Ritter g'waltet mit sim Wib und Troß.
 Er het e sufer gwachse Fräuli g'ha,
 Hoffertig au und truzig wie ne Ma,
 Si einzig's Chind. Er het's frei schalte lo,
 Drum isch's vur Busget**) bis zuem Rüsnuz cho.

Het d'Muetter g'seit: „mer wend in d'Chilche go!“
 Se het's nu g'lacht und Pfil und Boge gno,
 — Me het vor Alters feini Füsi***) g'ha —
 Und helluf! mit viel Hunde vorned'ra,
 Goh't's in de Wald dur mengi Habersfoot!
 Was chümmert sie des frech vertrapplet Brod? —

Und isch en arme Buur zuem Letti cho
 Und seit: „i ha bim Jage Schade gno.“
 Se schlächtet sie †) bis an de Grabe nus
 Und, wie mi Bürli chunnt, nei, 's isch e Gruus!
 Gitsen en Schuf ††), und g'schwinder asses blitzt,
 Se heter 's G'hirn im Felsegrab verspritzt.

Druf lacht's und seit: „s chunnt usen Buur nit a,
 Me cha do nidsi gnueg so G'sindel ha!“
 's verzwislet Wib mit sine Chinderli
 Chunnt üfrem Fräuli frili nit in Si. (Sinn)
 „Was goht mi ander Lüte Chummer a?“
 Seit's, „wenn nu i, was 's Herz bigehret, ha.“

's het All's si Zit. Es jagt emol im Wald;
 Druf sigt e Männli ufem Felseg'halt,
 Mit wiße Lofe. 's stützt si uf si Stab:
 „Ach Fräuli! nummen au e chleini Gab!“ —
 „Glattsufernit! †††) Marsch mit dim Weh und Ach!“
 Und handumher! se seit's en nab in Bach.

*) Ehemals.
 **) Bosheit.
 ***) Flinten.

†) schleicht sie.
 ††) Stos.
 †††) Nichts da!

Doch eis Rungs stobt mi Männli wieder uf
 Und wächst in d'Höh bis über d'Felse nuf.
 Zum Tremel*) wird si Stab; er rührt's mit a:
 „Du witt di Herz für di alleinig ha?
 Se schlag's für ew'gi Zite dir ellei!“
 Und fieder g'stablet**) 'sFräuli zuem e Stei. —

So seit mer. Maibeli, verstoßsch de Si?
 „He! 's Männli wird, denf wohl, d'Bergeltig si;
 Und witer's: het Eis 's Herz für ihn's ellei,
 Was isch es andersch, asse halte Stei?“ —
 De besch's verrothe, jo, und 's fehlt si nit;
 Jez b'hüet di Gott! versum mer d'Christlehr nit!

'sSchwizerseplis Salmo.

(Siehe „Oberrheinische Zeitung“ von 1844. Nr. 358.)

Das Hornberger Schießen.

Das Sprichwort „Es geht aus wie das Hornberger Schießen,“ rührt von einem zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Hornberg gehaltenen Schießfeste her. Da den Schützen die dazu getroffenen Anstalten unzumuthig erschienen und ihnen auch sonst Manches dabei nicht gefiel, lief einer nach dem andern wieder hinweg, so daß sich das Fest in ein Nichts auflöste. In Hornberg selbst geht die Sage, daß die dortigen Bürger, als sie einem durchreisenden Württembergischen Herzog zu Ehren ihr Geschütz lösen wollten, dies unterbleiben lassen mußten, indem sie schon vorher alles Pulver verschossen hatten. Daher auch das andere Sprichwort: „Er hat das Pulver zu früh verschossen.“ Die Hornberger machen saure Gesichter, wenn man sie damit neckt.

(Vergl. J. Eiselein's „Sprichwörter u. Sinnreden des deutschen Volkes“ etc. S. 321.)

Die seltsame Fahrt.

Auf dem verfallenen Bergschlosse bei Kirnbach befindet sich in einem steilen Felsen ein brunnenartiges Loch von unergründlicher Tiefe. Aus demselben steigt in den Adventsnächten eine Kutsche, die mit zwanzig grauen Geißböcken bespannt ist und an der zwei brennende Laternen hängen. Sie wird von

*) Ballen.

**) Erstarrt.

einem ehemaligen Grafen des Schlosses gelenkt, welcher, in voller Rüstung und mit geschlossenem Helmgitter, allein darin sitzt. Mehr denn hundert Knappen folgen ihr aus dem Felsenloche nach, jeder einen Speer und eine angezündete Fackel in den Händen tragend. Mit Blitzesschnelle und wildem Getöse fährt der Zug den steilen Felsen und eine Schlucht hinab und macht dann unten im Thale Halt. Hier sammeln sich die Knappen im Kreis um die Kutsche, der Graf steigt aus und legt an ein Rad den Hemmschuh, worauf er sich wieder hineinsetzt. Unter großem Geschrei werfen sodann die Knappen ihre lodernden Fackeln, die sogleich erlöschen, von sich, und verschwinden mit der Hälfte der Geißböcke, welche als Vorspann gedient hatten. Bei dem spärlichen Lichte der zwei Laternen kehrt hierauf der Graf mit den übrigen zehn Böcken und mit gesperrtem Rade nach dem Felsenloche zurück, indem er, trotz dem, den Weg eben so schnell hinauffährt, als er ihn mit dem starken Vorspann und ohne Sperre herabgekommen ist.

(Nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt von Bernh. Baader in Mone's „Anzeiger 2c.“ Jahrg. 1837. S. 70.)

Das Geistermädchen.

Auf der Landstraße bei den Hagenbücher Höfen läßt sich zuweilen bei Nacht ein gespenstiges Schwarzwäldermägdelein sehen, welches aus dem benachbarten Bergwalde herabkommt. Ein betrunkenener Flößer, der Nachts zwischen 11 und 12 Uhr aus dem Wirthshaus in Hausach nach Wolfach gehen wollte, wurde von den Wirthsleuten vor dem Geistermägdelein gewarnt, verlachte aber die Warnung und machte sich fest auf den Weg. Als er an die Höfe kam und kein Gespenst erblickte, rief er, indem er seine Art schwang: „Wäldermädle, komm heran, daß ich dich z'sammenhauen kann!“ — kaum waren diese Worte heraus, so stand das Mägdelein vor ihm, ergriff ihn beim Schopf und warf ihn kopfüber in die Kinzig, worauf es in den Wald zurückkehrte. Schon war der Flößer am Ertrinken, da ward er noch glücklicherweise von einem Manne gerettet, der nicht weit hinter ihm hergegangen und Zeuge des Vorfalls gewesen war.

(Siehe Bernh. Baader's Mittheilung in Mone's „Anzeiger 2c.“ 1837. S. 304.)

Sagen vom Hausacher Schloße.

1.

Auf dem verfallenen Bergschloße bei Hausach liegt ein Schatz verborgen, wonach einmal Nachts von etlichen Bauern gegraben wurde. Schon sahen sie einen Kessel voll Geld vor sich, als im Dorfe die Betzeitglocke zu tönen begann. „Es läutet Betzeit, wir wollen beten, das Geld haben wir ja!“ — sprach nun Einer von ihnen. Augenblicklich versank der Kessel mit dem Geld in die Tiefe und die Schatzgräber mußten mit leeren Händen abziehen.

2.

Auf dem Schloße lassen sich in manchen Nächten gespenstige Lichter sehen. Von dort führte vor Zeiten nach dem „Klosterle“ im Thal ein unterirdischer Gang, worin ganz bequem eine Kutsche fahren konnte.

(Mitgetheilt von Bernhard Baader in Mone's „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1837. S. 304.)

St. Gallus im Harmersbacher Thal.

Vor Alters, als das Harmersbacher Thal noch eine Wildniß war, wohnte darin der heilige Gallus als Einsiedler. Seine Hütte stand an einem Brunnen und nächst einer Dornhecke, aus welcher manchmal ein wunderschöner Gesang ertönte. Eines Tages kam zu dem Heiligen ein Bär dahergehinkt und hielt ihm mit Stöhnen seine Lage hin, worin ein großer Dorn steckte. Gallus zog ihn geschickt heraus und nun führte ihn das dankbare Thier zu einem Felsen, wo er eine Menge wilden Honigs fand; auch wick es nicht mehr von seiner Seite, trug ihm Holz herbei und verrichtete sonstige häusliche Dienste *).

Als der Andrang der Leute zu dem Heiligen zu sehr überhand nahm, zog er sich eine Stunde weiter in das Thal zurück, an den Ort, wo jetzt die ihm geweihte Pfarrkirche von Oberharmersbach steht. Aber auch hier entging er dem Zulaufe der frommen Menge nicht, weshalb er sich mit seinem Bären in die

*) Einerseits scheint dieser Zug der Legende vom heiligen Hieronymus nachgebildet, der ebenso einen Löwen heilte, anderseits ist es bemerkenswerth, daß der Bär das Wappenbild des Klosters St. Gallen war, von welchem auch die Städte St. Gallen und Appenzell den Bären in ihre Wappen aufnahmen. Diese Sage von Gallus und dem Bären scheint daher auch in der Schweiz bekannt gewesen.

Schweiz begab, wo er nachmals das Kloster St. Gallen gründete. Ungeachtet seiner Entfernung pilgerten die Leute noch immer in das Thal zu seinen verlassenen Hütten, und als auch sie den Gesang aus dem Dornbusche hörten, suchten sie daselbst nach und fanden ein hölzernes Muttergottesbild mit dem Jesuskindlein im Arme. Dort erbauten sie nun eine Kapelle, und nachher ließ sich der Gesang nicht wieder vernehmen. Statt der Kapelle steht jetzt auf dem Plage die Wallfahrtskirche „Maria zur Kette“, und außen über ihrer Hauptthüre das hölzerne Madonnabild. Bei demselben haben schon Manche Hülfe gefunden, auch werden durch das Wasser des Brunnens verschiedene Leibesübel, besonders Augenleiden, vertrieben.

(Siehe Mones „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit.“ Jahrg. 1839.)

Gengenbach durch einen Kanarienvogel vom Brande gerettet.

Den 8. Januar 1789 in der Nacht, kam im Klosterseller zu Gengenbach — auf welche Art, ist unbekannt — Feuer aus. Der Pförtner schlief ruhig, aber sein besflügelter Retter wachte. Ein Kanarienvogel, den er im Zimmer hängen hatte, machte, von dem aufsteigenden Rauche belästigt, ein so heftiges Geräusch in seinem Bauer, daß er dadurch den Pförtner weckte, der, als er das Zimmer voll Dampf sah, schnell Lärmen erhob und die Klosterleute zu Hülfe rief. Durch schleunige Gegenanstalten ward das Feuer, das bereits dem Ausbruche nahe war, gedämpft und so das Kloster glücklich erhalten, nur das arme vergessene Vögelchen fiel als Opfer — es war im Rauch erstickt. „Wie also einst,“ — so parallelisirt mein treuherziger Chronist ganz naiv. — „die Stadt Rom durch der Gänse Geschnatter erhalten worden, so hat das Geräusch dieses Kanarienvogels das Kloster Gengenbach gerettet.“

Zum Andenken hat man das Thierchen ausgebälgt und auf ein kleines Gerüst gestellt, mit dieser Beischrift:

„SeXto IDVs IanVarII
JnCenDla ClaVstrI
StreptlanDo aVertI.“

M. S.

(Siehe „Bablsches Magazin.“ Jahrg. 1811. Nr. 10.)



Inhaltsverzeichnis

des Ersten Bandes.

	Seite.
Widmung.	
Vorwort des Herausgebers	VII.
Baden. Gedicht von Heinrich Heß.	XIII.
Vorspiel. Von H. Schnetzler.	XVII.
Einleitung, von Jos. Bader.	XXI.

Bodensee.

Die Schöpfung des Bodensee's. Von Gustav Schwab.	1
Die Prinzessin vom Bodensee. Von Georg Rapp.	5
Conradin am See. Von Gust. Schwab.	8
Das Blühen des See's. Von Fried. Otte.	11
Der Reiter und der Bodensee. Von Gust. Schwab.	11
Graf Gero von Montfort. Von Demselben.	14
Tegelstein. Nach Aloys Schreiber.	16
Constanz's Ursprung. Aus Dr. Speth's Chronik.	17
Der heilige Conrad und die Giftspinne. Eben daher.	19
Das Fundament nach dem Hausbau. Ebenb.	20
Der Jude in der Mordgasse. Ebenb.	20
Die Hand an Christi Nase. Ebenb.	21
Eine Wundergeschichte von vier Gerbern. Von Julius Leichlin.	21
Heinrich am Gries. Von Demselben.	22
Inr Geschichte der Judenverfolgung in Constanz.	22
Am Rhein bei Constanz. Von E. Kaiser.	23
Kaisers Wort, Gottes Wort. Von Eduard Duller.	24
Johann Fuß. Von Friedrich Otte.	28
Johannes Fuß. Von Freudentheil.	29
Ueber Fuß's Ende. Aus Dr. Speth's Chronik.	33
Ein merkwürdiger Zweikampf als Gottesurtheil in Constanz. Ebenb.	33
Der Fleischer von Constanz. Von G. Schwab.	36

	Seite.
Ein hübsch Lied, genannt „der Striegel.“ Aus „Knabe Wunderhorn 2c.“	38
Die Jungfrau Maria, als Schützerin von Constanz. Aus Dr. Speth's Chronik.	40
Ein Wogengrab. Von A. Schyllr.	41
Des Fischers Haus. Von G. Schwab.	43
Insel Mainau. Nach Al. Schreiber.	45
Die Maid von Bodmann. Von G. Schwab.	47
Das Crucifix bei der Mainau. Aus Mone's Anzeiger.	53
Insel Reichenau. Von G. Schwab.	53
Kadolfzell's Ursprung. Von R. Walchner.	54
Einer wunderthätigen Nonne wird das Handwerk gelegt. Von Demf.	55
Die Meeresburg. Von Levin Schüding.	56
Joh. Heuglin in Meersburg. Von Joseph Baader.	58
Benno von Kirchberg. Von G. Rapp.	59
Ueberlingen's Ursprung. Von G. Schwab.	61
Die Heidenhöhlen bei Ueberlingen. Von Dr. Heinrich Schreiber.	63
Das Märchen von den sieben Schwaben. Aus Lud Beschstein's „teutschem Märchenbuch.“	65
Schwäbische Tafelrunde. Altes Volkslied.	71
Der schwäbische Heiland. Aus Prof. Eiselein's „Sprichwörter der Teutschen 2c.“	73
Ueber die Benennung „Seehafen.“ Ebendaser.	74
Ueberlinger Judenmord. Von G. Schwab.	74
Der kupferne Kessel zu Bodmann. Von Demselben.	75
Entstehung der Burg Bodmann. Von Pfarrer Schönhut.	78
Karl der Dicke zu Bodmann. Von Jos. Baader.	79
Ueberraschende Hochzeit zu Bodmann Von Pfarrer Schönhut.	80

Einzgau.

Pfullendorf. Der rettende Brotlaib. Von R. Walchner.	81
— Viel Uebel um Aepfel. Von Demselben.	83
— Der in eine Wildgans verwandelte Gastwirth. Von Demselben.	84
Das große Faß im Klosterseller von Salem. Von Dr. Fidler.	85
Vom großen Faß zu Salmansweiler. Von Ignaz Hub.	87

Segau.

Sängergruß an Hohentwiel. Von Pfarrer Schönhut.	90
Poppeler von Hohenträben. Von Al. Schreiber.	94
Die Zerstörung von Hohenträben. Erste Sage. Von Demselben.	94
Zweite Sage. Von Heinrich Schreiber.	99
Hohenfels. Von Pfarrer Schönhut.	106
Burg Randed's Fall. Von Demselben.	106
Nellenburg. Von Demselben.	107
Blumenfeld. Ein Seitenstück zur Weinsberger Weibertreu. Von Demf.	108

Rheinthal.

Der Gnom des Rheinfalls. Von Wagner von Laufenburg.	109
Stiftung des Klosters Allerheiligen bei Schaffhausen. Von Purter.	110
Das Fräulein von Randenburg. Von Demselben.	112

Klettgau.

Der Alpenpfeifer. Von D.....	114
Der letzte Rüßaberger. Von Jos. Bader.	115
Die Burgfrau von Balm. Nach Al. Schreiber.	117
Thiengen. Ein freier Mann. Von Jos. Bader.	119

Albgau.

Vom Bauernkrieg 2c. Aus der Chronik des H. Hug von Bissingen.	120
Stühlingen. Der kühne Sprung. Aus Mone's Anzeiger.	121
Gespensst bei Schwaningen. Eben daher.	121
Das Bonndorfer Glöcklein. Von Eduard Lynker.	122
Die Frau von Weissenburg. Altes Volkslied.	124
Das Waldbhuter Männlein. Vonr.	126
Der Albkönig. Von Wagner von Laufenburg.	128
Die Kaisertanne im Schwarzwald. Von Demselben.	129
Die Brüder an der Alb. Von Jos. Bader.	131
St. Blasens Reichthum Aus Mone's Anzeiger.	134
Die dankbare Schlange. Aus Mone's Anzeiger.	134
Die rächende Hand. Von Jos. Bader.	135
Reiter ohne Kopf. Aus Mone's Anzeiger.	135
Gründung der Kirche im Todmoos. Aus Jos. Bader's „Herba.“	136
Gründung des Klosters Neuenzell. Eben daher.	139
Die Nixen vom Schluchtsee auf der Hochzeit. Von G. Schulz.	143
Der Hauenstein. Von König Ludwig von Bayern.	146
Die Burgfrau von Hauenstein Von Wagner von Laufenburg.	147

Waldstädte und Umgegend.

Die Sage vom Schloß Bielabingen. Von J. A. Rueb.	152
Hans zu der Gige. Von Demselben.	154
Tänze auf Kreuzwegen. Von Demselben.	155
Der Rarsauer Wein. Von Wagner von Laufenburger.	156
Die Wölfe. Von Demselben.	157
Der feurige Mann. Von J. A. Rueb.	159
Der Schatz bei der Brunnenstube. Von Demselben.	160
Der sich sonnende Schatz. Von Demselben.	160
Der gespenstige Pfaff. Von Demselben.	161
Der heilige Fridolin. Von J. R.	162

	Seite.
Fridolin. Von Al. Schreiber.	164
Der todte Zeuge. Von Demselben.	167
St. Fridolin und der Todte. Von G. Schwab.	168
Der Höllenhaden. Von Wagner von Laufenburg.	172

Breisgau.

Der Breisgau. Von H. v. Greiffenegg.	175
Die Wiese. Von Hebel.	176
Die wunderbare Harfe. Altes Volkslied.	184
Der wilde Jäger Habsberg. Aus Mone's Anzeiger.	186
Die Irrlichter. Von Hebel.	186
Der Fischer an der Wiese. Von Reinhard Reipel.	188
Der Schütze von Schopfheim. Von Demselben.	193
Lörrach's Ursprung.	196
Burg Rötteln.	197
Liebligers Tochter. Von Hebel.	199
Die Häfnetzungsfrau. Von Demselben.	203
Der Statthalter von Schopfheim. Von Demselben.	206
Auf der Hebelshöhe bei Schopfheim. Von Reinhard Reipel	214
Dorf Eichen und sein See.	216
Der Eichener See. Von Reinh. Reipel.	217
Der Lütplager. Von Pfarrer J. Schneider.	220
Die Erdmannshöhle bei Hasel. Von A. Schölz.	221
Die Erdmannshöhle. Von Reinh. Reipel.	224
Die gestörten Schatzgräber. Von J. A. Rueb.	236
Eichsel.	237
Konnenmattweiher. Von Fr. Otte.	237
Schönau. Von Pfarrer J. Schneider.	239
Der Wasserfall bei Todtnauberg. Von Pfarrer J. Schneider.	240
Das Gespenst an der Randerer Straße. Von Hebel.	242
Istein. Von Adolf Stöber.	243
Bürgeln. Von Pfarrer J. Schneider.	246
Sitzenkirch. Von Demselben.	248
Eine der Ottiliensage verwandte Legende von Sitzenkirch. Von Dems.	249
Die Unterhaltung bei dem Judengalgen nächst Müllheim. Von Pfarrer L. F. Dorn.	249
Der Hausgeist Rüdy. Aus Mone's Anzeiger.	254
Der Ruedy. Von Pfarrer L. F. Dorn	256
Badenweiler. Von Pfarrer Graf.	265
Badenweiler. Von Freiherrn v. Wessenberg.	268
Die Römerbäder zu Badenweiler. Von Fr. Otte.	269
St. Trutbert. Von Jos. Bader.	271
Schloß Staufen. Von Demselben.	272
Dem Kaiserstuhle. Von Ed. Lynker.	273

	Seite.
Der Kellermeister und seine Frau. Von Demselben.	275
Neun Linden. Von Demselben.	276
Die Katharinakapelle. Von Demselben.	278
Auf dem Herenberg. Von Demselben.	279
Der verrätherische Kuchen. Aus Mone's Anzeiger.	280
Die Teufelsburg. Von Ed. Lynker.	281
Das Brunnlein zu Bickensohl. Von A. Schölr.	282
Das Brautbrunnlein. Von R. Reipel.	284
Limburg. Aus M. v. Ring's „Ritterburgen Deutschlands 2c.“	287
Wie Eckart von Breisach Dietrichen zu Hülfe ritt. Aus dem „kleinen Heldenbuch“, bearbeitet von R. Simrod.	288
Der getreue Eckart. Von Lud. Tied.	292
Peter von Hagenbach's Ende. Von Niklas Vogt.	303
Ritter Peter von Hagenbach. Von Ludwig Rothholz.	306
Wolfdietrich's Buße in Burkheim. Von C. D. Müller.	311
Die Silberglocke von Lichtenek. Von Al. Schreiber.	313
Die Glocke auf Lichtenek. Von Hermann von Rottel.	314
Das Christglöckchen. Von J. Nep. Vogl.	315
Enderlin's Grab. Aus Mone's Anzeiger.	317
Die Geschichte von der Frau Demuth und der Frau Hurre. Von R. Spindler.	318
Schloß Hachberg. Von M. v. Ring.	334
Der Ritter von Schwarzenberg. Von Dr. Heinrich Schreiber.	335
Der Hirtenknabe auf dem Randel. Von Demselben.	342
Sudenthal. Von Julius Leichtlin.	347
Sage vom Sudenthal. (Andere Version) Aus Mone's Anzeiger.	349
Von dem Ursprung der Herzogen von Zeringen. Aus Jak. v. Rön- nigshofen's Chronik.	351
Zähringen's Ursprung. Von A. Schölr.	353
Ein Todtenbaum. Von Demselben.	355
Ausgang des Hauses Zähringen. Von Jos. Bader.	357
Der versteinerte Herzog. Von A. Schölr.	358
Friedrich von Baden. Von Konz.	360
Freiburg's Ursprung. Von Jos. Bader.	364
Das Münster zu Freiburg. Von Heinrich Schreiber.	364
Der Herzog von Zähringen und der Herr von Kyburg. Von Demf.	366
Das goldene Regelspiel auf dem Schloßberge. Von Demselben.	367
Die Burgfrau. Von Demselben.	367
Der unterirdische Gang in das Münster. Von Demselben.	368
Der Brunnen mit dem Männlein. Von Demselben.	368
Das Männlein am Geisbrunnen. Von Heinrich Schreiber.	369
Drei Kirchlein unter Einem Dach. Von Demselben.	369
Konrads von Würzburg Tod. Von A. Schölr.	370
Berthold Schwarz. Von Demselben.	374

	Seite.
Der Fleischer von Freiburg. Aus Jal. v. Königshoven Chronik.	377
„Heute Herr von Freiburg und nimmermehr!“ Von Dr. H. Schreiber.	377
Der böse Pfening. Von Julius Leichtlin.	379
Die Todtenglocke. Von Demselben.	380
Der Fliegenwedel. Von Demselben.	380
Hans Steutlinger. Altes Volkslied.	381
Das Nonnenbild am Freiburger Münsterchor. Von A. Schölz.	382
Jesuitentheater zu Freiburg. Von Julius Leichtlin.	383
Die Gebeine des heiligen Alexander. Von Dr. Heinrich Schreiber.	384
Freiherr von Fahrenberg. Von Julius Schneller.	385
St. Loretto. Von Jos. Bader.	386
Der Kanonier von Freiburg. Von Ignaz Hub.	387
Güntersthal. Von Jos. Bader.	388
St. Ottilien. Von H. Schreiber.	389
Ottile. Von Friedrich Rückert.	391
St. Ottilien. Von A. Schölz.	394
Der Venusberg bei Uffhausen. Von Dr. Heinrich Schreiber.	395
Das Perenthälchen. Von Demselben.	397
Der Springbrunnen zu St. Ulrich. Von Demselben.	397
Die Dreisam. Von Dr. Biechle.	399
Das Burgfräulein auf Wisneck. Von Dr. Heinrich Schreiber.	399
Himmelreich und Hölle. Von A. Schölz.	405
Herr von Falkenstein. Altes Volkslied.	407
Sagen von der Burg Falkenstein. Von Dr. Heinrich Schreiber.	409
Der Schwarzwald. Von Max v. Schenkendorf.	424
— — — Ein Nachstück. (Anonymus.)	426
— — — Lichtes Gegenbild. Von Schütt.	427
Geisterbesuch auf dem Feldberg. Von Hebel.	428
Die Kinder im Stollenbach. Von L. F. B.	434
Feldberg. Der Jäger. Nach H. Schreiber.	434
Feldsee. Von H. Schölz.	436
Littisee. Aus Mone's Anzeiger.	437

Sagen aus der Baar.

Das Kolmenweibchen. Von J. A. Rueb.	439
Das Jungfrauenkirchlein zu Böhrenbach. Von Demselben.	441
Entstehung der Wallfahrtskirche in Tryberg. Von Demselben.	443
Die sieben Höfe im Mittiswald. Aus Mone's Anzeiger.	444
Die Glocke zu St. Georgen. Eben daher.	445
† Billinger Sagen.	
Das wilde Feuer.	445
Romeias, der Billinger Simson. Nach Mittheilungen von Herrn Chorregenten Dürr.	447

	Seite.
Das Rad auf dem Billinger Rathshaus. Aus der Chronik von S. Fug von Billingen.	451
Der zauberische Pater. Von Chorreg. Dürr.	452
Die Kreuzvögel. Eben daher.	453
Volksfagen aus der Saar.	
Ruchtraut von Allmendshofen und die Kirche von Mistelbrunn. Von Dr. Fidler in Donaueschingen.	454
Das Gespenst in Donaueschingen. Von Dr. Fidler in Donaueschingen.	457
Der böse Graf von Neufürstenberg und der Esel im Wappen der Stadt Böhrenbach. Von Demselben.	459
Die Kreuzkapelle in Weisingen. Von Demselben.	461
Die Schächertage. Von Lucian Reich.	462
Das Detrischen-Elsele bei Hüsingen. Von Demselben.	463
Das weiße Fräulein von Kallenberg. Aus Max v. Ring's „Ritter- burgen Deutschlands.“	465
Der Schwede zu Wildenstein. Eben daher.	466

Kinzigthal und Seitenthäler.

Wie der Teufel und ein Weib miteinander das Städtlein Schiltach verbrennen. Von R. Walchner.	468
Das Bergmännlein. Von Bernhard Baader.	472
Burg Falkenstein im Schappacher Thal. Von Jos. Bader.	473
Der Schlangenhof im Schappacher Thal. Von A. Schölr.	474
Warnungszeichen.	476
Der Seewenhof bei Rippoltsau. Von Bernhard Baader.	476
Die Schwedenschanze. Von Georg Rapp.	477
Spud und Schap. Von Bernhard Baader.	479
Der weiße Mann und der Bauer. Von Demselben.	479
Der Teufelsstein. Von Demselben.	480
Sagen von Benau. Von Demselben.	481
Hornberg im Gutachthale. Aus Max v. Ring's „Ritterburgen Deutschlands.“	482
Das Felsenfräulein. (Oberrheinische Zeitung.)	483
Das Hornberger Schießen. Von J. Eiselein.	485
Die seltsame Fahrt. Von Bernhard Baader.	485
Das Geistermädchen. Von Demselben.	486
Sagen vom Hausacher Schloß. Von Demselben.	487
St. Gallus im Farmersbacher Thal. Aus Mone's Anzeiger.	487
Gengenbach durch einen Kanarienvogel vom Brande gerettet. Aus dem „Badischen Magazin.“	488



Berichtigungen:

Seite 147 Vers 2 von unten statt „will“ lies „eilt“.

In der Sage „Hans zu der Gige,“ Seite 154, ist der Name des Schloßes unrichtig bezeichnet, es muß statt „Richberg“ heißen: „Rheinberg“.



10/1

